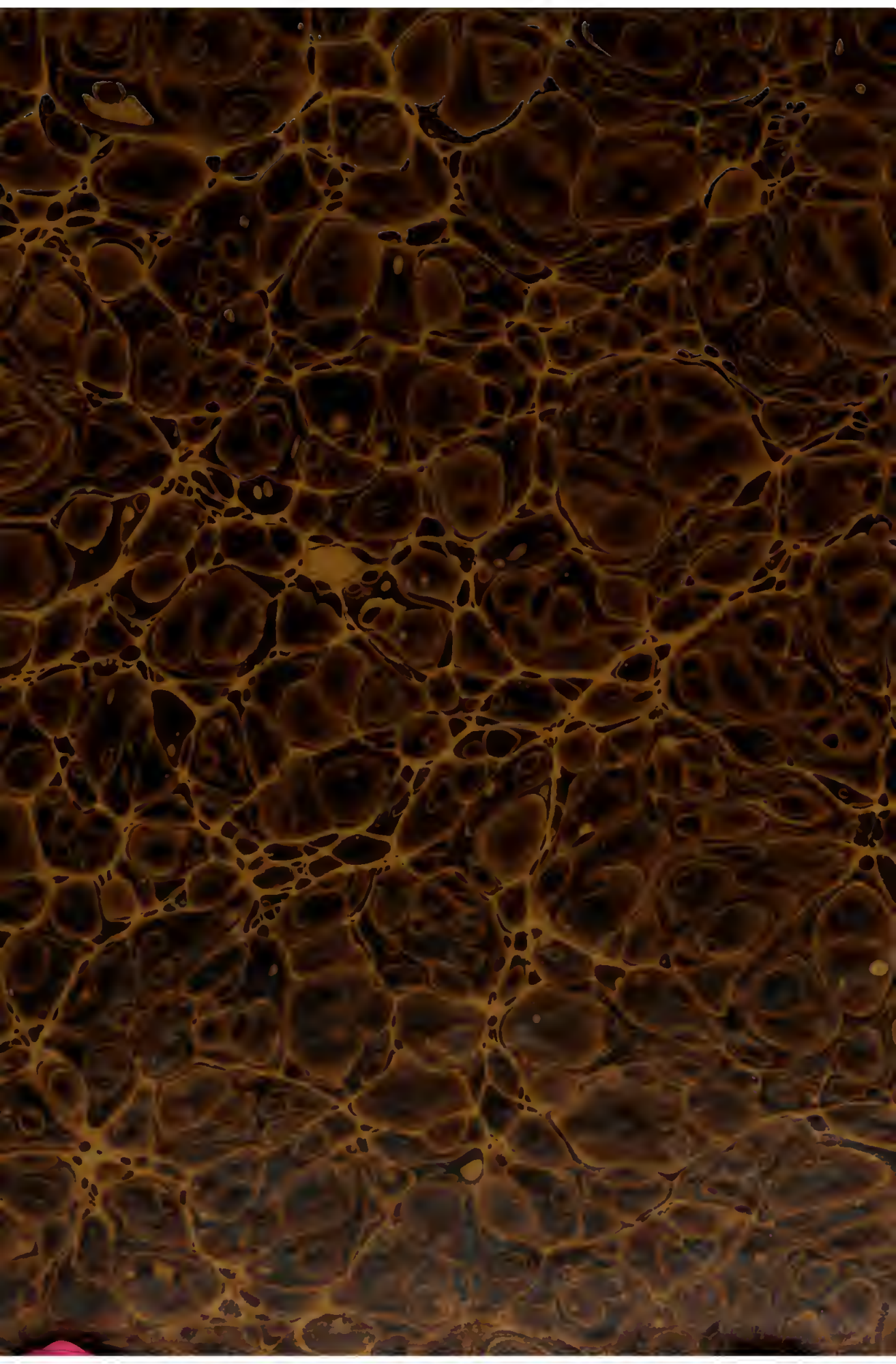
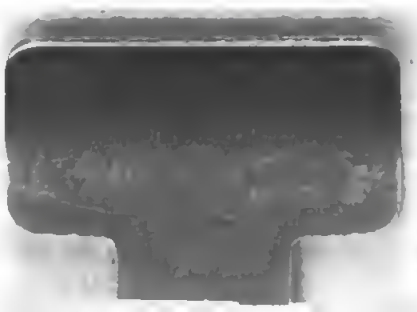


134 Bibl. Mont.



Digitized by Google

<36640795950012

<36640795950012

Bayer. Staatsbibliothek

Jahrbücher der Literatur.

Funfzigster Band.

1830.

April. May. Juny.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des funfzigsten Bandes.

Seite

Art. I. Reisen ins osmanische Reich (Schluß) 1

II. Baron G. Cuvier's Geschichte der Fortschritte in den Naturwissenschaften seit 1789 bis auf den heutigen Tag. Aus dem Französischen von Dr. F. A. Wiese. 4 Bände. Leipzig, 1828—1829. 89

III. Briefe aus Italien über das Geheimnißvolle der Schönheit und die Kunst. Von J. G. v. Quandt. Gera, 1830. 133

IV. 1) Musée de sculpture antique et moderne; dédié au Roi par M. le Comte de *Clarac*. *Paris*, 1826—1828. 4 livraisons Text, welche den vollständigen ersten und den Anfang des zweyten Theiles bilden.

2) Monumens inédits d'antiquité figurée grecque, etrusque et romaine, recueillis pendant un voyage en Italie et en Sicile, dans les années 1826 et 1827, par M. *Raoul-Rochette*. 1ère et 2de livraisons. *Paris*, 1828.

3) Pompéi. Choix d'édifices inédits. Première partie: Maison du poète tragique: par *Raoul-Rochette* et *J. Bouchet*. 1. et 2. livr. *Paris*, 1828 . . 163

V. Tableau de l'Egypte, de la Nubie et des lieux circonvoisins etc., par M. *J. J. Rifaud*, de Marseille. Paris, 1830 188

VI. Göthe's neueste, in der letzten Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (Stuttgart und Tübingen, von 1827 bis jetzt 30 Bände) zuerst bekannt gemachte Schriften.

1. Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden (Werke, 21. u. 22. Band).

1. Zweyter römischer Aufenthalt, vom Juny 1787 bis April 1788 (Werke, 29. Band) . . 192

VII. Kirchliche Topographie von Oesterreich, oder: Historische und topographische Darstellung der Pfarren, Stifte, Klöster, milden Stiftungen und Denkmäler im Erzherzogthume Oesterreich:

Siebenter Band: St. Pölten und dessen Umgegend, oder: Das Dekanat St. Pölten. Von Johann Frast.

Achter Band: Korneuburg und Stockerau und ihre Umgebungen, oder: Das Dekanat am Michelsberge. Mit zwey Abbildungen und der Dekanatskarte. Von Aloys Schützenberger.

Neunter Band: Historische und topographische Darstellung von der Stadt Salzburg, mit der ausführlichen Geschichte des Benediktinerstiftes zu St. Peter in Salzburg, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte Oesterreichs und der Erzbischöfe von Salzburg. Von Ambros Beczicz̆ka. Wien. 1828. 1829 . . . 207

VIII. Für Freunde der Tonkunst, von Friedrich Rochlitz. Dritter Band. Leipzig, 1830 250

IX. Gesammelte Schriften von Thomas und Karl August West. Vier Bände. Braunschweig, 1829 . . 274

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. L.

Seite

Verzeichniß persischer, mit germanischen, namentlich in der gothischen, dänischen, holländischen, schwedischen, englischen, griechischen, lateinischen, deutschen Sprache, und aus den Mundarten der letzten, in der alemanischen und österreichischen, verwandter Wörter 1

Der Sarkophag von Aquileja. 29

Ein Beytrag zur altdeutschen Baukunst: Die alte Säule bey Wiener-Neustadt 31

Jahrbücher der Literatur.

April, May, Juny 1830.

Art. I. Reiſen ins osmaniſche Reich (Schluß).

IV. Kleinaſien im weiteſten Sinne.

Neun der vorgenannten Reiſenden haben Kleinaſien durchſtrichen. Die fünf Engländer Leake, Arundel, Macfarlane, Madden, Emerſon; die zwey Franzoſen Buſſiere und Fontanier; der Pole Graf Raczynski und der Deutſche Prokeſch; der Letzte hat nur ein paar Punkte der aſiatiſchen Küſte (Smyrna und Epheſus) berührt, des Vorletzten Reiſe hat den weiteſten Umfang, aber die geographiſch gehaltreichſten ſind die beyden erſten Arundel's und Leake's. Arundel hat die ſieben Kirchen der erſten chriſtlichen Gemeinen beſucht, welche vor ihm ſein Landsmann, Doktor Smith, alle ſieben, und andere Reiſebeſchreiber, wie Ricaut, Chishull, Pococke, Chandler, Dallaway, Tournefort, van Egmont und Choiſeul Gouffier, zum Theil beſucht haben. 1) Epheſus, deſſen Ruinen den Stoff zum Bau des Schloſſes von Ajoßoluk (die türkiſche Verſtümmlung des griechiſchen *Αγιος Θεολογος*) hergegeben, iſt ſchon von Chandler, welchem Arundel folgt, ausführlich beſchrieben worden; Prokeſch (II. S. 277) hat den Namen des Schloſſes Ketſchikalaa (Ziegenſchloß) in Ketſchilkalaa, und den des Flüßchens Aidnidſchik als Aiditſchek verhört; er fand auf dem Berge Prion, den die alte Epheſos in ihren Mauern umſchloß, eine Grotte von hundert Schritten Länge und vierzig Breite, wahrſcheinlich dieſelbe, wohin die morgenländiſche Sage die Geſchichte der Siebenſchläfer verlegt. Er hält die großen Trümmer (vier rieſige Mauermaſſen, Thürmen nicht unähnlich) am Sumpfe, der ſich längs des Berges Koryſſos hinzieht, für die Ruinen des Dianentempels, welchen Chandler und andere nicht darin erkennen wollten. Von der Waſſerleitung, von welcher Choiſeul Gouffier im Jahre 1776 nur 37 Pfeiler als erhalten angab, fand er 51 ganz, vier halb und von 36 das ſichtbare Fußgeſtell. Emerſon gibt die türkiſchen Namen der Berge Galeſſus und Prion, indem er jenen (I. p. 120) Aleman, dieſen (p. 133) Lepre, das Schloß Kezelhiſſar (ſprich Kiſilhißar) nennt; iſt die letzte Benennung die richtige, ſo iſt der Irrthum von Prokeſch, der es als Geißſchloß überſetzt, ein doppelter. Den Namen Trianda's, der richtig bey Arundel (S. 18), verſtümmelt Emerſon (S. 17) in

Terenda; Turbali ist nach aller Wahrscheinlichkeit die Verstümmlung von Metropolis, dessen Ruinen in der Nähe, das Prokesch aber zu Jenikŏi (nicht Zenikŏ S. 337) vermuthet. Für die Richtigkeit von Arundel's Angabe sprechen auch die von ihm hier aufgelesenen Inschriften; er kam über Inekbasar, wo zuerst der englische Gesandte Hamilton die Ruinen Magnesia's am Mäander entdeckte, welches früher zu Güselhißar vermuthet ward, und über Nasli (nicht Nosli) nach der zweyten alten christlichen Gemeine Laodicäa. Richter (S. 536) hält noch irrig Güselhißar für Magnesia am Mäander:

»Man kann sich nichts Herrlicheres denken,« sagt er (S. 536), »als den Weg von Nasli nach Güselhißar. Ihn umgeben ununterbrochen Gärten und Felder voll Obstbäume von außerordentlicher Größe, und alle Viertelstunden findet man einen Brunnen, Grabkapellen, Buden oder Kaffanes malerisch im Schatten großer Platanen versteckt.«

2) Laodicäa wird von den Türken nur Eskihißar, d. i. das alte Schloß, genannt; Arundel kam Chonas vorbey, ohne sich zu überzeugen, wo der Lykos unter dem Grunde verschwindet und wieder hervorkömmt; er besuchte den Salzsee von Anava, Adschigöl, d. i. Bittersee, nicht Hagee Ghioul, welches Hadschigul ausgesprochen, der Pilger-Waldteufel heißt; denn Hadschi heißt ein Pilger, Adschi aber bitter, Ghul heißt ein Waldteufel, Göl aber ein See. Wann werden Reisende in der Levante sich endlich von der Nothwendigkeit, türkisch zu lernen, überzeugen, ehe sie die Namen von Oertern und Flüssen auf obige Art verstümmeln und radebrechen. Wenn bey Prokesch durch Druckfehler die Ziege Ketschil statt Ketschi heißt, so haben Arundel und Leake den Namen Ketschiburlu richtiger Ketsiburlu geschrieben; dieses Burlu ist keineswegs, wie man glauben möchte, eine Verstümmlung von *Πολις*, sondern bedeutet im Türkischen einen großen rothen Apfel, und ist als Ortsbenennung mehreren asiatischen Oertern gemein, wie z. B. Saafranburlu, der Geburtsort des berühmten Sultanlehrers Dschindschichodscha unter Sultan Ibrahim, und der Geburtsort des jüngst vom Kaiser Nikolaus an den König von Preußen als Muster der neuregulirten Truppen gesandten Lieutenants Mustafa. Arundel kam am Salzsee von Burdur vorbey nach Isbarta, das von vorigen Reisenden nur Paul Lucas besuchte, und welche Arundel für das pisidische Antiochien hält, was aber (wie Leake's Note bemerkt) ungegründet, wenn Apamia zu Dinari zu suchen ist. Sicherer ist die Bestimmung von 3) Sagalassus, der dritten christlichen Gemeine zu Aghladun, welches bloß die Verstümmlung des alten Namens, auf deutsch er weine heißt. Die Stadt Burdur (von Leake besucht,

p. 137) soll 4000 türkische Häuser, 150 griechische und 30 armenische haben. Die Einwohner gerben und färben Leder, weben und bleichen Leinwand. Die Griechen hier herum haben fast alle ihre Muttersprache verlernt, was nicht zu wundern, wohl aber die Angabe Arundel's (S. 121), daß alle Grabsteine zu Isbarta türkisch mit griechischen Buchstaben. Den Ort Bulawadin, welchen Leake (p. 37) Bulwudun und Arundel (p. 163) Bulladan schreibt, wird von Mannert für das alte Philomelium oder Φιλομηδην, von Rennel und Macdonald für das alte Dinias gehalten. 4) Philadelphia, heute Alaschehr, d. i. die bunte Stadt, nicht wie Arundel schreibt: Allah Sher, was Gottesstadt hieße. Der Stellvertreter des Pascha heißt Mutesellim nicht Motslem. So verstümmelten schon die Byzantiner den Namen des türkischen Herrn dieser Stadt Dschüneid in Cincis. 5) Sardis von Arundel mit Chandlers Worten beschrieben. 6) Thyatira, heute Akhißar, d. i. Weißschloß. Von hier kehrte Arundel über Magnesia längs Sipylus nach Smyrna zurück; auf seiner zweyten Reise wollte Arundel Birgi, das am Abhange des gleichnamigen Berges, des Tmolus liegt, besuchen, mußte aber einen anderen Weg einschlagen, und konnte daher nicht die eine Stunde von Birge gelegenen Ruinen des Orts Tapaja besuchen, welche er für Hypäpa hält, wofür bisher Birge galt; Birge ist der Geburtsort des türkischen Canisius, Birgeli Mohammed Efendi, welchen Orientalisten so irrig Berkewi oder Berkeli schreiben. Auf dieser zweyten Reise besuchte Arundel das Schloß Uschak (nicht Hushak), in dessen Umgegend die Turkmanen die berühmten Teppiche Uschaki verfertigen, und das auch durch Opium berühmt, wie Halwadschikör durch Halwa (türkischer Honigkuchen); merkwürdig genug nennt Herodot am Mäander die Stadt Kallatebos, in qua sunt opifices mellis e myrica et tritico conficiendi (VII. 31). Smyrna, die siebente der christlichen Gemeinen, hat noch kein Reisender so umständlich ausgemalt, als Macfarlane. Bussierres begnügt sich, wie durchaus, mit einer oberflächlichen Schilderung; Macfarlane erklärt den günstigen Eindruck, welchen Smyrna auf die Reisenden machen muß,

»welche von Morea oder den verarmten griechischen Inseln dahin kommen, oder auf die so eben sich aus der Etikette von Pera herausgearbeitet, noch unter der erstarrenden Influenza der steifen perotischen Gesellschaften, aus Sekretären von leicht beweglichen Zungen und Füßen und Schlafhauben von Dragomanen *) zusammengesetzt, mit ihren nicht besseren Hälften, den Kleinhändlerinnen der Mienen, die sich die Frau Bot-

*) Flippant secretaries and arowsy drogomans.

schafterin gibt [1]); natürlich ist das Wohlbehagen dieser Reisenden, sich an einem Orte zu befinden, wo keine Etikette (ausgenommen unter den Konsuln), wo leichter, vertraulicher Umgang zwischen allen Parteyen, wo man jeden Abend in eine Gesellschaft ohne Ceremonien gehen, und junge hübsche Levantinerinnen treffen kann, welche zu lachen und zu tanzen und angenehm zu seyn verstehen; wo man Männer trifft, welche zwar weder durch hohe Grundsätze, noch durch hohe Verstandeskräfte ausgezeichnet, welche aber freundlich und höflich sind. Alle diese Reisenden setzen Smyrna (das Paradies in der Wüste) hoch oben in der Stufenleiter angenehmer Aufenthaltsörter, und sind bereit, einen Schleyer über die Mängel und Unreinigkeiten dieser Stadt zu ziehen.«

Dem Verfasser (Macfarlane), welcher von Malta aus angenehmer Gesellschaft kam, erschien Smyrna zuerst in ganz anderem Lichte:

»Die hölzernen Häuser unansehnlicher und gebrechlicher, die Straßen enger und schmutziger, die Luft schwüler und drückender, die Stechmücken (Mosquitoes), Flöhe und anderes Ungeziefer größer und bösartiger, als er sie irgendwo gefunden. Die Franken (doch nur die Männer) seltsame Amphibien, weder Christen, noch Türken, weder Asiaten noch Europäer, besonders auffallend die allgemeine Abwesenheit von Unterricht, Geist und größeren Ansichten; dieser Mangel muß wahrhaftig zu unserer Zeit erstaunen an Leuten, die in England, Frankreich, Italien u. s. w. geboren sind, oder von Aeltern aus diesen Ländern herstammen. Sie scheinen abwechselnd sorglos und träg, wie Moslimen, ohne wie dieselben auffallend und malerisch zu seyn, und wieder leicht und eitel, wie Griechen, ohne derselben Leichtigkeit und natürliches Talent; ihr herrschendes Vergnügen, drey oder vier Stunden auf einem Sofa oder hölzernen Stuhle zu sitzen, und zehn bis zwanzig Pfeifen zu rauchen, ein sehr ungenußbares [2]); ihr Kasino oder Versammlungssaal mit unendbaren Gesprächen über Feigen, Schwämme und Seeräuber, mit drey Monat alten Zeitungen eine noch schwerfälligere Unterhaltung [3]). Die Mannigfaltigkeiten der Trachten und Gestalten der Türken, Griechen, Armenier, Juden und Franken, die sich in den engen Straßen drängen und zwängen [4]), ist eine Zeitlang unterhaltend, vergeht aber bald, und hat eine unangenehmere Empfindung zur Folge; jede Klasse dieses seltsamen Gemenges verliert die charakteristischen Merkmale ihrer Kaste und Nation; bey keiner Gemeingeist oder Rassenwesen zu sehen. Turban und Kaftan machen aus dem Franken einen Türken, Hut und Frack aus dem Türken einen Franken. Der moralische Unterschied ist nicht viel beträchtlicher, und dasselbe gilt von allen Mammonssöhnen jeder Rasse, welche sich in dieser großen levantischen Skala umhertreiben; dieß war der erste Eindruck, der aber in der Folge und nach genauerer Prüfung manche Abänderung erhielt. Die Frauen von Smyrna, von deren Schönheit so viel erzählt und geschrieben wird, erscheinen, wenn in gehöriger Weite gesehen und bey offenen Fenstern (an denen sie fast den ganzen Tag hindurch liegen) bezaubernd; ihr turbansförmiger Kopfputz höchst anmuthsvoll und ein fac simile des Styles alter Statuen, welche die Werke der talentvollsten asiatischen Griechen und zierlicher Jonier. Der Kopf in der Regel schön gebildet, ihre regelmäßigen und gewölbten

[1]) The second-hand retaileres of the airs of Mad. l'Ambassadrice.
[2]) a very dull one. [3]) duller still. [4]) jostling together.

Augenbraunen, ihre großen, kohlschwarzen Augen mit langen seidenen Wimpern befranset, die Farbe und der Ausdruck ihres Gesichts eine Mischung von Schmachten, Fröhlichkeit und Koketterie, sind berechnet, in die Augen zu stechen, und stechen wirklich in die Augen in gewisser Entfernung, aber gleich Gemälden (wenn sie den Zauber in voller Kraft erhalten wollten), sollten sie nie von ihren Rahmen (den Fenstern) heruntersteigen, wo nur der vortheilhaftere Theil ihrer Gestalt sichtbar, wo ihre Mängel versteckt sind, und wo man nicht ausnimmt, daß ihre Augenbraunen gefärbt sind, und daß sie die Lilien und Rosen ihrer Gesichtsfarbe dem Bojadschi, d. i. dem herumwandernden Farbenverkäufer, danken.«

Den Schlagschatten zu diesem ohnedieß dunkel gehaltenen Gemälde gibt die darauf folgende Beschreibung des englischen Kirchhofs und Spitals, und der mit Gräben von stinkendem Wasser durchschnittenen Vorstadt les jardins, welche von den Engländern Bond street und von den Franzosen la rue des roses, von den Griechen nicht so schön, aber treffender Koprinis, d. i. Misthaufen, genannt wird. Der Verfasser erzählt hierauf die Scenen der Griechenmetzeley, die zu Smyrna leicht gewordene Unterdrückung der Janitscharen und die Einrichtung der neuen Truppen (tacticos), von denen die Abbildungen beygefügt sind; Smyrna's vorzüglichste Ausfuhr, Feigen und Zibeben, gehen nach Europa, Opium vorzüglich nach Amerika, Ziegen-, Schaf- und Kamehlhaare, Hasen- und Kaninchenfelle, Ladungen von Galläpfeln und Vallonea [1]). Macfarlane schildert die Gesellschaft von Smyrna, das stolz auf den Titel: Le petit Paris du Levant, in der Folge sehr günstig im Gegensatz mit perotischer Steifheit und dortiger diplomatischer Kleinstädterey, endet aber das oben angefangene Büstengemälde der smyrnischen Schönen auf folgende [2]) Weise:

»Ihre lieblichen Köpfe und Nacken sitzen insgemein auf einem plumpen, schwerfälligen Leibe, der durch Trägheit erschlafft, durch schlechte Kleidung entstellt, gänzlich des Ebenmaßes entbehrt, welches zur Schönheit des lieblichsten Gesichtes stände; ihre Füße sind groß und gemein, und sitzen am Ende von Schenkeln, die einem Lastträger wohl anständen; ihrer Hände Maß und Zartheit schickt sich wohl zu der ihrer Füße; sie sitzen immer mit einem unterschlagenen und dem anderen über die Sofa herunterhangenden Beine, daher ein Franzose, der sie zum ersten Male sah, fragte: Si les belles dames de Smyrna n'avoient qu'une jambe ?«

Emerson [3]) bemerkt, daß Smyrna von wenigen Reisenden gehörig beschrieben worden, weil die, so nach dem Süden ziehen, in der Erwartung wichtigerer Gegenstände, und die, so von der

---

1) Dieser Name ist nur die Verstümmlung des türkischen Balan, d. i. der Eiche, welche diesen Auswuchs gibt.

2) Desinit in piscem mulier formosa superne.

3) Letters from the Aegean, I. p. 63.

Türkey nach Hause, von dem Gesehenen übersättigt, Smyrna nicht gehöriger Aufmerksamkeit würdigen. Emerson, der von hier seine levantische Reise begann, und dem der Kontrast des Morgen- und Abendlandes hier zuerst in die Augen sprang, ward durch die Minareten an die berühmten Pilar Towers Irlands, und durch den Gebetausruf des Muesin an die Gebräuche der ersten christlichen Kirche (Kap. III. VI.), wo Peter und Johannes zur neunten Stunde, als der des Gebetes, in den Tempel gingen, erinnert. Er besuchte die Stelle des sogenannten Tempels Homers und des Bades Diana's, an welchem Macfarlane (S. 56) das schwerfällige Wesen der Armenier beobachtete, die, in Wolken von Rauch eingehüllt, nie lächeln.

»Die Armenier,« sagt er, »sind von grober Unwissenheit, und geben sich die Miene, zu verachten, was sie nicht im mindesten kennen, die Reize der Literatur und den Schmuck der Kunst; doch besitzen sie mechanische Geschicklichkeit, welche sie in dem Besitze der Gewerbe von Juwelenhändlern, Färbern, Webern, Schmieden u. s. w. erhält; sie haben ihre alte Sprache für die ihrer Herren, der Türken, ausgetauscht, und sprechen selbst unter einander bloß türkisch; wenige von ihnen lesen oder schreiben das Armenische (die Kirchensprache), oder verstehen, was ihnen vorgelesen wird. Man muß die Folgsamkeit, die Erniedrigung, die gänzliche Niederwerfung dieser Leute vor den Musulmanen sehen, um dieselbe zu begreifen; doch erreichen sie dadurch ihre Zwecke, und die Türken, welche nichts zu fürchten haben von einer Rasse Menschen, die kaum Muth genug haben, eine Pistole abzufeuern, betrachten sie als eine Art von Günstlingen, und heißen sie, um ihre Sanftmuth, Geduld und Unterwürfigkeit zu schildern, Menschenkamehle! Andere Eigenschaften des Kamehls, die als Gegenstand des Vergleichs mit Menschen nicht sehr schmeichelhaft, mögen mit allem Fug auf das armenische zweyfüßige Thier angewendet werden.«

Der Verfasser meint vermuthlich den lange verhaltenen untilgbaren Groll des Kamehls, wodurch sich noch jüngst die schismatischen Armenier in der Verfolgung ihrer katholischen Landsleute so schändlich ausgezeichnet haben.

»Die Juden von Smyrna sprechen, wie die der Barbarey, Aegyptens und Konstantinopels, eine verderbte spanische Mundart. — Wiewohl moralisch unterdrückt, sind sie insgemein fröhlichen Sinnes, leichten Herzens und gesellschaftlich unter sich; sie feyern ihre Religionsfeste, Trauungen, Vermählungen und Geburten mit Gastmahl und Musik.«

Macfarlane hebt die Parteyungen der Gesellschaft von Smyrna hervor, die sich nach den zwey verschiedenen Landsitzen der reichen Kaufleute und Konsularbeamten in die von Budscha und Burnabad theilt. Wie aber immer die konsularische und nicht konsularische Gesellschaft getheilt seyn mag, so vereinen sich doch alle in dem beständigen Gespräche über Feigen, welche der Hauptartikel des Handels und der Hauptgegenstand der Unterredung.

Macfarlane und Doktor Madden sind hierüber ganz einstimmig.

»Zur Zeit, wo die Feigen gepackt werden,« sagt der erste, »ists nicht möglich, am Gestade weiter zu kommen, wo von allen Seiten die Feigenfässer dahergerollt werden. Nach drey Uhr Morgens ist es unmöglich zu schlafen, ob des Lärms von zwey- bis dreyhundert Weibern und Kindern, die nichts als Feigen picken und packen, rund herum nichts als Feigengespräch: Wie sind die Feigen? — Was kosten die Feigen? klingt vom Morgen bis Abends in die Ohren; Smyrna's ganzer Sinn scheint nur für Süßigkeiten Platz zu haben. Fragst du um Neuigkeiten, so hörst du, daß die Feigen treiben; klagst du über die Hitze, so erhältst du zur Antwort, daß die Feigen üppig reif; trinkst du Jemand bey Tisch die Gesundheit zu, so denkt er nur an seine Feigen zu ebener Erde.«

So auch Madden (I. p. 147):

»Fragst du um die Gärten von Burnabad, so hörst du, daß dorten Feigen im Ueberfluß; erkundigst du dich um die Merkwürdigkeiten des Platzes, so führen sie dich auf den Feigenmarkt; begehrst du Auskunft über die Politik, sagen sie dir, daß die Feigen niedrig stehen — kurz der ewige Gegenstand des Gesprächs ist Feigen, Feigen, Feigen! und wenn sie sterben, findet man in ihren Herzen vermuthlich noch das Wort Feigen geschrieben.«

Madden beschreibt hierauf die höchst ekle Art, womit die Feigen gepackt werden, die einem wirklich allen Genuß derselben verleiden könnte, und Macfarlane (S. 66) das Elend der langen, weißen, fetten Feigenwürmer, wider die Reisende, welche mit frischgepackten Feigen in demselben Schiffe, keine Hülfe finden. Wie zu Smyrna die Feigen, sind zu Tscheschme die Zibeben der einzige Gegenstand der allgemeinen Beschäftigung und Unterhaltung. Von Tscheschme besuchte Macfarlane Chios, wo 15,000 Griechen, der Rest der ehemaligen Bevölkerung von 100,000 (S. 82). Fontanier (I. p. 135) gibt die Zahl des letzten Griechenverderbens auf 40,000 an; im tiefsten Asien, zu Bagdad und Baßra, fand er Frauen von Chios als Sklavinnen et des enfants que l'on avoit convertis au mahométisme et qui appartenaient à des Arabes aux plaisirs honteux desquels ils servaient. Wie zu Smyrna und Tscheschme Feigen und Zibeben, sind hier Orangen und Citronen der Hauptgegenstand des Handels; sie werden in Weidenkörbe gepackt, die man Kufen nennt. Fontanier besuchte die Mastixgegend, die schönste Fläche der Insel, und gibt über die Art, wie der Mastix gesammelt wird, und über die Gebirgsarten der Insel Auskunft, indem er, vorzüglich Geologe, hier wie überall die Bestandtheile des Gebirgs untersucht. Macfarlane kam über Wurla, das an der Stelle des alten Clazomenä steht, nach Smyrna zurück, und ging von hier über Menimen (das *Μαινομενος*

der Byzantiner) nach Pergamos, das früher von Dallaway, jüngſt von Arundel beſchrieben worden, und gibt die Abbildung des durch Choiſeul Gouffier berühmt gewordenen Gefäßes von Pergamos. Die erſt jüngſt in dieſe Statthalterſchaft wieder eingeſetzte Familie Kara Osman ſchreibt er irrig Carasman; von Pergamos ging er über Kirkagadſch, wo großer Wollmarkt, nach Magneſia, wo der Pallaſt Sultan Murad's in Schutt zerfällt; der Chan Kara Osmans iſt vorzüglich wohl erhalten. Außer achtzehn kleinen Moſcheen (Mesdſchid) hat Magneſia zwey große (S. 180), welche die Vergleichung mit konſtantinopolitaniſchen aushalten. Macfarlane beſuchte die Medreſe, d. i. das Kollegium, an welcher funfzig Studenten der Geſetzwiſſenſchaften; ſo beſuchte er auch eine Schule (Mekteb). Von dem ſchönen rothen Glaſe der kaiſerlichen Moſcheen, welches ſchon Chishull erwähnt, fand Macfarlane eine Menge in den verſchiedenen Häuſern, ſowohl zu Pergamos als zu Magneſia, konnte aber eben ſo wenig, als Arundel, der auch darnach forſchte, die Fabrik desſelben entdecken. Die Bevölkerung Magneſia's gibt er auf 20000 Türken, 1000 Griechen, 3000 Armenier und 1000 Juden an; von hier ging er längs des Fußes des Berges Sypylus (wo die koloſſaliſche Statue der Kybele), über Kaßaba (nicht Caſabar) nach Sardes, deſſen verwüſteten Zuſtand Emerſon *) der Tyranney Kara Osmanoghli's zuſchreibt. Die Ruinen von Sardes hat am beſten der Reiſende Cockerell im Anhange zu Leake's Reiſe beſchrieben, wo der Plan des Tempels der Kybele. Von Sardes aus beſuchte Macfarlane den gigäiſchen See (ein ſchönes Waſſerſtück, fünf engliſche Meilen lang und drey breit), die lydiſchen Grabhügel und den größten des Königs Alyattes. Cockerell gibt in demſelben Anhange eine lehrreiche Vergleichung von eilf alten Tempeln, nämlich des Dianentempels zu Epheſus, des Bacchustempels von Teos, des der Kybele zu Sardes, der Juno zu Samos, der Branchiden zu Miletos, der Artemis Leukophryene zu Magneſia, des zu Priene, Agrigentum, Selinus, des Parthenons und des olympiſchen zu Athen. Die Reiſe Leake's, deren Beſchreibung er zum erſten Male in den Memoiren Walpole's und jetzt insbeſondere herausgegeben, ging von Konſtantinopel über Konia nach Cypern und Atalia. Derſelbe erörtert die alte Geographie Kleinaſiens mit tiefer Kenntniß der Quellen und aus Selbſtanſicht; Bulawadin iſt wahrſcheinlich nur die verderbte Ausſprache von *Πολυβοτον*. Die Steingruben auf dem Wege von Chosrewchan ſind wahrſcheinlich

*) Letters from the Aegean, I. p. 199.

die des dokimischen oder synnadischen Marmors. Synnada war sechzig Stunden von Dokimia, und die Ruinen von beyden sind noch aufzufinden. Richter hält Sogut, das er Segut schreibt, für Synaus, wozu ihn vielleicht bloß die Namensähnlichkeit verleitet hat, Sogut ist aber bloß die türkische Uebersetzung des arabischen Namens Ssiffaf, d. i. Weide, und dieses bloß die Verstümmlung der byzantinischen Θηβασια. Bejad ist vermuthlich das alte Beudos. Die Schwierigkeit, die Oerter dieser Straße nach Xenophon (Rückzug der Zehntausend) zu bestimmen, wird ersichtlich gemacht. Eregli scheint an der Stelle Archalla's zu stehen; der See von Ilghun ist wahrscheinlich der Trogites Strabo's. Die Angabe, daß Sultan Murad IV. über den See von Kirschehr (palus Tattaea) im Jahre 1638 auf seinem Marsche nach Bagdad einen Damm baute [1]), ist aus dem Grunde zu bezweifeln, daß der Marsch Murad's nicht auf dieser Straße, sondern auf der von Akschehr und Konia ging [2]). Leake erörtert weiter (S. 78) die Lage der noch nicht aufgefundenen Städte Juliopolis oder Gordiume, Pessinus und Amorium. Santabaris scheint zu Seidel-Ghasi oder in der Nähe zu suchen seyn. Die wichtigste Ausbeute für den Alterthumsforscher sind die Inschriften der Grotten auf dem Wege von Seidel-Ghasi nach Chosrewchan im Thale Doghanli (Nacoleia). Referent hat eine Abschrift dieser Inschriften gesehen, welche der Reisegefährte des Grafen de la Borde, der englische Reisende Hr. Hall, von diesen Grotten genommen, und welche (von denen Leake's in einigen Buchstaben wesentlich verschieden), wenn bekannt gemacht, die richtigere Lesung derselben befördern müssen, der Name *MIΔAI*, welcher darin vorkommt, so wie der altasiatische Baba (Papius), scheinen diese Denkmale lydischen Königen anzueignen, und die Identität einiger Buchstaben mit den etruskischen läßt sich keineswegs läugnen; man darf sie nur mit den Inschriften der jüngst bey den Nachgrabungen des Fürsten von Canino gefundenen etruskischen Alterthümern vergleichen [3]). Das Schlußwort, welches bey Leake einmal *EΔAE* und einmal *EΛAEΞ* geschrieben ist, findet sich in Hall's Abschrift einmal zu Ende mit einem S geschrieben, und scheint durchaus als εδαες (vielleicht für εδος) zu lesen zu seyn. *ANAKTEI* mit dem vorgesetzten

1) Leake, p. 70.

2) Siehe den Marsch mit allen Stationen im fünften Bande der Geschichte des osmanischen Reichs.

3) Catalogo di scelte antichità Etrusche trovate negli scavi del principe di Canino 1828—1829. Viterbo.

Digama (ſtatt des ſcharfen Hauches) iſt wohl: dem König, zu überſetzen, aber zwiſchen dem Worte *MIΔAI* und FANAKTEI ſteht das Wort NAFANTAEI, was der Dativ einer Form von *Αφεντης* zu ſeyn ſcheint, woraus das türkiſche Efendi, d. i. der Herr, entſtand. Herr Hall beſuchte auch den ſogenannten ſchwarzen Berg (Karatagh) in der Nähe von Kaßaba, auf der Straße nach Karaman oder Larenda, von welchem Leake die Sage mittheilt, daß dort 1001 chriſtliche Kirchen befindlich ſeyn ſollen; Hr. Hall fand deren wirklich 60 bis 70, ein merkwürdiges Ueberbleibſel einer großen verſchollenen chriſtlichen Gemeine; vielleicht war dieß Derbe oder Lyſtra, zwey Städte in der Nähe von Larenda, deren die Apoſtelgeſchichte erwähnt. Mut, auf den Ruinen einer alten beträchtlichen Stadt, wird von Leake für Claudiopolis gehalten. Der Kalykadnus (der Saleph der Kreuzfahrer) heißt heute Göksu, d. i. Himmelswaſſer; der Cydnus, welcher den ciliciſchen Paß durchbricht, heißt Tſchakid (nicht Tſchai, wie Leake den Namen desſelben verhört hat). Der Hafen von Celenderis heißt heute Gülnar (Granatenblüthe), Caſtelroſſo wird von den Griechen *Καστελορυζον* genannt. Die Karamaniſche Küſte hat der, orientaliſcher Länderkunde durch den Tod zu früh entriſſene Friedrich von Richter auf ſeinem Wege aus Syrien nach Konſtantinopel beſucht; er beſchreibt Alaja, wo ſeltſame Tracht:

»Das ſeltſamſte Stück an der Tracht der hieſigen Bewohner iſt eine kurze, ſteife Jacke ohne Aermel, ſchwarz, mit gelben Schnüren, welche ganz die Geſtalt des antiken Thorax hat, wie man ihn auf Basreliefs und Vaſengemälden ſieht. Sie tragen dabey kurze Sackhoſen oder einen langen Rock, und auf dem Kopfe um eine weiße Mütze oft einen ſchwarzen Bund von thurmförmiger Geſtalt« (S. 334).

Richter hält Alaja irrig für Phaſelis, während dasſelbe Coraceſium, worüber Beaufort's Karamania nachzuſehen; von Alaja aus ging Richter über Ssabrler, Ilwas, Karas? und Kirli nach Begſchehri; er kam auf ſeinem Wege über die Flüſſe Karpuſirmak, d. i. Melonenfluß, wahrſcheinlich der Melas, den klaren und reißenden Fluß von St. Nicola, wahrſcheinlich der Eurymedon, den Kargha, d. i. den Krähenfluß, und den Akßu (Weißwaſſer), d. i. den Ceſtrus, welcher vier Stunden öſtlich von Atalia ſich ins Meer ergießt (S. 348). Richter hat vor vielen anderen Reiſenden das Verdienſt, die heutigen Namen der Flüſſe genau aufzuzeichnen. Jenſeits Beiſchehri (Begſchehri) kam er beym Flecken Karaagadſch zum Delitſchai (Narrenfluß) nach Jenidſchehöi; im Buche ſteht Delitſchei und Jenidſchekai, was bloß der Unleſerlichkeit der Handſchrift zugeſchrieben werden muß,

durch welche fast auch überall das ö im Druck als å erscheint; wogegen also hier die Nachschreiber gewarnt werden müssen. So heißen (S. 461) die vierzig Quellen des Skamanders Kirgås statt Kirkgöf (S. 515); Kåle Aliaga statt Köle Aliaga (S. 375); Inägni statt Inöni, d. i. Höhlenvorderseite (Richter sah die Grotte). Der Name Inöni findet sich, so wie der vom Sultanöni, d. i. Sultansvorderseite, in Otter's Reisen (I. Thl. p. 49) richtig als In-Eugni und Sultan-Eugni geschrieben, und widerlegt am besten Hamakers nasenweise Gelehrsamkeit, der die Aussprache Ogi und aus derselben falsche Ableitung geträumt hat. Die Lage des alten Apamea (Kibotos) ist nach Leake's Note zu Arundel (S. 109) zu Dinar zu suchen (Leake p. 158 schreibt Dinglar), und die Quellen des Meanders, Obrimas und Marsyas stimmen noch heute mit dem, was die alten Geographen davon melden, überein. Das Kodos Hadschi Chalfa's, das kein neuer Reisender besucht hat, hält Leake für das alte Καδοι, und der türkische Name des Hermus ist noch heute Kodos ßu (bey Richter S. 508 Gjedis und S. 593 Sarabad). Leake bemerkt, daß die beyden Arme des Kodos, der Hyllas (bey Richter S. 509 Kumtschai) und Hermus, beyde unter dem Namen Phrygius, so wie der Gallus und Sangarius, mit einander verwechselt werden. Die Oerter zwischen Smyrna und Konstantinopel und die Ebene von Troja haben vorzüglich Bussierre, Richter, Raczynski, Leake und Fontanier bereiset. Der erste, welcher von Cyzicus aus ging, kreuzte die nächstgelegenen Flüsse, den Tharsius, den Aesepus (heute Tschaltaldere) und den Granikus (heute Utschwolaßu). Richter (S. 424) hält nach d'Anville's Karte den Bach bey Saflidere für den Tarsius, Fluß Gönen (?) für den Aesepus und den Kodschaßu für den Granikus; der Kodschaßu, welchen d'Anville Ustola nennt, ist der Utschavola von Bussierres. Von den beyden zunächst gelegenen Inseln Ophiusa und Halone heißt die letzte heute Arabler. Fontanier und Richter (S. 410 und 413) unterscheiden deutlicher, als alle bisherigen Reisenden, die beyden alten Städte Apollonia (heute Apolunna), mit 2000 Seelen bevölkert, und Lopadium (heute Ulubad)*). Michalidsch (nicht Mohalich oder Muhallitsch), wie Fontanier schreibt, ist eine Stadt von 4000 Einwohnern, deren Seiden-

*) I. Bd. S. 98 u. f. Hr. Professor Wilken hat also mit vollkommenem Rechte in der Anzeige des ersten Bandes der osmanischen Geschichte (in den Berliner kritischen Jahrbüchern) den Irrthum des Verfassers gerügt, welcher das alte Apollonia und das byzantinische Lopadion für einen und denselben Ort hielt.

handel jährlich Geschäfte von dritthalb Millionen Piaster macht (p. 100). Im Ganzen sind Fontanier's Ortsnamen eben so richtig, als seine Ansichten. Einige wenige sehr sonderbare Mißgriffe in den einen und anderen abgerechnet, so z. B. (p. 71) le reisefendi, c. a. d. le chef des matelots. Weil ein Schiffskapitän auch Reis, d. i. Haupt, genannt wird; bey beyden ist aber die Benennung um die Hälfte abgekürzt; denn der ganze Name des Kapitäns ist Reisul-sefinet, d. i. das Haupt des Schiffes, und der des Staatssekretärs Reisul-kuttab, d. i. das Haupt der Schreiber. J'ai vu deux fois la capitale de l'ancien monde. Wer sollte nicht glauben, daß dies Rom sey; Hr. Fontanier versteht darunter nur Konstantinopel. Mytilene (Lesbos) beschreiben Fontanier (p. 306) und Raczynski (p. 178 und folg.), der letzte mit Nachweisung der älteren und neueren Geschichte, und besonders der bisher wenig bekannten Heldenthat seines Landsmannes Jakimowski im J. 1627. Er beschreibt das Theater von Assos, wovon selbst bey der kleinen Ausgabe ein gelungener Kupferstich. Auf der Ebene von Troas treten Bussierres, Richter und Raczynski ganz in die Fußstapfen Lechevalier's, und Raczynski erläutert die Oertlichkeit mit allen Stellen der Ilias, die sich darauf beziehen. Ihr Zeugniß ist jedoch von weit minderem Gewichte, als das ebenfalls in der Hauptsache ganz mit den Resultaten Lechevalier's übereinstimmende von Leake, welcher seine an Ort und Stelle gepflogenen Untersuchungen in zwey trefflichen Kärtchen mittheilt; er findet, wie früher Choiseul-Gouffier, Lechevalier, Morritt, Hawkins, Hamilton, Gell, Hammer, den Skamander in dem Flüßchen von Bunarbaschi, den Simois im Mendere, so daß Clarke's und Anderer paradoxe Meinung, welche durch den Namen des Mendere getäuscht, in demselben durchaus den Skamander erkennen wollen, seit dieser von Leake gepflogenen gründlichen topographischen Untersuchung schwerlich mehr Anhänger gewinnen dürfte. Richter hat den Namen von Alaschehr (bunte Stadt) wie mehrere andere Reisende als Allahschehr (Gottesstadt) verhört; er ging längs des Tmolus, der heute Bostagi, d. i. Eisberg; heißt (S. 517), nach Eskihißar (Laodicäa am Lykus), aus dessen Thoren Hallen von kannelirten Säulen zu dem kleinen Theater führen. Dem alten Flußnamen des Lykos und Kapros, d. i. des Wolfs und der Ziege, von den reißenden und springenden Fluthen hergenommen, werden wir in Mesopotamien wieder begegnen. Der Lykos heißt heute Emr Sultantschai. Richter beschreibt die Ruinen von Hierapolis und die von Assus, heute Beiram, wo er Inschriften gesammelt; die 48 griechischen Inschriften, welche Rich-

ters Reisebeschreibung begleiten, zeichnen dieselbe sehr vortheilhaft aus. Eine nicht minder schätzbare Zugabe zur selben sind das Programm des Herrn Professors Morgenstern über dreyßig von Richter mitgebrachte Silbermünzen und sein Schreiben an den hochverdienten Herausgeber dieser trefflichen Reisebeschreibung, Herrn Staatsrath Ewers, über die richterische Sammlung für Literatur und Kunst und die Berichtigung der von ihm gesammelten griechischen Inschriften. Endlich Hrn. v. Engelhardts Beytrag zur Kenntniß der Felsbeschaffenheit Syriens und Kleinasiens nach Richters Tagebüchern und Felsartensammlung. Richter besuchte auch die Inseln Imbros, Samothrake, Lemnos (heute Stalimene) und Lesbos, heute Midillü oder Medelino. Von der Schönheit der Bewohnerinnen der letzten sagt er (S. 483):

»Die Schönheit der Lesbierinnen ist mir aufgefallen, besonders der weiße Teint und die großen schwarzen Augen, mit langen, schwarzen Wimpern und Augenbraunen. Griechische Profile schienen mir allgemein. Ihre Tracht ist jedoch seltsam; der Rock geht nur bis unter die Waden, hat eine sehr kurze Taille, ist ohne Aermel und hat ganz den Schnitt der russischen Sarafanen. Die Hemdermel sind weit und lang; auf der Brust aber tragen sie ein häßliches, viereckiges gestopftes Polster, das diese ganz hinabdrückt. Das Tollste ist der Kopfputz, bestehend aus einer gestopften, hohen, helmförmigen und ovalen Mütze, die am Hinterkopfe ein hohes, viereckiges Ende hat. Umher wird ein Tuch gebunden. Diesen Kopfputz sah ich jedoch nur bey den Weibern der Stadt; die Mädchen tragen einen einfachen, kleinen Bund oder ein Tuch dreyeckig zusammengelegt, und von hinten über den Kopf geworfen; beyde Seiten werden zuweilen zurückgeschlagen. Dieselbe Tracht fand ich auf Lemnos und Samothrake. Die Männer tragen rothe oder blaue, hängende Nachtmützen, oder den kleinen, schwarzen, rothen oder blauen Bund.«

Emerson, Bussierre, Fontanier beschreiben mehrere Inseln des Archipels, als Syra, Poros, Tine, Santorin, über deren verbrannte Nebeninseln ein Kärtchen und ein umständlicher Bericht der Ausbrüche von 1707 bis 1713 bey Bussierres (I. p. 249 u. f.); dieser ist hierüber besser unterrichtet, als wenn er (I. p. 150) den unverzeihlichen historischen Irrthum Lechevalier's nachbetet, welcher die Schlacht zwischen Bajesid und Timur von der Ebene Angora's in die von Brusa verlegt. Digrami (p. 155) ist wohl nur Druckfehler für Dschami, den Namen der größeren Moscheen, in welchen das Freytagsgebet verrichtet wird, im Gegensatz von Mesdschid (der Urform des Wortes Moschee); die Wurzelbedeutung des arabischen Wortes Dschemaa ist Versammlung und Verein, daher der Freytag (Dschumaa), Tag der Versammlung, der Zusammenkunft in der Moschee (Dschamii) und Nachts dem ehelichen Verein (Dschimaa) gewidmet ist. Aussi le vendredi matin voit-on

les femmes accourir au bain, portant chacune leur petit paquet de hardes et se complimentant dans les rues. C'est une manière de donner à leur maris une réputation de bons mohamétans (I. p. 89). Macfarlane führt als ein vollgültiges Zeugniß über das schöne Organ türkischer Frauen die Worte der niederländischen Botschafterin, Frau v. Zuylen, an (p. 115): En les écoutant, il paraissait, qu'elles seules, savaient parler, et que nous autres occidentales ne faisions que du bruit. Die Note, welche von einer Türkin spricht, welche nicht nur den Koran las, sondern auch türkisch dichtete, ist die beste Widerlegung dessen, was Doktor Madden von der gänzlichen Unwissenheit der Hareme sagt; Fontanier, der sich auf dem Titel als Zögling der Normalschule und Mitglied der geographischen Gesellschaft ankündet, der aber, nach dem Inhalte seines Werkes, vorzüglich Geolog, Kaufmann und vielleicht auch Doktor ist, urtheilt nicht minder kühn, als Doktor Madden, über politische Begebenheiten, auf die türkische und russische Regierung, auf die Peroten und Fanarioten gleich übel zu sprechen; er tadelt das französische Konsularsystem, welches (nicht nach der ursprünglichen, sondern späteren Einrichtung) den Dragomanen den Weg zu den Konsulaten versperrt, und bringt bey dieser Gelegenheit manche beherzigenswerthe Wahrheit zur Sprache. En un mot, il faudroit ne jamais croire que l'on doive agir dans le Levant comme en chrétienté; il ne faudroit jamais supposer qu'un homme habile dans une partie quelconque de l'Europe le sera dans une échelle. Il faut au contraire des hommes spéciaux, un corps à part. Si nous voulions donner des exemples, nous n'aurions qu'à citer l'Autriche, et nous verrions que ses drogmans loin de voir la porte des consulats se fermer devant eux, peuvent au contraire aspirer aux ambassades. Aussi cette puissance est-elle la seule dont on ne connaisse jamais les démarches à Constantinople, et qui indépendamment des circonstances particulières, ait quelque crédit près du divan (I. p. 46). Der zweyte Theil von Fontanier's Werk umfaßt die Reisen desselben in den Statthalterschaften von Trapezunt, Erserum und Siwas, die er der einzige von einem halben Hundert jüngster europäischer Reisenden in der Levante durchreiset und beschrieben hat. Die diesem Theile beygegebene Karte zeigt seinen Weg, verdient aber manchen Tadel wegen irriger Schreibart der Ortsnamen, wie z. B. Ismid, welches Nikomedien ist, statt Isnik (Nicäa), Hybissa statt Lybissa, Jenni Cheul statt Jenigöl, Serverhissar statt Siwrihißar, Baibut statt Baiburd u. s. w. Auch finden sich manche wesentliche

Verschiedenheiten von der Karte Leake's, welche bey weitem die richtigere zu seyn scheint; dieser setzt z. B. (p. 12) die Stadt Lefke (bey Fontanier Louka) an das rechte Ufer des Gallus (eines Armes des Sangarius), Fontanier aber an das linke Ufer desselben Armes in den Winkel der beyden Abflüsse der Seen von Jenischehr und Ainegöl, welche den Gallus bilden. Fontanier, welcher längs des Sees von Sabandscha (er schreibt Sapanja) reiste, meldet nichts von einem Abflusse desselben gegen das schwarze Meer, wovon im Plinius bey dem bekannten Projekte der Verbindung des schwarzen Meeres mit dem Meerbusen von Nikomedien die Rede ist; im Gegentheil spricht er von einem bisher unbekannten Abflusse des Sees von Sabandscha (wenn er anschwillt) in den Meerbusen von Nikomedien: Il est important de dire que le lac de Sapanja communique parfois à la mer; il n'en est séparé que par une langue de terre assez étroite, et quand les temps sont pluvieux, son niveau s'élève et il se déverse dans le golfe de Nicomédie (II. p. 324). Trapezunt fand Fontanier noch heute wie es Tournefort beschrieben; die Zahl der Einwohner wird auf sechzigtausend geschätzt; Gümischchane, d. i. die Silbermine, ist (laut Fontanier) auf d'Anville's Karte falsch angesetzt, indem der Ort nordöstlicher um die Hälfte näher am Meere liegt (p. 41). Zu Baiburd, welches Fontanier für das alte Bylâ hält, sind griechische Ruinen (p. 46); er gibt den Plan von Erserum, dessen Bevölkerung er für 100,000 Seelen gelten läßt; der Statthalter war damals der durch sein tragisches Ende berühmte Ghalibpascha, vormaliger Botschafter in Frankreich. Erserum ist nicht nur der vorzüglichste Stapelplatz des europäischen Handels, sondern handelt auch mit eigenen Erzeugnissen, besonders mit Dragant und Ziegenhaaren, dem sogenannten chevron de Perse, welches die Brusthaare der Ziege, und mit Damascenern, die aber nicht die persischen werth. Erserum liegt eine Stunde vom Taurus, der Antitaurus heißt Aktagh; das Gestein dieser Gebirge wird bestimmt, im Thale von Bingöl (die tausend Seen) und an den Mineralquellen von Ilidsche (Fontanier schreibt Eldija), das alte Elegia, sind rund um vulkanische Produkte. Bey Gelegenheit der Steuererhebung äußert sich der Verfasser: C'est que les impôts n'ont jamais un caractère de légalité, que le gouvernement ne les perçoit que par vol, et que c'est une action louable et religieuse de s'y soustraire, et d'empêcher les autres de les acquitter. Ce principe, que l'on a nié souvent à tort, explique pourquoi un mahométan, qui veut se donner une réputation de religion et mener une vie honorable, renonce aux emplois

du gouvernement; il explique pourquoi les agens publics sŏnt généralement méprisés, pourquoi enfin la résistance à l'autorité n'est jamais un acte coupable (II. p. 113). Karahißar's Bevölkerung wird auf 20,000 Seelen geſchätzt (p. 133); der beyliegende Steindruck gibt die Formen des Erdreiches auf dem Wege von Redoutkalaa bis Karahißar und wieder (p. 148) von hier bis Tosia. Bey Gelegenheit einiger Betrügereyen griechiſcher Münzverkäufer erklärt ſich Fontanier über den Charakter der Griechen: J'ai souvent réfléchi aux causes de cet esprit de fourberie qui domine constamment chez les Grecs, et semble diriger toutes leurs actions. Sans doute on ne peut espérer de trouver, chez un peuple abruti par l'esclavage, de grands sentimens d'honneur et de générosité; mais les Arméniens, qui sont précisément dans le même état de servitude, montrent pourtant plus de bonhomie et de franchise. Je crois que les traditions historiques ont quelque influence sur le caractère des Grecs. Ils n'oublient pas que leurs ancêtres ont été le premier peuple de la terre; et, bien que cette tradition soit chez eux très-confuse, elle ne laisse pas de leur donner de la vanité et de leur faire supporter plus impatiemment le joug. Quand ils parviennent à tromper quelqu'un, ils ne manquent pas de s'en faire un mérite, et il semblerait que ce soit là le but de toutes leurs actions. L'éducation elle-même concourt à ce résultat; obligés dès leur enfance à éviter les avanies, ils ne peuvent réussir que par une suite constante de ruses et de tromperies; aussi les histoires qui leurs plaisent davantage sont-elles, dans l'intérieur, celles qui traitent de dols et de fraudes, tandis que sur les sommets du Pinde on se plait de célébrer le vol et le courage (II. p. 141 et 142). Die Kurden Jeſidi, welche den Teufel anbeten, ſind bekannt, aber ganz unbekannt bisher iſt die Sekte der Kiſilbaſch, d. i. Rothköpfe (nicht Kozul bach, p. 168), wie auch die Perſer von den Türken genannt werden, um Siwas: Ceux-là reconnaissent le pape comme souverain pontife; ils appellent leurs prêtres *dédés* *); ils n'ont pas de livres de religion, et font leurs prières en chantant. Ils ne craignent pas de cohabiter avec leurs femmes devant leurs coreligionnaires, et consomment toujours le mariage en public (II. p. 168). — Les jours de fête, ils consacrent un mouton qu'ils couvrent de tapis et de leurs étoffes les plus précieuses,

*) Solche Dédés als Häupter von Religionsſchwärmern kommen ſchon bey den Byzantinern vor. Ducas XXI. p. 63 Τετε.

se prosternent devant lui, et finissent par le manger. Dans la société mahométane, ils vont à la mosquée, et tiennent leur culte fort secret; lorsque l'un d'eux est découvert, il est inévitablement mis à mort (II. p. 169). Im Steindruck wird die Stirnſeite der ſchönen alten einfachen Moschee von Siwas mitgetheilt, welches Fontanier nicht für das alte Sebaſte hält, das nach ihm in den ſechs Lieues ſüdlich gelegenen Ruinen zu ſuchen (p. 180). Er beſchreibt die maleriſche Lage von Tokat, das 17,000 Häuſer, 1000 armeniſche Familien, 500 katholiſche, und alſo, die Familie auf fünf Perſonen gerechnet, 92,500 Seelen zählt. Vier Stunden vor Amasia fangen ſchon die Gärten dieſer ſchön gelegenen Stadt an. Fontanier fand hier die verbannten Fanarioten, die ihre Eitelkeit im Elend nicht vergeſſen hatten. Amasia zählt 10,000 Häuſer, worunter 1000 armeniſche und 100 griechiſche. Die Stadt liegt in einer vom Tokatlußu (dem Iris) durchſtrömten Schlucht. Die Felſengrotten, deren meiſte ſchon Morier beſchrieben, hält Fontanier mit großer Wahrſcheinlichkeit für die alten Gräber der Könige (p. 241). Die ſchönſte Moschee iſt die Sultan Bajeſids mit Armenküche und Bibliothek. F. berechnet den Ertrag der Seidenkultur Amasia's auf zwey Millionen Piaſter. Merſifun (F. ſchreibt irrig Marcivan und Cahiſſarie ſtatt Kaißarije) hat 4000 Häuſer, 4 Moscheen, 4 Medrese, 200 armeniſche Häuſer (p. 252). F. ging über Osmandſchik und Hadſchihamſa (nicht Haggikamſe) nach Tosia und Boli (nicht Bolo), in deſſen Nähe die Ruinen von Adrianopolis. — Die hier abgeſchriebenen Inſchriften ſind ſehr mangelhaft.

V. Meſopotamien, das arabiſche Irak im weiteſten Sinne.

Meſopotamien, das Flußgebiet zwiſchen dem Tigris und Euphrat, von der öſtlichen perſiſchen Grenze bis an die weſtliche ſyriſche, haben von der obigen Schaar Reiſender nur zwey durchwandert (Buckingham und Mignan); ſo viel leichter und ſicherer iſt es, die europäiſche Türkey, die ſyriſche Küſte und Aegypten zu bereiſen, als ſich von Syrien aus weiter durch die Wüſte in die Länder am Euphrat und Tigris zu wagen. Dieſen Weg hat Buckingham verfolgt und beſchrieben, Mignan beſchreibt aber hier bloß ſeine Reiſe von Baßra nach Bagdad und zu Babylons Ruinen; die letzten, zuerſt gründlich von Rich unterſucht, wiewohl ſchon früher von d'Anville und ſpäter von Rennel beſprochen, ſind der Kern der beyden obigen Reiſebeſchreibungen, zu welchem das Uebrige gleichſam nur Schale und Anhang.

Mignan's Kärtchen, Bilder und Holzschnitte sind sehr wohl gerathen, und ganz vortrefflich sind die jedem Kapitel des Werkes Buckingham's beygegebenen feinen Holzschnitte, in welchen allen der Charakter des Landes und seiner Bewohner sich auf das treueste ausspricht. Wer selbst im Orient gewesen, wird mit wahrer Freude diesen Holzschnitten begegnen, welche ihm östliche Natur und Sitte mit wenigem Aufwande von Strichen so vollkommen wahr in die Erinnerung zurückrufen. Das Lob der Treue gebührt zwar auch den Zeichnungen Bussierre's und denen Raczynski's, aber ihre Bilderatlasse sind in größerem Maßstabe, und der des letzten ein Prachtwerk. Indessen hat durch den minderen Kunstaufwand Buckingham's Werk nichts an Wohlfeilheit gewonnen, denn der Preis von fünf und vierzig Gulden Konv. Münze für einen mäßigen Quartband ist ein ungeheurer, und eben so verhältnißmäßig der für die kleinere Ausgabe in zwey Oktavbänden. Buckingham's Holzstiche sind treuer als seine Rechtschreibung und Erklärung orientalischer Wörter *). Wohlgemerkt die Rechtschreibung für Leser, die nicht mit der englischen Aussprache und Schreibweise vertraut sind, denn die damit Vertrauten werden das Wort zwar erkennen, aber nur die seltsame Schreibart desselben anstaunen, so z. B. Mokhoddesy für Mokaddesy, d. i. der von Jerusalem, wie die christlichen Pilger nach der Grabstätte des Erlösers von den Moslimen genannt werden, welche den Ehrennamen eines Hadschi nur den Besuchern der heiligen Stätten des Islams gewähren lassen; wiewohl sie zugeben, daß der Name Abdallah (Diener Gottes) Moslimen und Christen gemein sey (I. p. 99). Den christlichen Pilgern nach Jerusalem von den Moslimen versagten Ehrentitel eines Hadschi geben die letzten dennoch dem Storche, welcher insgemein Hadschi Leklek (Buckingham schreibt Hadjee Luglug) genannt wird; daß der Name Leklek oder Laklak nur die Onomatopöie des Storchengeklappers, ist klar. In des Widhopfes Namen Hüdhüd oder Hudhud liegt die Onomatopöie wieder zu Tage; diesen Namen schreibt B. (I. p. 233)

*) Maschallah, ماشا الله, was Gott will, schreibt er (I. p. 60), Mash-Allah, اش الله(sic); der von ihm (I. p. 19) beschriebene Vogel Ghatter scheint der Kata, قطا, zu seyn. Wohl bekomm es! (nach dem Trinken) Anceah (I. p. 108) soll Hennien, منياً, die Bleymoschee Dschamii Kurschun, جامع قورشون nicht Jahma Kirkas ha con heißen u. s. w.

Hedhed, ſo daß er für den deutſchen E-Laut (in Leflef) ein U, und für den deutſchen U-Laut (in Hudhud) ein E ſchreibt. Ein andermal aber ein oo, wie in Goomrook (II. p. 190) für Gumruk, die Mauth, welches aus dem lateiniſchen commercium durch das byzantiniſche κωμμερκιον verſtümmelt iſt. Er iſt ſehr irrig daran, wenn er glaubt [1]), daß Ghaſel, das Wollengeſpinnſt, und die Ghaſele im Arabiſchen zwey verſchiedene Worte ſeyen; es iſt eines und dasſelbe Wort: Ghaſel, deſſen Wurzel die doppelte Bedeutung von Spinnen und Koſen hat, von gazouiller (das unmittelbar mit dem Arabiſchen verwandt) und von filer (le parfait amour); in einer anderen Form heißt die Gaſelle Ghaſal, und Ghaſalet heißt die Sonne, weil ſie die Strahlen wie Fäden ſpinnt, ein Bild, das auch anderen Sprachen, wie z. B. der deutſchen (im Spinnen der Sonne und des Nebels) nicht fremd. Es iſt auch nicht ganz richtig, wie Buckingham dem ſeligen Rich nachſchreibt, daß das Wort Birs (der Name des Schutthügels, welcher für Babels Thurm gehalten worden) im Arabiſchen keine hieher paſſende Wurzelbedeutung habe [2]); nach Rich hat dieſen arabiſchen Urſprung auch Porter (II. p. 330) bezweifelt. Rich, Porter und Buckingham, alle drey mit Unrecht; denn das Wort Birs, welches nach dem Kamus (Konſtantinopolitaner Ausgabe, II. Bd. S. 216) der Name der Schilfbaumwolle und der Papyruspflanze iſt, hat in der tranſitiven Verbalform (tebris) die Bedeutung von: ebenen und die Erde gleich machen, eine Bedeutung, die auf einen Schutthaufen ſehr wohl paßt; auch iſt der Name Birs als geographiſcher keineswegs auf dieſe Ruinen beſchränkt, und Birsbert iſt der Name eines ciliciſchen Bergſchloſſes nördlich von Sis, welches ſowohl im Dſchihannuma (S. 602 l. Z.), als in der osmaniſchen Geſchichte Seadeddins bey dem erſten ägyptiſchen Feldzuge Bajeſid's II. vorkömmt. Wie verſchieden ein und derſelbe Name von verſchiedenen Reiſenden gehört und verhört wird, beweiſet der des für den Reſt der Mauern Babylon's gehaltenen Schutthügels, welchen Mignan richtig Al-hamir, d. i. den Rothen, Buckingham aber Al-Hheimar ſchreibt. Den Namen des Rothen hat er vermuthlich von der rothen Farbe der Ziegel [3]), ſo wie die Burg

[1]) *Gazel*, is the name of cotton thread, and is a different word from *Ghazelle*, the name of the Desert antelope (II. p. 162).

[2]) It appears not to be Arabic, as is has no meaning which relates to this subject in that language (II. p. 385).

[3]) The bricks were of the usual square form and size, of a reddish-yellow colour (II. p. 307).

Alhamra in Granada von der rothen Farbe, womit sie so von außen als innen bemalt war. Zur Verherrlichung des Namens der Dynastie Beni Ahmer, d. i. die Söhne des Röthesten. So schreibt Mignan den Namen der Korallenmoschee Merdschanije im J. 758 d. H. vom Kislaraga Merdschan gebaut (Mignan, p. 98) richtiger Mirjan als B., welcher dieselbe (II, p. 183 als Jamah (Dschamii), *el-Merjameeah* verhört und verschrieben hat. So schreibt B. für Akdepe (Weißhügel) Akhtuppe, am richtigsten aber das Wort Nebbe (II, p. 352) für Nebbi, d. i. Prophet, welches Wort nur jene Orientalisten, die dasselbe nie in dem Munde eines Morgenländers gehört, verkehrt als Nabbi und Motenabbi statt Motenebbi (der sich des Prophetenthums Anmaßende) zu schreiben fortfahren können.

Buckingham's Reisebeschreibung beginnt mit anziehender Schilderung beduinischer und turkmanischer Sitte; die Zelte der Beduinen haben noch

»dieselbe Form, wie die Abrahams, vorne mit offenem Schattenplatz, wo Abraham in der Tageshitze saß, und doch von ferne gesehen werden konnte, und die innere Abtheilung (das Harem), wo Sara das Mal für die Gäste bereitete. — Die Turkmanen bewohnen die Ebenen südlich vom Taurus, und dehnen sich von der Seeküste von Antiochien bis an die Ufer des Euphrats aus. Ihr Abscheu vor einer gewissen Unart (die Horaz in der achten Satyre dem Gartengott aus frischem Feigenholz andichtet), ist so groß, daß die größten Schmerzen sie nicht bewegen können, sich dadurch des Bauchwehes zu erleichtern; einen Fieberkranken nähen sie in die warme Haut eines frisch geschlagenen Ochsen ein. — Ihre Weiber, insgemein blond und hübsch, entstellen sich nicht durch blaue Schönheitsmale, noch verschleyern sie sich, wie die Araberinnen; doch ist die Eifersucht der Männer noch stärker (I, S. 38).«

B. setzte über den Euphrat bey Bir (das alte Birtha), wo der Euphrat breiter als der Orontes und der Jordan die Breite der Themse bey Blackfriars-bridge hat. In einer Note werden die Namen des Euphrates (Pherat) und Tigris (Diglat) philologisch erörtert; bey letzterem fehlt die merkwürdige Stelle des Plinius (L. VI, c. 26): Diglito — a celeritate Tigris incipit vocari: ita appellant Medi sagittam, wirklich heißt noch heute auf persisch Tir sowohl ein Pfeil, als der Tigris.

An den türkischen Gräbern zu Orfa oder Roha (das alte Edessa) sah B. zuerst Trophäen, Schwert, Schild, Keule, Streitart und andere Waffen, wie gewöhnlich in den römischen Trophäen gruppirt. Der Teich Abrahams (Birketol-Ibrahim), ein Kanal, 225 Schritte lang, 25 breit, 5 bis 6 Fuß tief, ist eine durch die Sage geheiligte Wallfahrtstätte, und die daran gebaute Moschee mit ihren Gärten und Baumgängen ist die schönste der Stadt. Birket ist Kallirrhoe; Ainel Zilkah (?), wahr-

scheinlich der Skirtos, woraus der heutige Namen verstümmelt, und Zilkah für Sillgah, d. i. Schattenplatz zu stehen scheint Vielleicht ist auch der ursprüngliche Name der sicilianischen berühmten Quelle kein anderer, vielleicht trägt aber die von Orfa den Namen der in sicilianischer Sage lebenden arabischen Schönheit Silie. Nach D'Anville heißt der Skirtos aber heute Daisan, welches im Arabischen wie im Syrischen der Springer heißt, was B. in einer Note bemerkt (I, p. 155). Er (I, p. 126) hält Orfa oder Edessa für das alte Antoninopolis, wo Caracalla ermordet worden seyn soll; mit Unrecht, denn Aelius Spartianus sagt ausdrücklich: Occisus est autem in medio itinere inter Carras et Edessam, also nicht zu Edessa selbst. Die Bevölkerung von Orfa wird auf 50,000 Einwohner geschätzt, worunter 2000 Christen und 500 Juden; die Christen sind hauptsächlich Armenier und Syrier, welche in besondern Kirchen besonderem Ritus folgen. Die Grotten am Schloßberge, welche wie die Gräber zu Omm Kais oder Gamala in der Decapolis und andere zu Tartus und Laodicäa in Syrien aussehen, sind 200 an der Zahl, wahrscheinlich die Begräbnißplätze des alten Ur der Chaldäa. Haran (das Carrä der Römer), berühmt durch die Niederlage des Crassus, ist acht Stunden von Orfa entfernt An der Moschee Abrahams sind Kollegien und Schulen (I, p. 190). Einer der schönsten Gärten Orfa's ist der Hasanpascha's, welchen B. nach der Aussprache des Landes Bistan (sprich Baistan) statt Bostan schreibt. Diese noch heute lebende Aussprache bekräftigt die Meinung, daß auch der Name Pästums (Παισαν) der ursprünglich morgenländische eines Gartens, durch die berühmten Rosenfluren Pästums verewigt. Ueber die Teufelsverehrer Jesidi wird das Bekannte nach Garzoni wiederholt. Die Jesidi vermeiden auf das sorgfältigste die blaue Farbe, welche die der Christen im ganzen türkischen Reiche; sie hüten sich auf blauem Zeuge zu sitzen, oder dasselbe zu berühren, indem sie die blaue Farbe als dem Teufel, den sie anbeten, geheiligt betrachten (I, p. 289). Dem Engländer hätten bey dieser Verwandtschaft des Teufels mit der blauen Farbe sehr wohl seine blue devils einfallen können, welche vielleicht noch ein erträglicheres Ungemach, als die blue bottles und blue stockings. Die von B. vorgebrachte Ableitung ihres Namens von Jesdan, dem persischen Namen für Gott, ist unrichtig, weil sie dann Jesdi, und nicht Jesidi heißen müßten. Der Name Jesidi wird von Jesid dem gottlosen Chalifen abgeleitet; richtiger ist (I, p. 236) die Ableitung des Wortes Berrijet, eine Heide (B. schreibt Burreah), von Berr, die Wüste,

und im Vorbeygehen sey gesagt, daß die wahrscheinlichste Ableitung des Namens des berühmten Kunstpallastes zu Mailand der Brera dieselbe ist. Merkwürdig ist, daß B. von Haleb angefangen, weder an den Ufern des Euphrates, noch an den Teichen, Kanälen und Quellen von Orfa Stechmücken fand, und selbst in den Morästen nur sehr selten Frösche quacken hörte; so war auch die in Syrien so häufige Eidechse verschwunden, dafür erschienen schwarze Ameisen in der Länge eines Zolles, und große schwarze Skorpionen (I, p. 237). Die arabischen Stämme, welche in der Gegend zwischen Orfa und Mardin ziehen, sind die Beni Melan und ihre Feinde die Beni Onaise oder Anise (B. schreibt Annazies), die letzten 50,000 Mann stark, dann die Jesidi und Kurden. Die Stadt Kodschhißar (in der osmanischen Geschichte durch mehrere Schlachten berühmt), hat eine herrliche große (in der Vignette abgebildete) Moschee. In der auf einem Berge gelegenen Stadt Mardin ist das berühmte Kloster des syrischen Patriarchen, Deir Saafrani (B. schreibt Deer Zafferani), d. i. das Safranskloster, wo ein Patriarch, sechs Matran und zwölf Kasis, d. i. Priester (nicht catzees). Bey der früheren Geschichte Mardin's (dessen Namen von dem alten Volke der Marden herzuleiten ist *), kömmt ein sehr großer historischer, nach D'Anville wiederholter Irrthum vor, daß Mardin schon i. J. 1326 von Osman, dem Gründer der Dynastie, erobert worden seyn soll, was beynahe um zwey Jahrhunderte zu früh. Eben so irrig ist (p. 390), daß Diarbekr noch im J. 1644, als Tavernier reiste, als ein Theil von Persien betrachtet worden seyn soll. Mardin's Bevölkerung wird auf 20,000 Seelen geschätzt; die Syrer auf 2000 Häuser, die schismatischen Armenier 5000, die katholischen 1000, die Chaldäer oder Nestorianer 300, die Juden 400. Hier ist auch die Sekte der Schemsije, d. i. der Sonnenanbeter (I, p. 341), die auf 1000 Familien gerechnet werden.

Die Stadt Diarbekr hat ihren Namen Kara Amid, d. i. das schwarze Amid, von der Basaltmasse, auf der und aus der dieselbe erbaut ist; funfzehn Moschéen haben Minarete, neun derselben in der gewöhnlichen runden Form mit herumlaufenden Gallerien für die Gebetausrufer, sechs mit viereckigen Thürmen wie christliche Kirchen, weil sie es ursprünglich gewesen; zehn

*) B. I, p. 336 giebt eine angebliche arabische Etymologie Khallet el-Mare-deen or the »Madman's Castle um nichts besser als (I, p. 331) das arabische Wort: Bokara an ish allah soll heißen Bokra in schallah بكري ان شا الله d. i. morgen, wenn Gott will.

andere Moscheen haben keine Minarete. Zwanzig Bäder, funfzehn Karawanseraien befördern die Reinlichkeit der Einwohner, und sichern die Waarenniederlagen der Kaufleute; der Pascha hieß Kalender (Kullendar geschrieben, I, p. 381). Ueber Dara (Anastasiopolis) eben so wenig etwas Neues, als über Nißibin; doch sind die Ruinen griechischer und römischer Baukunst, welche die Vignette des XIII. Kapitels abbildet, hier zum ersten Male abgezeichnet. Von der Stadt Dschesire (von welcher viele große Schriftsteller des Islams den Namen Dschesseri führen) erzählt die Sage, daß sie 366 oder wenigstens 356 Moscheen gezählt; Dschesire heißt zum Unterschied von vierzehn anderen Dschesire, welche die geographische Synonymik Ibn Jakut's aufzählt, das schwarze, weiles, wie Diarbekr, aus schwarzem Basalt erbaut ist *). Zu Moßul sind vierzehn christliche Kirchen, wovon neun chaldäische, drey syrische, eine jakobitische und eine römisch-katholische (II, p. 32). Der flache gezahnte Bogen, welchen B. schon zu Orfa in der Moschee Abrahams bemerkte, findet sich auch hier; die Bevölkerung, auf 300,000 angegeben, besteht zu gleichen Theilen aus Arabern, Türken und Kurden, 300 jüdischen Familien, 1000 christlichen, chaldäischen, 500 syrischen, 300 jakobitischen; in der Schloßmauer ist ein europäisches Wappenschild (viergetheilt in zwey Feldern ein Kreuz, in den zwey andern ein ausgestreckter Arm mit offener Hand und überhängender Schärpe voll kleiner Kreuze) eingemauert, welchem die Jahreszahl 1526 beygeschrieben seyn soll; es ist wahrscheinlich, daß diese 1326 ist, indem es sich gar nicht begreifen läßt, wie ein zwey Jahrhunderte später aus Stein gehauenes christliches Wappen hieher gekommen seyn könne, da Moßul schon weit früher osmanischer Herrschaft unterworfen war. Das Grabmal des Propheten Jonas auf der Stelle des alten Ninive heißt Tel Nebbi Junis (II, p. 50). Der Fluß Hasirßu oder Kasirßu, der Bumadis der Alten, ist, wie B. behauptet, in M. Kinneir's großer Karte mit dem großen Sab vermengt; dieser, der Zahatus Xenophon's und Lykos des Ptolemäus heißt heute auch Serb; der kleine Sab, der Caprus des Ptolemäus, heißt heute gewöhnlich der Goldfluß (Altunßu), von der Goldbrücke (Altunköpri). Die klassischen Benennungen des Wolfes und der Ziege malen die reißenden Fluthen des ersten, und die hüpfenden des zweyten. Die Perser nennen den ersten deßhalb auch Dschunun, d. i. den Rasenden, wie die Syrer den Orontes Elaaßi, d. i. den Empörer heißen, wie der Skirtos

*) Im Gegensatze mit diesem östlichsten heißt das westlichste Dschesire bey Kadir das grüne Al-chadhra.

Ed-Daisan, d. i. der Springende genannt wird. Arbil, das alte Arbela, wohin sich Darius nach der Schlacht von Gaugamela zurückzog; B. ging über Kerkuk, Tauk nach Tuschurma (Salzdattel), dessen Namen er (II, p. 125) als Koolmaty verhört hat, so daß seine Verwunderung (II, p. 150), auf dem Wege von Tauk nach Kefri nicht durch Tuschurma gekommen zu seyn, grundlos. Der Fluß Physcus des Xenophon, der Gorges des Ptolemäus, der Tornadotum des Plinius und Torneh des Heraklius, heißt heute das Wasser von Deli Abas, auf welchen der Diala (der Delos der Alten) folgt.

Bagdad, das Haus des Heiles, der alte Sitz des Chalifat's, hat drey Thore, das schönste derselben, das Talismanenthor, 56 Schuh hoch und 51 weit, von Sultan Murad IV. vermauert, ward von der laut Mignan (p. 96) gegebenen Inschrift, i. J. 618 (1221) vollendet Die Straßen sind, wie die aller orientalischen Städte, eng und ungepflastert, und bestehen meistentheils nur aus zwey Mauerreihen, indem die Thore unansehnlich, die eigentlichen Wohngebäude inner den Mauern. Für die älteste Moschee gilt die des Baumwollenmarktes (Sukal ghasel); an der Korallenmoschee (Merdschanije) i. J. d. H. 758 vom Kislaraga Merdschan gestiftet, befindet sich Medrese (hohe Schule) und Karawanserai [1]). Die älteste berühmte hohe Schule Bagdad's, die Mostanßerije, vom Chalifen Mostanßerbillah schon vor 600 Jahren (i. J. d. H. 625, d. i. 1228) gestiftet, dient heute als Kaffeehaus und Mauth [2]). Schon im Jahre 198 d. H. (813) baute Mohammed Emin, der älteste Sohn Harun Reschid's, eine Moschee, an welcher das Grabmal der Frau Sobeide, Mutter der Rechtgläubigen, der Gemahlin Harun's, von seinem zweyten Sohne Mamun errichtet ward i. J. d. H. 212 (827); das Gebäude ist achteckig, mit der alten Form der Kuppel als Fichtnuß, welche an die Fichtnuß erinnert, in welcher Hadrians Asche auf dem Gipfel seines Grabmales prangte. Diese Form ist die älteste Kuppelform saracenischer Baukunst, und die jüngste Fichtnußkuppel auf dem Grabmale eines Scherifs vom J. d. H. 622 (1225) (M. p. 95). Heut zu Tage werden alle Bogen rund gewölbt, und selbst die ältesten Bogen kommen der gothischen Form näher als der saracenischen, deren Ursitz nicht zu Badgad, sondern westlicher zu Damaskus, in der Moschee der Beni Ommeje zu suchen ist (B. II, p. 120). Die Bevölkerung Bagdad's, minder als die Halebs, größer als

[1]) Mignan, p. 98.

[2]) Derselbe, p. 97 mit der Inschrift.

die Damask's, wird am wahrscheinlichsten auf 80,000 Köpfe geschätzt. Wider die unerträgliche Sonnenhitze flüchten die Einwohner in unterirdische Gewölbe (Serdab), wo der Luftzug durch Windfänge (die Perser nennen diese Luftschläuche Badgir, d. i. wörtlich Windfang, die Engländer Windsail, d. i. Windsegel) erhalten wird. Das Grab des Richters Abu Jusuf, in der Vorstadt Kasimein (Mignan schreibt Kauzumeen, und Niebuhr gar Kadem), wo Schah Ismail i. J. 914 (1508) eine schöne Moschee erbaute, ist das einzige, dessen M. nächst dem Sobeide's erwähnt; aber weder er noch Buckingham wissen, daß die Vorstadt Kasimein, d. i. die zwey Zornbezwingenden, den Namen von dem siebenten Imam (Musa Al-Kasim) und seinem Enkel, dem neunten Imam hat; sie wissen nicht, daß in der Vorstadt Rußafa der große Imam Abu Hanife begraben liegt, welcher Imam Aasem (nicht Maadem, wie Niebuhr schreibt) heißt; noch weniger wissen sie etwas von den Grabmalen der Scheiche Abulkadir, Dschuneid, Schubli, Manßur Hallad'sch, des Imams Hanbeli und anderer, deren das Dschihannuma (S. 459) erwähnt. Der vorzüglichste Inhalt der beyden Werke Buckingham's und Mignan's betrifft die Ruinen Babylons, welche B. mit dem Verfasser der zwey bekannten Denkschriften über diese Ruinen, dem englischen Residenten Rich, besuchet hat, dessen Abbildungen von den Ruinen der drey großen Schutthaufen des sogenannten Mudschelibe (verderbt aus Maklube, d. i. umgestürzt) des Bir's Nimrud und des Kaßr (ursprünglich in den Fundgruben des Orients mitgetheilt), sammt dem aus den Fundgruben und in den beyden Memoiren von Rich gegebenen Plane hier wiederholet sind. Der von Mignan gegebene Plan weiter nördlich ausgedehnt, umfaßt noch das Dorf Muhawil und den an demselben östlich gelegenen Schutthaufen Hamir (den Rothen), welchen M. und B. mit Rich für die Ruinen der Mauern halten, welche den ungeheuern Umfang Babylon's begrenzten. M. und B. stimmen darin überein, daß die Ruinen hart am Flusse, welche noch heut den Namen Kaßr, d. i. des Palastes tragen, wahrscheinlich die des neuen Palastes des Belus mit den benachbarten hängenden Gärten der Semiramis. Die hängenden Gärten wären nach dieser sehr wahrscheinlichen Bestimmung an der Stelle des Schutthügels vom Amran (südlich vom Kaßr) gestanden. Mudschelibe ist wahrscheinlich die Ruine des alten Palastes oder des befestigten Schlosses der Stadt. Die Ruinen des Kaßr, welche in der Abbildung Mignan's für die irgend eines alten europäischen Schlosses gehalten werden könnten, unterscheiden sich wesentlich von denen des Mudschelibe darin, daß bey jenem die Ziegel durchaus gebrannt mit Mörtel

verbunden sind, ohne Spuren von Harz und Schilfrohr, welche die Bindungsmittel der sonnengebackenen Ziegel des Mudschelibe (M. B. 177). Sollten die Ruinen von Kaßr und Mudschelibe wirklich die Ruinen des neuen und alten Palastes seyn, so müßte der Euphrat, welcher nach Angabe der alten Geographen beyde trennte, vormals in ganz anderer Richtung geflossen seyn. Wenn hierüber verschiedene Meinungen obwalten, so vereinigen sich doch die von Niebuhr, Rich, Buckingham und Miguan darin, daß die Ruinen des Tempels des Belus, des Thurmes Babel's nirgends anders als in dem großen Schutthaufen von Birs Nimrud zu suchen seyen; hieher verlegt auch die morgenländische Sage den Brunnen, worin Harut und Marut, die gefallenen Engel, bis zum Tage des Gerichtes bey den Füßen aufgehängt sind. B. stimmt seinem Vorgänger Rich in der Widerlegung des Einwurfes Rennel's wider die Annahme, daß hier der Tempel des Belus gestanden, bey (II, p. 388). B. u. M. haben die vorzüglichsten Stellen der alten Geographen, welche die alten Ortsangaben enthalten, und die der heiligen Schriften, deren Prophezeyungen von Babel's Ruin so wörtlich in Erfüllung gegangen sind, zweckmäßig gesammelt uud zusammengestellt. Die Ruinen des Dorfes Muhawil gehören neuerer Zeit an; das Dschihannuma (S. 461 l. Z.) nennt als den Erbauer des dortigen Palastes den Chalifen Moteaaßem, als Erbauer aber der Ruinen von Tel Akarkuf (B. schreibt Akkerkoof) den alten persischen Kaiser Keikawus, B. hält dieselben für die von Accad, einer der alten in der Genesis (Cap. X, V. 10 — 12) genannten assyrischen Städte; über die Lage der andern zwey (Calneh und Erech) hat der Präsident Debrosse eine Abhandlung geschrieben; wo Erech immer gelegen gewesen seyn mag, so spricht der Name aus, daß von daher noch der heutige Namen der Landschaften Irak, des arabischen sowohl als des persischen, und der Namen der Aracenen beym Plinius (L. VI, C. 32) stamme; über die Lage der Residenz der Chosroen der Stadt Medain (Ktesiphon) läßt die herrliche Trümmer Taki Kesra keinen Zweifel übrig; 256 Schuh lang, über 100 Fuß hoch, steht die große Trümmer mit dem herrlichen, über 90 Schuh breiten Bogen (B. II, 456). Siebenhundert Schritte nördlich davon ist das Grab Selman's, des Barbierers des Propheten, dessen Namen nicht zu vermengen mit Suleiman (Salomon), dem Sohne Davids, welchem nicht weit von Hille eine Kapelle geweiht ist (L. II, p. 352); nördlich von Hille ist Meschhed Husein, d. i. die Märtyrerstätte Huseins, auf der Ebene von Kerbele, südlich von Hille. Meschhed Ali, die Märtyrerstätte Ali's, eine Stunde von den Ruinen Kufa's auf der Stätte des alten Hira.

Mignan beschreibt seine Reise von Baßra nach den Ruinen Babylon's und Bagdad längs des Euphrats und Tigris. Hier ist noch heute der Sitz der arabischen Stämme Beni Muntefik und Beni Lam, welche schon seit der ältesten Zeit her in der Geschichte bekannt. Er hält den Winkel Mesopotamien's, wo der Tiger und Euphrat sich vereinigen, für das alte Eden; nach der morgenländischen Sage ist eines der vier irdischen Paradiese zu Obolla bey Baßra. Die Schifffahrt auf Flüssen und aus aufgeblasenen Schläuchen zusammengebundenen Flößen ist noch dieselbe, wie sie von den Alten beschrieben ist; so sind auch die Steckenkörbe (Wicker-baskets), welche hinter den Holzschiffen von Bagdad nachgetauet werden, noch ganz dieselben, wie sie Herodot bey Babylon beschreibt; sie heißen Kufa (das deutsche Kufe), bey M. (S. 56) eine Abbildung davon. Um Meschhed Ali werden die schönsten Reiger, womit man Gaselen jagt (M. S. 112), gefangen. M. kam am Grabmale Osair's vorbey, welches die Juden als das ihres Propheten Esdras besuchen; er erwähnet aber nicht des drey Stunden von Kufa gelegenen Grabmales des Propheten Sil-kefel, d. i. Hesekiel's, welches so von Juden als Moslimen besuchet wird (Dschihannuma, S. 464). Eine sehr schätzbare Zugabe des Werkes Mignan's ist der Auszug aus einer neueren Geschichte Baßra's von dem J. 953 (1546) bis 1076 (1665) und dann eine Route einer vom Verfasser i. J. 1828 von Baßra über Semawah, Meschhed Ali, Kufa, Hille, Bagdad und Suleimanije nach Tebris gemachten Reise. Der Verfasser schreibt nach englischer Aussprache ganz richtig Tabreez or Tawris, d. i. Tebris oder Tewris. Sein Werk und das Bukingham's sind beyde ein sehr schätzbarer Beytrag zur näheren Kenntniß des alten Babylon und des neuen Bagdad, welches im Mittelalter in Europa so lange für jenes gegolten hat.

VI. Arabien.

Wir wenden uns von Bagdad unmittelbar durch die Wüste nach Arabien, um in der Folge von dort Syrien und Aegypten zu durchwandern. Nur ein Einziger der oben geschaarten zwei und vierzig Reisenden hat das nördliche Arabien und die bisher nur von Alibey (dem verlarvten Spanier) beschriebenen heiligen Städte des Islams, Mekka und Medina, als Moslim besucht, nämlich der deutsche Reisende Burckhardt. Dieser Band seiner Reisebeschreibung wiegt aber viele andere der obigen an Werth und Gehalt auf, und B. verdient durch diese seine Reise, so wie durch seine beyden früheren in Nubien und Syrien den dreyfachen Ehrennamen des Nubischen, Syrischen,

Arabischen eben sowohl, als so mancher römische Kaiser, welcher der Parthische, Adiabenische, Arabische hieß, ohne eines dieser Länder wirklich auf dauernden Besitz erobert zu haben. Stätigeren Besitzes als jene Eroberungen römischer Raubheere sind die der Wissenschaft, womit Burckhardt reich beladen zurückgekehrt, sein Leben nicht bloß als verlarvter, sondern wirklicher Moslim zu Kairo geendet hat, wo er an den Folgen der Beschwerlichkeiten seiner Reisen, und folglich in dem größeren heiligen Kampfe, d. i. in dem der Wissenschaft (denn selbst nach dem Ausspruche Mohammed's ist der Kampf auf dem Schlachtfelde nur der kleinere heilige, jener aber für die Wissenschaft der größere heilige Krieg) als Märtyrer seines Reiseberufs gestorben ist. B.'s Beschreibung beginnt mit der von Dschidda des Hafens von Mekka, welches während der vorwiegenden Herrschaft der Wahabi viel gelitten (S. 13), 12 bis 15000 Einwohner zählt, deren meiste, so wie die von Mekka und Medina, Fremde sind. Der vortheilhafteste Handel ist der indische; Handelsgeschäfte, welche in Syrien und Aegypten erst nach mehreren Tagen durch Mäkler zu Stande gebracht werden, sind hier in einer halben Stunde abgethan, und das Geld wird am folgenden Tage baar ausgezahlt (S. 18). Der Hafenkapitän, welcher das Ankerrecht einfordert, führt noch den alten arabischen Titel Emir al-bahr *), d. i. Meeresfürst, welcher abgekürzt als Admiral in alle europäischen Sprachen übergegangen ist. Zu Dschidda sind 25 Kaffeeläden, Kaffee wird in Hedschaf (richtiger Hidschaf) in Uebermaß getrunken. Manche trinken 20 bis 30 Schalen des Tages, und der ärmste Tagwerker nicht weniger als drey oder vier; in einigen dieser Läden wird der Kaffee aus der bloßen Schale der Bohne verkauft (Kischri), und in einem dieser Läden versammeln sich die Raucher des Hanf- oder Bilsenkrautes (Haschisch). Ueberall findet sich die persische Vorrichtung der Rauchmaschine durch's Wasser, welche dreyerley: 1) die größte (Kedra) auf einem Dreyfuß, 2) die Schische, in der Türkey insgemein Nargile genannt, mit dem schlangenartigen ledernen Schlauche; 3) die Buri, eine bloße Kokosschale mit Wasser und einem dicken Rohre statt des ledernen Schlangenschlau-

*) Emir-al bahr, nicht Emir ol-bahr, sagt der allgemeine Sprachgebrauch, nach welchem der arabische Artikel immer wie el oder al ausgesprochen wird, ohne den Umlaut der ersten oder dritten Endung des vorhergehenden Worts mit ol oder il anzunehmen, daher ist el oder al oder (wenn das al in den folgenden Buchstaben verwandelt wird, ed u. s. w.), die vorzuziehende Sprech- und Schreibweise, also Dschelaleddin nicht Dschelaluddin, so Saededdin, Nureddin Seifeddin, u. s. w.

ches (S. 26). Der Kommissionshandel ist hier wie im Orient überhaupt weit weniger ausgedehnt, als in Europa. Der östliche Kaufmann wagt selten kühne Spekulationen, und macht keine größeren Geschäfte, als sein Kapital; moslimische, christliche und jüdische Kaufleute im Osten ziehen nie genaue Rechnungsbilanz, vermög desselben Vorurtheils, kraft dessen der Beduine nie die Zelte seines Stammes, oder die Zahl seiner Schafe, der Truppenbefehlshaber nie die genaue Zahl seiner Soldaten, der Statthalter nie die Einwohner seines Gebietes zählt (S. 39), weßhalb es unmöglich, die genaue Zahl der Einwohner irgend einer asiatischen Stadt anzugeben (S. 132); so lange dieses Vorurtheil besteht, kann in moslimischen Ländern die Statistik unmöglich gedeihen. B. erzählt die jüngste Regierungsgeschichte Dschidda's unter den Wahabi, deren Lehre selbst der Scherif annahm, und dann unter Tusunpascha, dem Sohne Mohammedali's. Im J. 1814 soll das Einkommen der Mauth von Dschidda 400,000 Thaler, oder (nach dem damaligen Kurse 4,000,000 Piaster) betragen haben, welche Angabe, wiewohl aus guten Quellen, B. doch für zu hoch hält (S. 49). Von Dschidda reiste Burckhardt nach Taif, wo er seine Verhandlungen mit Tusunpascha durch Bozzari erzählt. Taif ist in ganz Arabien seiner Gärten wegen berühmt; sie liegen am Fuße der Berge, welche die sandige Ebene umgeben; die Rosen und Trauben Taif's werden durch das ganze steinige Arabien verführt. Taif hat nicht mehr als 50 Kaufmannsbuden; B. nahm hier zuerst das Ihram, d. i. das Pilgerkleid um, welches aus zwey Stücken Leinen-, Wollen- oder Baumwollenzeugs besteht, deren eines um die Lenden gewunden, das andere über Nacken und Schultern geworfen wird, so daß der rechte Arm nackt und frey. Das Ihram ist im Sommer und Winter gleich schädlich für die Gesundheit, besonders für die Pilger aus den nördlichen Ländern, die an dicke wollene Kleider gewöhnt, und welche auf diese Art einige Tage halbnackt brennender Sonne oder strömendem Regen ausgesetzt sind. Manche nehmen es vermittelst Gelübdes schon bey der Annäherung von Mekka, und legen es erst nach der Vollendung der letzten Pilgerschaft am Berge Aarafat ab, so daß sie Monate lang allem Ungemache der Jahreszeit ausgesetzt sind (S. 89). Die alten Araber nahmen auch das Ihram bey dem Besuche des Götzentempels der Kaba, allein da das alte arabische Jahr ein Sonnenjahr, welches Ende Septembers begann *), so fiel Sulhadsch, d. i. der Pilgermonat (der letzte des Jahres) in den Herbst, wie B, (S. 89) richtig vermuthet. Der

*) S. III. Band der Jahrbücher S. 148.

Kaffee wird zu Taif nicht in Schalen, sondern in kleinen karafenförmigen Töpfen, welche Meschrebe heißen, aufgetischt, welche zehen bis funfzehn Schalen enthalten, und die Reisenden trinken solcher Töpfe drey bis vier des Tages, so daß mancher des Tages auf sechzig Schalen kömmt (S. 91). Die Regenjahreszeit, wiewohl nicht so regelmäßig, als unter Afrika's Wendekreisen, ist zu Taif doch stätiger, als zu Mekka und Dschidda; die Geschichte erzählt mehrere der fürchterlichsten Ueberschwemmungen, welche zum Theil den Tempel der Kaba zerstörten. Die fürchterlichste dieser Ueberschwemmungen hatte i. J. d. H. 1039 Statt, welches Jahr aber nicht, wie in B. S. 93 steht, das 1626ste, sondern das 1630ste der christlichen Zeitrechnung ist; umständlich sind die Verheerungen dieser Ueberschwemmung im Dschihannuma (S. 509) und nach demselben in der osmanischen Gesch. (B. V, S. 123) erzählt. Burckhardt giebt der erste einen ausführlichen Plan von Mekka, und verbürgt die Richtigkeit des vom Reisenden Alibeg gegebenen Aufrisses des Heiligthums der Kaba und des dieselbe umgebenden Tempels.

»Mekka kann eine hübsche Stadt genannt werden, die Straßen derselben sind insgemein breiter als die östlicher Städte, die Häuser luftig und von Stein gebaut; die zahlreichen Fenster, welche auf die Straße gehen, geben denselben ein lebendigeres und mehr europäisches Aussehen, als in ägyptischen und syrischen Städten, wo man von außen der Häuser nur sehr wenig Fenster sieht. Mekka hat wie Dschidda viele Häuser drey Stockwerke hoch, wenige Häuser sind zu Mekka geweißet, aber das dunkle Grau des Steines ist bey Weitem dem blendenden Weiß vorzuziehen, das den Augen zu Dschidda wehthut. In den meisten Städten der Levante trägt die Enge der Straßen zu ihrer Kühle bey, und wo Wagen nicht im Gebrauch, wird ein Raum, wo sich zwey beladene Kamehle ausweichen können, für die Breite einer Straße als hinlänglich erachtet; aber zu Mekka, wo unzählbare Pilger zusammenströmen, war es nöthig, die Straßen breiter zu lassen. — Die Stadt ist von allen Seiten offen, würde aber, wenn wohl vertheidigt, in den benachbarten Bergen starke Haft darbieten. — Der einzige Platz der Stadt ist das Viereck der großen Moschee; keine Bäume, keine Gärten erfreuen das Auge, und nur während der Wallfahrtszeit wird die Scene lebendiger durch die große Zahl wohl eingerichteter Kaufmannsbuden. Mekka kann sich keiner öffentlichen Gebäude rühmen; keine Chane für Reisende oder als Waarenlager, keine Palläste von Großen, keine Moscheen, woran die Ehrfurcht für die große des Heiligthums Schuld zu seyn scheint. — Viele der auf die Straßen gehenden Fenster sind zierlich geschnitzt, oder mit grellen Farben bemalt; vor denselben hängen Blenden von leichtem Rohre, welche Fliegen und Mücken ausschließen, und Luft durchlassen; jedes Haus hat seine Terrasse, von deren schiefer Fläche das Wasser mittelst Rinnen auf die Straße abfließt. Die Terrassen sind mit leichten Brustwehren umgeben, dem Auge entzogen; denn im ganzen Osten macht es dem Manne wenig Ehre, auf der Terrasse zu erscheinen, von wo er die Weiber der Nachbarschaft, welche hier einen großen Theil des Tages in häuslichen Beschäftigungen zubringen, sehen könnte. Die Europäer zu Haleb allein genie-

ßen des Vorrechts, ihre oft schön von Stein gebauten Terrassen zu besuchen, wo sie in Sommerabenden nachtmalen, und die Nacht zubringen. Alle Häuser Mekka's (wenige der reichsten Bewohner ausgenommen), sind für die Unterkunft der Pilger berechnet, viele von einander getrennte kleine Wohnungen, deren jede nur aus einem Zimmer und einer Küche besteht. Seit der Abnahme der Wallfahrt (noch vor der Eroberung durch die Wahabi) konnten viele der Bewohner, aus Mangel der bisherigen Einkünfte des Zinses, ihre Häuser nicht mehr ausbessern, und viele derselben sind daher im Verfall. — Die Straßen sind alle ungepflastert, daher im Sommer voll Sand und Staub, und wenn es regnet, voll Schlamm und Koth; da das Wasser nicht abrinnt, sondern in den Straßen auftrocknen muß. — Die Gassen Mekka's sind Nachts nicht erlenchtet, uud die verschiedenen Quartiere nicht wie in anderen Städten des Morgenlandes Nachts durch besondere Thore zur Sicherheit der Kaufleute abgeschlossen. — Mit Wasser ist Mekka nicht besser versehen als Dschidda, es hat nur wenige Cisternen, und das Brunnenwasser ist so salzig, daß es kaum trinkbar. Das Wasser des hochheiligen Brunnens Semsem (das ist die Quelle, die vor Hagar aufging, als sie mit Ismail hieher kam) ist schwer und unverdaulich. Das beste Wasser Mekka's wird durch eine Wasserleitung sechs bis sieben Stunden weit von der Seite des Aarafat herbeygeführt. Sobeide, die Gemahlin Harun Raschids, führte die erste Quelle (Ain Nuuman) von Dschebel Kora in die Stadt, wozu in der Folge fünf andere kamen. Nach mehreren ägyptischen Sultanen waren Sultan Sultan und sein Sohn Selim II. die letzten Hersteller dieser Wasserleitungen (S. 103 — 108).«

Die umständliche Geschichte des Baues der Wasserleitung unter Sultan Suleiman findet sich im Dschihannuma (S. 115). Der marmorne Kanal (Uluk) faßt 45 Pippen (Lüle) Wasser, und Suleimans Tochter, die Sultanin Mihrmah (Sonnenmond), vollendete dieselbe unter Sultan Selims II. Regierung. Zweyer merkwürdiger Brunnen erwähnt noch das Dschihannuma (S. 516), welche Burckhardt mit Stillschweigen übergeht; nämlich des Brunnens Idris, welchen der Prophet mit seinem Speichel segnete, und in welchen der Chalife Osman den Ring des Propheten fallen ließ, ohne daß derselbe jemals wieder zum Vorschein kam; und zweytens der Brunn Silchalife, oder der Brunn Ali's, an welchem die Pilger Medina's das Pilgerkleid Ihram anziehen, und zu dem man auf Stufen hinuntersteigt. B. durchgeht hierauf die Quartiere der Stadt; unter dem Schloßhügel auf einer schmalen Fläche zwischen dem Schloßberg und dem Berg Kobeis steht der Pallast des regierenden Chalifen, welcher Beit es saadet, d. i. das Haus der Glückseligkeit heißt. »Eure Glückseligkeit« ist der Titel, womit der Scherif von Mekka, so wie der Scheich des Heiligthums von Medina angeredet wird. Die größte und breiteste Straße Mekka's heißt Mesaa, wo Säbel, englische Uhren und schöne Abschriften des Korans (die drey wesentlichsten Artikel im Gepäcke eines türkischen Pilgers) beständig zum Verkauf (S. 117). In dieser Straße werden auch die Hinrich-

tungen vollzogen; in dieser Straße ist die Moschee, die Medrese mit 72 Gemächern, und die Bibliothek, welche der ägyptische Sultan Kaidbeg im J. d. H. 882 (1477) gestiftet, und an welcher der Geschichtschreiber der osmanischen Eroberung Jemens, Kutbeddin, ein Jahrhundert hernach als Bibliothekar stand. Auf dem kleinen Markte (Suweigha) legen die indischen Kaufleute die schönsten kaschmirischen Shawle vom feinsten Musline zum Verkaufe aus; Korallenschnüre, falsche Perlen, Rosenkränze von Aloe-, Sandel- und Kalembakholz, Karniole für Siegel, und die mannigfaltigsten chinesischen Waaren, alle von indischen Kaufleuten ausgeboten, welche für Ismaili gelten, und meistens von Surat kommen. Sie bringen nie ihre Weiber mit, wie andere Pilger, und heirathen nie, wenn auch noch so lange zu Mekka angesiedelt. B. konnte über ihre geheime Lehre nicht mehr erfahren, als über die ihrer Glaubensgenossen in Syrien; auf dem kleinen Markte (dieBondstreet und der Graben Mekka's) rauchen die Gentlemen-Hadschi Morgens und Abends ihre Pfeifen; hier ist der Mittelpunkt von allen Neuigkeiten. In dem Quartiere Schebeike wohnen die reichsten Kaufleute, und die Ulema der großen Moschee. Hier verkaufen die syrischen Kaufleute Seidenstoffe von Damaskus und Haleb, feines Linnen (Cambric) von Nablus, Gold- und Silberdraht von Haleb, Beduinensacktücher von Bagdad, Seide vom Libanon, feine Teppiche der anatolischen Turkmanen, Abba von Hama, getrocknete Früchte von Damaskus, Pistazien von Haleb. Auf den Bergen Dschebel Lala und Dschebel Hindi stehen zwey Schlösser. Auf dem Nachtmarkt (Sukel-sleil) wird die Geburtsstätte des Propheten gezeigt. Moamele (der Keramikos oder die Tuillerien Mekka's) liegt auf der Seite des Berges Kobeis. Ein Dutzend von Oefen versehen von hier aus ganz Hidschas mit irdener Waare. Kahwet el-Haschischin (Assassinen), d. i. das Kaffeehaus der Bilsenkräutler, wo Haschisch und Bendsch (Hanf- und Bilsenkraut), das Nepenthe der Pilger, geraucht wird. Die Goldarbeiter wohnen in der chinesischen Straße, die zahlreichen Freudenmädchen beduinischer Krämer zu Schaab Aamir, dessen Stell-dich-ein arabische Dichter preisen (S. 128). Am Ende des Quartieres Mala ist Abutalib's, des Vaters Ali's Grab. Ein Pallast des Scherif's und nördlich von demselben die Vorstadt Moabede. Einwohner Mekka's 25 bis 30,000.

» Die Kaaba (das heilige Haus) steht in einem länglichen Vierecke das 250 Schritte lang und 200 breit. Auf der Ostseite ist dieses offene Viereck durch eine Säulenhalle vier Säulen tief, auf anderen zwey Seiten von einer nur drey Säulen tiefen Säulenhalle eingeschlossen. Diese Säulen sind durch spitzige Bogen verbunden, von denen Lampen niederhängen, und von 152 Kuppeln bedeckt. Die Säulen sind 20 Schuh hoch, und

ein oder anderthalb Schuh im Durchmesser, aber höchst unregelmäßig; einige von weißem Marmor, Granit und Porphyr, aber die größte Zahl aus den gemeinen Steinen der Berge um Mekka. — Die von den älteren Geschichtschreibern Mekka's angegebene Zahl von 555 oder 589 Säulen paßt heute nicht mehr, indem deren nur 455; einige derselben haben arabische oder kufische Inschriften.«

B. erwähnt mehrere Inschriften von ägyptischen und osmanischen Sultanen, deren er aber keine abgeschrieben. Die Mauern und Bögen sind mit grellen Farben gelb, roth, blau bemalt, so auch die Minarete. Sieben gepflasterte Wege, jeder für fünf Mann breit, und neun Zoll über den Grund erhöht, leiten von den Säulengängen zum heiligen Hause der Kaaba, welches im Mittelpunkte. Diese sieben Wege sind mit feinem Kiese oder Sand bedeckt, nur hie und da sproßt einiges Gras, durch das Wasser hervorgebracht, welches aus den irdenen Krügen sintert, die mit Wasser aus dem heiligen Brunnen Semsem gefüllt, während des Tages in Reihen längs dieser Wege stehen. Das heilige Haus der Kaaba ist ein längliches massives Gebäude, vierzehn Schritte breit, achtzehn Schritte lang und einige dreyßig Schuh hoch (la santa casa Loretto's ist eben so breit, aber 30 Schuh lang und 18 hoch; der Umfang der Kirche, in welcher dieselbe steht, hat beyläufig dasselbe Maß, wie der Säulen-Umfang, inner welchem das heilige Haus der Kaaba). In einiger Entfernung sieht die Kaaba einem vollkommenen Würfel gleich, die einzige Thür, durch welche man eingeht, und welche nur zwey oder drey Mal des Jahres geöffnet wird, ist an der Nordseite 7 Schuh hoch ober der Erde, so daß man nur mit hölzerner Leiter hinaufsteigen kann. Die dermalige, im J. 1633 von Konstantinopel gesandte Thür ist silberbeschlagen mit goldenen Verzierungen; auf der Schwelle werden allnächtlich kleine Wachskerzen angezündet, und Rauchpfannen mit Moschus und Aloeholz gefüllt. Am nordöstlichen Ecke der Kaaba, zunächst der Thüre, ist der berühmte schwarze Stein, 4 oder 5 Schuh über der Erde eingemauert; ein unregelmäßiges Eyrund, 7 Zoll im Durchmesser; er besteht aus einem Dutzend kleiner Steine, welche mit Mörtel zusammengefügt und vollkommen geglättet sind; er sieht wie Lava aus, mit kleinen Theilchen einer weißlichen oder gelblichen Substanz; nach aller Wahrscheinlichkeit ein Aerolith, was B., der nicht Mineralog, nicht bestimmen konnte. Schon die alte Sage, daß der Stein vom Himmel gefallen, spricht für die obige Vermuthung, welche denselben anderen alten, vom Himmel gefallenen Göttersteinen anreihet. Derselbe ist in einer Einfassung von Kitt, welcher die einzelnen Theile zusammenhält, und das Ganze ist von einem breiten silbernen Beschläge zusam-

mengehalten, das mit silbernen Nägeln angenagelt ist. Im südöstlichen Ecke der Kaaba ist ein anderer Stein 5 Fuß über der Erde eingemauert, der aber nicht wie der vorige von den Pilgern mit inbrünstiger Andacht geküßt, sondern nur mit der rechten Hand leicht angerührt wird. Auf der Nordseite der Kaaba, hart an der Thüre und an der Mauer, ist eine kleine Höhlung in dem Boden, worin drey Personen sitzen können, sie heißet Maadschen, weil in derselben Abraham und sein Sohn Ismail den Kalk und den Lehm zum Baue der Kaaba geknetet haben sollen; die kufische Inschrift konnte B. weder lesen noch abschreiben. Auf der Westseite der Kaaba, zwey Fuß unter dem Giebel, ist die berühmte goldene Dachrinne (Misab), welche das Regenwasser vom Dache sammelt, beyläufig 6 Schuh lang und 4 Zoll breit, i. J. d. H. 981 (1573) von Konstantinopel gesandt Dieses letzte Datum ist, wie so manche andere in B.'s Reisebeschreibung, falsch; die Dachrinne aus Goldblech wurde erst von S. Ahmed I. i. J. 1612 nach Mekka gesendet, und die umständliche Beschreibung davon nach den osmanischen Geschichtsquellen in der Geschichte des osmanischen Reichs, IV. Bd. S. 44. Das Pflaster um die Kaaba unter der goldenen Dachrinne bildet eine farbige Mosaik, in dessen Mitte zwey Blöcke von verde antico; hier liegt nach moslimischer Sage Ismail, der Sohn Abrahams, begraben. Auf der Westseite wird die Kaaba in der Entfernung von drey bis vier Schuh von einer halbrunden Mauer gedeckt, welche El-Hatim, und der durch dieselbe abgesonderte Raum Hadschr Ismail, d. i. die Absonderung Ismail's heißt. Es ist eben so verdienstlich, in diesem abgesonderten Raume zu beten, als in der Kaaba selbst. Die vier äußeren Wände der Kaaba, sind mit schwarzem Seidenstoffe bedeckt, welcher das Dach unbedeckt läßt. Diesem schwarzen Seidenstoffe sind goldene Inschriften eingewebt, er heißt das Kleid der Kaaba; am 10. Silkide wird der alte weggenommen, und die Kaba steht vierzehn Tage nackt, bis am 10. Silhidsche, bey der Rückkehr der Pilger von dem Berge Aarafat in's Thal Mina, das neue Kleid angelegt wird; in diesem Augenblicke erschallt aus den Kehlen aller Weiber das bekannte Lili-Geschrey, der Araberinnen Halleluja. Da der Ueberzug der Kaba nicht fest an die Pflöcke angeheftet ist, so wird derselbe von dem leichtesten Windhauche in wellenförmige Bewegung gebracht, und jedesmal als dieses geschieht, schreit die versammelte Schaar Segen! und Heil! den Engeln, deren Schwingen die fluthende Bewegung des Ueberzugs hervorbringt; 70,000 Engel beschützen die Kaaba, und werden dieselbe in's Paradies zurücktragen, wenn der erste Trompetenruf des jüngsten Tages erschallet. Rings um die Kaaba ist der Grund im Eyrund

acht Zoll tiefer als der große Hof des Umfangs gepflastert; und von 32 dünnen vergoldeten Säulen umgeben, zwischen deren zwey jedesmal sieben Lampen hangen; außerhalb dieser 32 Säulen läuft eine 8 Schritte breite Einfassung etwas höher als das vorhergehende Pflaster herum, auf welchem die fünf Makame, der Brunn Semsem, der Bögen Babes-selam und die Rednerbühne Minber stehen. Die vier ersten Makame, d. i. Standorte des Gebetes für die vier orthodoxen Sekten (Hanefi, Schafii, Hanbeli und Maleki) stehen den vier Seiten der Kaaba gegenüber. Das Gebäude, welches den heiligen Brunnen Semsem in sich schließt, ist zunächst dem Standorte Hanbeli. Vor dem Einbruche der Wahabi trieben die Scherife mit dem Wasser Semsem schändlichen Handel; jetzt ist es aber frey gegeben; es ist milchweiß, süß und laulicht, und von dem der salzigen Brunnen der Stadt ganz verschieden. Nordost vom Semsem sind zwey Kuppeln, welche als Sakristey zur Aufbewahrung der Wasserkrüge, Lampen, Teppiche, Matten, Besen u. s. w. dienen. Westlich vom Semsem steht die Leiter der Kaaba und ein leichter Bogen, welcher Babes-selam, d. i. das Thor des Heiles heißt, gerade vor demselben ist der fünfte Makam oder Standort, nämlich der Abrahams, wo der Stein, auf dem er beym Bau der Kaaba stand. Diesem zunächst westlich die Rednerbühne (Minber), wo die Pilgrime ihre Schuhe ausziehen. Alle Abend wird zur Gebetszeit der Kiesgrund des Hofes und das äußere Pflaster der Kaaba mit ägyptischen Teppichen 60 bis 80 Fuß lang und 4 breit bedeckt, welche nach dem Gebete wieder aufgerollt werden; die entfernteren Theile des Hofes und der Boden unter den Säulengängen sind mit Matten aus Sewakin bedeckt. Viele dieser Matten werden von den Pilgern der Moschee als Geschenke dargebracht, dafür werden die Namen der Schenkenden auf die Matten geschrieben. — Nachts, wenn die Lampen angezündet, die Pilger im siebenmaligen Umgange um die Kaaba begriffen sind, geben die geschäftigen Schaaren, die Stimmen der Pilgerführer und Vorbeter, das laute Gespräch von so vielen Müßiggängern, das Hin- und Herrennen, das Spielen und Lachen der Buben der ganzen Scene ein ganz anderes Ansehen, wodurch das Heiligthum ein Schauplatz öffentlicher Unterhaltung zu seyn scheint. Um neun Uhr zieht sich der Haufen zurück, und das Heiligthum ist wieder der Platz stiller Betrachtung und eifrigen Gebetes für wenige Besucher, welche aufrichtige Frömmigkeit dahin führt (S. 149). Nach dem Volksglauben faßt die Moschee was immer für eine Anzahl von Rechtgläubigen, und wenn alle Moslimen zugegen wären, würden sie Platz darinnen finden, indem die Engel, Hüter des Heiligthums, das Gebäude aus-

dehnen, den Umfang jedes Individuums vermindern würden; indessen ist der Raum des Heiligthums, welcher 35,000 Betende fassen könnte, nie zur Hälfte voll, B. konnte darin nie mehr als 10,000 Köpfe zählen. Zur Zeit des Gebetes wird kein Laut, als der des Imams, gehört, und man sieht nur Betende; außer den Gebetstunden sind die Säulengänge oft mit armen Pilgern angefüllt, die dort unter ihrem Gepäcke liegen, so daß man eher in einem Spitale, als in einem Tempel zu seyn glaubt. Knaben spielen in dem großen Viereck, und die Träger durchkreuzen es, den Weg abzukürzen; dieß hat Mekka's Tempel mit anderen großen Moscheen des Ostens gemein, aber an der Kaaba wird den schändlichsten Lastern ungestraft gefröhnt, und die Gräuel der unnatürlichsten Lüste werden von den Vorübergehenden bloß belächelt oder leicht getadelt. In einigen Theilen des Säulenganges wird Kindern von Schulmeistern das ABC mit Stecken eingebläuet; Nachmittags halten dort Gelehrte Vorlesungen, welche aber selten zahlreich besucht sind. Freytag Nachmittags erklären türkische Ulema den Koran, und erhalten dafür Küsse auf ihre Hand und Geld in ihre Mütze; an dem großen Thore der Moschee, welches das des Heiles heißt (Babes-selam), mit dem obigen gleichnamigen Bogen vor der Kaaba nicht zu verwechseln ist, sitzen arabische Scheiche mit Feder- und Tintenzeug, um Briefe, Rechnungen, Verträge und andere Urkunden zu schreiben; sie verkaufen auch Amulette und Liebesrecepte, welche Kutub muhabbet, d. i. Liebsbriefe, oder Kubul[1]), d. i. Kabalen, heißen. Zwischen den Säulen hängen Leichentücher und Leichenhemde (Kefen), welche von den Pilgern hier gekauft, und im Wasser des Brunnens Semsem gewaschen werden, um die Ruhe des Leibes im Grabe zu sichern. Mekka, besonders aber die Moschee des Heiligthums, ist mit Schaaren wilder Tauben überfüllt, welche als Eigenthum des Tempels unverletzlich sind, und die Tauben des Hauses Gottes (Beitullah) heißen. In dem Vierecke des Hofes sind mehrere Steinbecken für dieselben regelmäßig mit Wasser gefüllt, und Araberinnen verkaufen auf kleinen Strohmatten Korn und türkischen Weizen, welchen die Pilger kaufen, um die Tauben damit zu füttern. Vermuthlich kömmt von diesen Tauben des Harems der Kaaba das persische Sprichwort her: Dieser Vogel ist keine Taube deines Harems[2]), welches so viel sagen

[1]) Von derselben Wurzel Kabale (er hat angenommen), woraus die Liebes-Kabale (Kubul) abgeleitet ist, kömmt auch der Namen Ikbal her, welchen die Sklavinnen-Günstlinginnen des Harems des Sultans führen (M. D'Ohson, VII. 62).

[2]) In murgh kebuteri haremi tu nist.

will, dieses Futter ist für deinen Schnabel nicht gewachsen. Die Moschee des Heiligthums hat neunzehn Thore, nächst dem Abrahams ist eine große Medrese, und zu den Gebäuden des Umfangs des Heiligthums gehört auch das Mehkeme (die Gerichtsbehörde), an welcher die Medrese Suleimanije, von Sultan Suleiman gestiftet. Der erste Vorsteher der Moschee ist der Naib el-Haram (der Stellvertreter des Heiligthums), welcher die Schlüssel der Kaaba verwahrt, und die Ausbesserung derselben besorgt. Ihm zunächst steht der Oberste der Eunuchen (Agat el-Tewaschia), denn vierzig bis funfzig Eunuchen sind die Küster und Wärter des Heiligthums, welche den Vorhof, das Pflaster und die Kaaba waschen, kehren und rein erhalten. Die meisten dieser Eunuchen sind Neger, nur wenige derselben kupferfarbige Inder. So außerordentlich dieß auch scheinen mag, so sind doch die meisten derselben mit schwarzen Sklavinnen verheiratet, und haben ein Harem von Mädchen, des Staates willen; sie genießen reichliches Einkommen von der Moschee, von den Privatschenkungen der Pilger, von den jährlichen Gnadengeldern aus Konstantinopel, und bereichern sich noch außerdem durch den Handel, der zu Mekka allgemeines Gewerb. Jedem mit der Geschichte alter Religionen und Tempel Vertrauten muß sich hier wie dem Rec.'n die Bemerkung aufdringen, daß diese Eunuchen die Stelle der Hierodulen der alten asiatischen Tempel vertreten, daß die Tauben der Kaaba an die Priesterinnen-Tauben zu Babylon und Dodona erinnern, und daß der Handel, als das erste Bedürfniß des Völkerverkehrs, noch heute, wie schon in ältester Zeit, in dem von Pilgern aller Weltgegenden besuchten Heiligthume die sicherste Freystätte findet. Am glänzendsten ist die Moschee im Monat Ramasan, wo die Säulengänge allnächtlich mit Tausenden vom Lampen erleuchtet sind; kühlende Lüfte streichen durch die offenen Säulengänge, aber die Bewohner Mekka's schreiben dieselben den Schwingen der die Moschee hütenden Engel zu. Ganz einen anderen Anblick stellt der Tempel nach vollendeter Pilgerschaft dar; Krankheit und Sterblichkeit, welche durch die Beschwerden der langen Wallfahrtreise, durch zu leichte Bedeckung des Ihram, durch die ungesunden Wohnungen zu Mekka, durch schlechte Kost, durch gänzlichen Mangel an Lebensmitteln hervorgebracht werden, füllen die Moschee mit Leichnamen, über welche der Imam das Todesgebet spricht, oder mit Kranken, die sich unter die Säulenhallen tragen lassen, um Angesichts der Kaaba geheilt zu werden oder den Geist zu verhauchen. Arme Pilgrime, von Krankheit und Hunger ausgemergelt, schleppen sich zwischen den Säulen, und wenn nicht mehr im Stande, die Hand auszustrecken, setzen

sie eine Schale auf die Matte hin, auf der sie liegen; in den letzten Zügen bedecken sie ihr Gesicht mit ihren Lumpen, und oft vergeht ein Tag, ehe man entdeckt, daß sie todt sind. Es sind besondere Leute angestellt, die Todten auf öffentliche Kosten zu begraben, und die Stelle, wo sie lagen, sorgfältig rein zu waschen.

Nach einer kurzen historischen Kunde über die Kaaba und den schwarzen heiligen Stein von der ältesten Zeit bis auf heute, wird die Beschreibung der übrigen heiligen Stätten Mekka's gegeben, nämlich der Geburtsstätte des Propheten, seiner Tochter Fatime (Fatme schreibt Buckingham), Ali's, Ebubekr's, Abu Talib's, das Grab Chadidsche's, der Gemahlin, und Emine's (B. schreibt Umna), des Propheten, und andere; an jedem Grabe ist eine Art von Aloestrauch gepflanzt, dessen Name Ssabr auch Geduld heißt, und auf die Geduld anspielt, deren es bedarf, im Grabe die Auferstehung zu erwarten (p. 173). Außer der Stadt wallfahrtet man nach dem Berge Abu Kobeis, dem höchsten und nächsten der um Mekka liegenden sieben Berge. Dort wird die Grotte gezeigt, wo während der Sündfluth der schwarze Stein von den Engeln in einer Grotte aufbewahrt ward, über welche sich die Felsen schlossen, dann der Ort, wo der Prophet den Mond spaltete. Dschebel Nur, d. i. der Lichtberg, liegt nördlich der Stadt, wo der Prophet die 94ste Sure des Korans und mehrere andere empfing. Dschebel Tor (der Taurn Mekka's), anderthalb Stunden südlich der Stadt, wo die Höhle, wohin sich Mohammed und Ebubekr auf ihrer Flucht aus Mekka nach Medina retteten, wo nistende Tauben und Spinnengewebe die Verfolgenden in der Meinung erhielten, daß Niemand in die Grotte geflüchtet haben könne. Auf dieses und auf das vorhergehende Wunder beziehen sich die Verse der Borda (des berühmten Lobgedichtes auf Mohammed):

Ha! ich schwöre fürwahr! ich schwör's beym gespaltenen Monde,
Daß des Propheten Herz also gespaltet auch ward.
Schwör's bey der Grotte! bey dem, was sie verschloß von dem Besten!
Und bey der Blindheit, die dort die Ungläubigen schlug.
In der Grotte waren die Wahrheit und der Wahrhaft'ge.
»Niemand ist darin,« war der Verfolgenden Wort,
Tauben flatterten dort und Spinnen webten die Netze
(Doch sie glaubten's nicht), über den Besten der Welt.

El-Omra ist eine kleine Kapelle mit einer einzelnen Reihe von Säulen auf dem Wege nach Wadi Fatme, der Besuch derselben ist für jeden Pilger eben so unerläßlich, als der der Kaaba; nicht so der Besuch der vorgenannten drey Stätten. Die Kaaba

wird nur dreymal des Jahres geöffnet, am 20. Ramadhan, am 15. Silkide und am 10. Moharrem; an der eine Stunde nach Sonnenaufgang angelegten Leiter stehen die Eunuchen der Moschee mit Stöcken, welche schwer auf diejenigen fallen, die sich ohne ein Geschenk durchdrängen wollen; darin wird ein Gebet von acht Rikaat verrichtet, d. i. in jedem Ecke der Kaaba wirft sich der Pilger viermal zur Erde und steht viermal auf; nach verrichtetem Gebete spannt jeder die Arme gegen die Wand aus, und drückt sein Gesicht an dieselbe; man hört nichts als Seufzen und Stöhnen, Ausrufungen und Stoßgebete. B. konnte es darin nicht länger als fünf Minuten aushalten, so unerträglich war die Hitze; an der Thüre sitzt ein Scherif mit dem silbernen Schlüssel der Kaaba, welchem, so wie dem nebensitzenden Eunuchen, jeder Pilger beym Herausgehen eine Abgabe zollt. Am folgenden Tage ist die Kaaba für die Weiber geöffnet. Das Innere derselben ist ein einziges Gemach, dessen Dach von zwey Säulen getragen wird, und das kein anderes Licht, als durch die Thüre, empfängt. Zwischen den beyden Säulen sind zahlreiche goldene Lampen, welche selbst von den Wahabiten nicht angerührt wurden, welche also minder raubsüchtig, als die Franzosen zu Loretto. Der Besuch des Inneren der Kaaba ist nicht unerläßlich zur Wallfahrt, welche nur den siebenmaligen Umgang um dieselbe, die Berührung des in der äußeren Ecke eingemauerten schwarzen Steines erfordert. Die Scherife, d. i. die Prophetenverwandten Mekka's, theilen sich in die Eingebornen und Angesiedelten; die sich mit Studien und dem Gesetze beschäftigen heißen vorzugsweise Seid, d. i. Herr; die sich den Waffen und den Staatsgeschäften widmen, Scherif, d. i. Edler; der in der Türkey beyden gemeinsame Titel Emir, d. i. Fürst, scheint zu Mekka nicht üblich zu seyn. Die Scherife sind von schöner Gesichtsbildung, sie haben das Auge, das Gesicht und die Adlernase des Beduinen, sind aber mehr fleischig. Die niedere Klasse der Bewohner Mekka's sind von starkem, rüstigem Muskelbau, während die von der höheren Klasse durch ihre dünnen abgemagerten Formen erkenntlich. Die Beduinen um Mekka, wiewohl arm, sind stärkeren Körperbaues, als die reicheren Beduinen der inneren Wüste, vermuthlich weil sie minderen Mühseligkeiten ausgesetzt sind. Der Mekkaner ist minder groß und stark, als der Syrer und Aegypter, übertrifft denselben aber an Gesichtsausdruck und besonders durch Lebhaftigkeit und Glanz des Auges (S. 182). Alle Männer Mekka's und Dschidda's werden vierzig Tage nach ihrer Geburt tatuirt, dieß geschieht mittelst dreyer langen Einschnitte an beyden Wangen und zweyer auf dem rechten Schlafe, wodurch sie sich von allen anderen Ein-

wohnern Arabiens unterscheiden. Die höheren Klassen tragen im Winter tüchenes Oberkleid, Binisch, und tüchenes Unterkleid, Dschubbe (das deutsche Joppe), Turban aus weißem Muslin, gelbe Pantoffeln und Kaschmirgürtel vollendet den Anzug; unter dem Turban tragen die, welche türkische Mode nachahmen, rothe Käppchen aus der Barbarey, die anderen linnene, reich mit Seiden gestickte, das gewöhnliche Geschenk der Weiber für ihre Liebhaber. Das Unterkleid aus weißem, indischen Muslin, Beden, d. i. der Leib (Justaucorps), ist kürzer, als das levantinische Antari (Antar's Jacke), und ohne Aermel; die Hemden sind von indischer Seide, ägyptischem oder anatolischem Linnen. Die niedersten Klassen tragen im Sommer nur ein Hemd, und statt der Beinkleider ein Stück gelben indischen Nankin's oder gestreiften indischen Linnens um die Lenden, und im Winter darüber ein Beden *) von gestreiftem indischen Calico ohne Gürtel. Die Mekkaner sind reinlicher in ihrem Anzuge, als andere Morgenländer, der weiße Muslin oder Cambric, woraus ihre vorzüglichste Kleidung besteht, erfordert häufiges Waschen, und selbst die Aermsten wechseln wenigstens einmal die Woche die Wäsche; die Reichsten legen täglich andere Kleider an, und mehrere haben dreyßig bis vierzig vollständige Anzüge. Zu Hause sitzen sie halb entkleidet, in der einen Hand mit einem viereckigen Fächer aus Palmenlaub, in der anderen mit der langen Schlange der persischen Tabakpfeife. Jeder erwachsene Mekkaner trägt einen Stock, der bey den unteren Klassen eigentlich ein Prügel. Die Weiber von Mekka und Dschidda kleiden sich in indische seidene Röcke mit weiten blaugestreiften Beinkleidern, welche bis an die Knöchel reichen, und unten mit Silber gestickt sind; darüber das Oberkleid Habra von schwarzseidenem Stoffe, oder eine blau und weißgestreifte seidene Mellaje von indischer Fabrik. Das Gesicht ist durch weißen oder blauen Schleyer (Borkaa) verhüllt. Sie haben weniger Gold, Perlen und Juwelen, als die Frauen in Syrien und Aegypten, aber wenigstens eine Schnur Dukaten umgebunden. Die Bewohner Mekka's (p. 187) kennen nur zwey Beschäftigungen, den Dienst des Gotteshauses und den Handel, welcher besonders während der Wallfahrt blüht. Die nicht reich genug sind, mit indischen Waaren zu handeln, legen ihr Kapital während der Wallfahrt in Korn und Lebensmitteln aus, welche zur Zeit der Wallfahrt in

*) Beden spricht und schreibt Buckingham ganz richtig, und nicht Badan, wie die Nachbeter der Reiske'schen Aussprache schreiben würden. Beden und Badan sind eben so wenig eines und dasselbe, als bédeau und badaud.

höherem Preise sind, weil 60,000 Menschen und 20,000 Kamehle versorgt werden müssen (p. 190). Die Müßigsten, Unverschämtesten und Schlechtesten der Bewohner treiben das Handwerk von Ciceroni, welche Metewaf (Mutawif) oder Delil heißen. Einige derselben treiben auch das besondere Handwerk einer Scheinheirat mit reichen alten Witwen-Pilgerinnen; da nach dem Gesetze selbst jede verheiratete Moslimin-Pilgerin von ihrem Manne begleitet seyn soll, so nehmen Witwen während der Pilgerschaft einen der Ciceroni als Scheingatten. Der Heiratsvertrag wird vor dem Richter aufgesetzt, unter der nicht ausgedrückten Voraussetzung, daß derselbe nur während der Pilgerschaft gültig, nach Vollendung derselben hat die Ehescheidung Statt; sollte sich der Mann derselben weigern, so kann er dazu zwar nicht gezwungen werden, aber er würde sein einträgliches Brot als Cicerone verlieren; es sind solcher Ciceroni gegen achthundert. Mekka könnte durch den Handel, das Ehrengeschenk von Konstantinopel und den Gewinn, welchen die Pilger einbringen, eine reiche Stadt seyn, wenn die Bewohner nicht eben so ausgelassen als verschwenderisch wären. Sobald die Wallfahrt vorbey, feyern die Mekkaner Hochzeits- und Beschneidungsfeste mit der größten Verschwendung, und bringen ihren ganzen Gewinn durch (gerade wie die Einwohner mancher deutschen Badeörter). Ein großer Luxusartikel sind die abyssinischen Sklavinnen und die Lotterbuben. Der Charakter der Bewohner Mekka's nähert sich durch Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit dem der Beduinen (p. 200); auf den Straßen, auf den Märkten, zu Hause und selbst in der Moschee scherzt und lacht der Mekkaner gern; mit dieser Lebhaftigkeit verbindet er Verstand, Scharfsinn und angenehme Manieren; er ist artiger gegen seines Gleichen und gegen Fremde, als die Einwohner Syriens und Aegyptens. Wenn sie sich begegnen, küßt der Jüngere oder Niedere die Hand des Aelteren oder Höheren, und gegenseitig, wenn sie am Range gleich. Sie begrüßen den Fremden mit den Worten: o Gläubiger! o Bruder! und das Wort des Propheten, daß alle Gläubigen Brüder, führen sie stets im Munde. »Willkommen, tausendmal willkommen,« sagt der Krämer zum Fremden, »Ihr seyd der Fremde Gottes, der Gast der heiligen Stadt, mein ganzes Eigenthum steht zu Eurem Gebot.« Ist der Fremde in der Moschee der Sonne ausgesetzt, wird ihm der Mekkaner einen schattigen Platz verschaffen; geht er an einem Kaffeehause vorbey, so wird er von allen Seiten eingeladen, hineinzutreten. Wenn der Mekkaner von einem Wasserverkäufer einen Krug Wasser kauft, setzt er denselben vom Munde ab, um ihn vorbeygehenden Fremden anzutragen; nach der oberflächlichsten Bekanntschaft

ladet er seinen neuen Freund zum Besuche und Nachtessen ein; wenn sie sich zanken, werden keine der groben Schimpfwörter und Zoten, welche in Syrien und Aegypten üblich sind, gehört; mit einem Worte, die Bewohner Mekka's zeichnet feinere Sitte und Lebensart aus; dabey haben sie edlen Stolz als Eingeborne der heiligen Stadt und Landsleute des Propheten; sie sind stolz darauf, daß sie seine Gebräuche, Lebensweise und Sprache bewahren, und auf die Verheißungen des Glückes in jener Welt, welches durch die Worte des Propheten den Nachbarn der Kaaba zugesichert ist. Dieser Stolz hindert zwar die Bewohner Mekka's, in so tiefe Sklaverey, als ihre Nachbarn, zu versinken, äußert sich aber in Verachtung vorzüglich gegen die Türken, deren Namen in Mekka ein Schimpfwort, so daß dieselben von den Mekkanern oft Christen und Juden gescholten werden. Vorzüglich ist ihnen der stolze Syrer verhaßt, welcher Haleb oder Damaskus die Mutter der Städte nennt, und seine verderbte arabische Mundart für die reinste hält. Die Bewohner Mekka's sind festen Glaubens, daß ihre Stadt des heiligen Hauses wegen eine vor allen übrigen von Gott begünstigte ist; sie führen stets die zwey letzten Verse der 10ten Sure des Korans im Munde: Sie sollen dienen dem Herrn dieses Hauses, der ihren Hunger speiset, und welcher sie sichert vor Furcht; je näher aber dem heiligen Hause und je stolzer auf die Begünstigungen desselben, desto nachläßiger und lauer sind sie in Erfüllung ihrer Religionspflichten, besonders des Gebets und Almosens; sie geben nie Almosen, weil, sagen sie, ihre Bestimmung sey, solches zu empfangen. Um das Aeußere des Propheten vollkommen nachzuahmen, stutzen sie Knebelbart und Bart, lassen den Zipfel des Turbans lose herunterhängen, schminken sich alle andern Tage die Augen mit Kohol, und haben beständig einen Zahnstocher in der Hand, der ein Dorn vom Strauche Arak; hingegen werden die vom Propheten hoch verbotenen geistigen Getränke an den Thoren der Moscheen selbst verkauft, in den Kaffeehäusern wird Opium geraucht und Karten gespielt; Betrug und falscher Schwur gelten ihnen für keine Sünden, so daß das arabische Wort nur zu wahr: Innel haram fil Haremein, d. i. das Verbotene ist in den (den Ungläubigen) verbotenen beyden heiligen Städten zu Hause; doch sind dieselben keine Diebe (S. 209). Die Straßen sind mit Bettlern gefüllt, meistens Inder, Syrer, Moghrebin, Aegypter und Neger. Mekka gilt für das Paradies der Bettler; die bescheidensten sind die Inder, deren Anrede bloß in den Worten: Gott ist gnädig, besteht, während der Bettler von Jemen und Mekka die Pilger mit den Worten anschreyt: »Denk

deiner Pilgerpflicht, Gott liebt nicht die Kaltherzigen, gebt, und es wird euch gegeben werden;« haben sie das Almosen in der Hand, so sagen sie statt zu danken oft: »Gott und nicht du hast mir es gegeben.« Zu Dschidda stieg ein Bettler alle Mittag auf die Minaret und schrie in den Markt herab: »Ich begehre von Gott funfzig Thaler, ein neues Kleid und einen schönen Koran.« Mit der Gelehrsamkeit ists in Mekka schlimm bestellt, die eilf Medrese, welche die Stadt zählt, sind heute verfallen, nur in der Moschee selbst wird noch gelesen; Bücher sind gar keine zu finden, und der Mangel an Abschreibern ist bejammernswerth; doch sprechen die Bewohner Mekka's das reinste Arabisch, das sich am meisten der alten Schriftsprache naht; Musik wird weniger getrieben, als in Syrien und Aegypten. Die Wasserträger singen eine sehr einfache und rührende Melodie; während sie das Wasser in hölzerne Gefäße gießen, rufen sie aus: »Gottes Weg, o Durstige Gottes Trank!« und singen dann einen Vers in drey Noten, welche Buckingham niedergeschrieben (S. 317). Der Abschnitt über die Regierung Mekka's (S. 219) klärt das Dunkel über die neue Geschichte Mekka's seit der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf. Die Kleidung des Scherifs von Mekka ist dieselbe, wie aller andern Häupter der edlen Familien der Stadt; B. sah keinen derselben mit grünem Turban, sie tragen gewöhnlich Kaschmirshawle, und nur der Kauk (die *Kavsis* der alten Perser), d. i. die Mütze, um welche der Turban gewunden wird, ist bey den Scherifen Mekka's immer grün; der Shawl wird so gewunden, daß er an der Stirn hervorragendes Obdach bildet zum Schutze wider die Sonne; wenn er ausreitet, führt er in der Hand einen kurzen, dicken Stab (Metrek), wie die der Beduinen, womit sie die Kamehle treiben; ein Mann zu Pferd neben ihm trägt einen chinesischen Sonnenschirm mit seidenen Quasten, dieß ist das einzige Unterscheidungszeichen der höchsten Gewalt, und dieß nur wenn er ausreitet, und nicht wenn er zu Fuß über die Straße geht. Die Wahabi zwangen ihn, den Sonnenschirm bey Seite zu lassen und zu Fuße in die Moschee zu gehen, aus dem Grunde, daß es der dem heiligen Hause schuldigen Ehrfurcht zuwider, in der Nähe der Kaaba zu Pferd zu erscheinen. Der Scherif Ghalib zwang die Paschen der Pilgerkarawane, seinen Vortritt anzuerkennen, und behauptete, daß nach der Etikette selbst der Sultan zu Konstantinopel der erste aufstehen und ihn grüßen müsse. Er ist das Haupt aller Beduinenstämme von Hidschas. In dem kurzen Abschnitte über das Klima und die zu Mekka herrschende Krankheit (S. 240) wird eine Liste der Lebensbedürfnisse und ihrer Preise gegeben. Von dem größten Interesse ist der folgende Abschnitt, welcher von der Wall-

fahrt selbst handelt; dieselbe heißt Hadsch (woher das deutschmundartliche hatschen, d.i faul oder mühselig dahergehen, abzuleiten ist *). Sechs Pilgerkarawanen vereinen sich alljährlich zur Zeit der Wallfahrt zu Mekka, die syrische, welcher zugleich alle türkischen Pilger der asiatischen und europäischen Türkey einverleibt sind; die ägyptische, die persische, die moghrebinische, d.i. vom westlichen Afrika, die arabische von Jemen und die indische. Für die Kamehle und Lebensbedürfnisse schließen die Pilger mit einem Kamehlverleiher (Buckingham schreibt den Namen desselben Mewkowem, welches vermuthlich richtiger Mukawwim) ab. Fast die meisten Pilgrime bringen Natur- oder Kunsterzeugnisse ihres Landes mit. Die Moghrebeine rothe Hauben (Fes) und wollene Mäntel (Burnus und Heike); die europäischen Türken Schuhe und Pantoffel, Töpfergeschirr, gestickte Stoffe, Süßigkeiten, Bernstein und europäische Waaren; die anatolischen Türken Teppiche, Seidenzeuge und Shawle von Angora; die Afghanen Zahnbürsten (Miswak kattari), welche von den schwammichten Zweigen eines in Buchara wachsenden Baumes verfertigt sind; Korallen von gelbem Seifenstein und grobe Shawle ihres Landes. Die Inder die zahlreichen Gewürze, Zeuge und kostbaren Steine ihres an Natur- und Kunsterzeugnissen so reichen Landes. Jemens Bewohner bringen lederne Schläuche für persische Pfeifen, Sandalen und andere Arbeiten mit Leder; die Afrikaner alles, was zum Sklavenhandel gehört. Von den armen Pilgern sind die achtungswerthesten ob ihrer Emsigkeit die Neger, welche zu Mekka Tekruri genannt werden; dieselben betteln nicht, wie die Syrer, Aegypter und Inder, sie verdingen sich als Lastträger, machen schmale Thonherde, welche sie gelb und roth anstreichen und den Hadschi verkaufen, die darauf ihren Kaffee sieden; andere flechten Körbe und Matten aus Palmenlaub oder bereiten das berauschende Getränke Busa aus gegohrener Gerste (das älteste Bier, das schon die Aegypter kannten, Herodot II. p. 77) — Sobald die Hadschi ihre mühselige Reise vollbracht, müssen sie sich den beschwerlichen Ceremonien des Besuchs der Omra und Kaaba und der Wallfahrt nach Aarafat unterziehen, so daß die ganze Pilgerschaft eine strenge Probe körperlicher Stärke und eine ununterbrochene Reihe von Beschwerlichkeiten und Entbehrungen. Das heilige Kamehl mit dem reichen Ueberzuge, welches alljährlich das Ehrengeschenk von Konstanti-

*) In Höfers etymologischem Wörterbuche der österreichischen Mundart wird es vom angelsächsischen hoh, die Ferse, abgeleitet — hoh! hoh!

nopel bringt, heißt Mahmil, Buckingham schreibt nach der Vulgarausſprache Mahmal, ſo auch den Pilgermonat Sulhadſch, welchen die Türken nie anders als Silhidſche *) ausſprechen. B. beſchreibt auf das umſtändlichſte den Zug aller vereinten Pilgerkarawanen nach dem Berge Aarafat, ſechs Stunden von Mekka, und gibt den Plan der verſchiedenen Karavanenlager. Der Berg Aarafat, welcher auch der der Barmherzigkeit heißt, iſt ein Granithügel voll heiliger Stätten. Vierzig Stufen führen zu dem Platze, wo Adam zuerſt von Gabriel das Gebet gelernt hat. Auf dem Gipfel iſt die Stelle, wo der Prophet während der Wallfahrt ſtand; die Stufen und der Gipfel ſind mit ausgebreiteten Sacktüchern bedeckt, welche die Bewohner Mekka's und die Beduinen des Stammes Koreiſch ausbreiten, um die milden Gaben der Pilger zu empfangen. Von dem Gipfel zählte B. mehr als 3000 Zelte in der Fläche, doch waren die meiſten Pilger ohne Zelte, es waren gegen 25000 Kamehle verſammelt, wovon 12000 der ſyriſchen, 6000 der ägyptiſchen Karawane angehörten (S. 268):

»Ich ſchätzte die Zahl der hier verſammelten Menſchen auf 70,000. Das Lager war drey bis vier Meilen (engliſche) lang, und eine oder zwey breit. Es iſt vielleicht kein Platz auf der Erde, wo in ſo ſchmalem Raume ſo viele verſchiedene Sprachen gehört werden. Ich zählte gegen vierzig, und zweifle nicht, es waren deren mehr. Es ſchien mir, als wäre ich hier nur in einem heiligen Tempel von Reiſenden, und niemals fühlte ich brennenderen Wunſch, in das Innerſte der Länder ſo vieler Leute, die ich nun vor mir ſah, vorzudringen, indem ich mir ſchmeichelte, daß es für mich nicht ſchwieriger ſeyn würde, ihre Heimat zu erreichen, als ihnen, bis hieher zu kommen.«

Chutbetol-wakf heißt die Predigt, welche auf Araſat vom Nachmittagsgebet bis Sonnenuntergang drey Stunden dauert (S. 270):

»Der Prediger (gewöhnlich der Richter von Mekka) ſitzt auf ſein geziertem Kamehl, das die Stiege hinaufgeführt wird, nach dem Brauche Mohammeds und aller Chalifen, welche die Wallfahrt verrichten. Alle vier oder fünf Minuten machte er eine Pauſe, und ſtreckte ſeine Hände gegen Himmel aus, um himmliſchen Segen zu erflehen, während die verſammelte Menge um ihn den Saum ihrer Pilgermäntel (Ihram) über den Kopf flattern ließ, und die Luft mit dem Geſchrey füllte:

*) In allen türkiſchen Werken und in den jährlich zu Konſtantinopel gedruckten Almanachen ſind die beyden letzten Monate des Jahres nie anders als ذي الحجة und ذي القعدة geſchrieben und gedruckt, was nicht anders als Sil geleſen werden kann, daher Silhidſchet und Silkidet, und nicht Sulhadſch und Sulkaad von europäiſchen Kalendermachern richtiger zu ſchreiben wäre.

Lebik Allahüme, lebik, d. i. hier sind wir bereit, o Gott, zu deinem Befehle. Der Prediger wischt sich beständig mit seinem Sacktuch die Augen aus, denn das Gesetz schärft ihm die rhetorische Regel ein, selbst gerührt zu seyn, um andere zu rühren. Während dieser Predigt weinten einige Pilger laut auf und schlugen sich an die Brust, mit dem offenen Bekenntnisse ihrer Sünden. Eingeborne von Hedschas und türkische Soldaten plauderten und lachten, und machten, wenn die anderen den Pilgermantel flattern ließen, heftige Geberden, um die ganze Ceremonie ins Lächerliche zu ziehen; rückwärts auf einem Hügel saßen Araber und Soldaten, die ruhig ihr Nargile rauchten, und in einer Höhle zunächst ein gemeines Weib, die Kaffee verkaufte, und deren Kunden durch ihr lautes Gelächter und Lärmen oft die eifrige Andacht unterbrachen. Eine große Anzahl war in gewöhnlichen Kleidern; gegen das Ende der Predigt verließen viele, denen dieselbe zu lang, den Berg, auf welchem übrigens nur der gemeine Haufe, indem die vornehmeren Pilger in der Ebene auf ihren Kamehlen hielten.«

Mit Sonnenuntergang endet die Predigt, und die Pilger rennen vom Aarafat nieder, so daß es ein völliger Wettlauf. Vormals, als noch die ägyptische und syrische Karawane fast gleich stark, hatte oft blutiger Streit Statt wegen des Vorrangs ihres gegenseitigen Mahmil, und einmal kostete solcher Etikettestreit zweyhundert Menschenleben. Mit Fackelbegleitung, unter Musketenfeuer und Raketenbeleuchtung ziehen die Pilger durch den Paß Maaßumein bis zur Station Mosdelife*), wo vor der Moschee nach zweystündigem Marsch gelagert wird. Vor Sonnenaufgang des großen Opferfestes (10ten Silhidsche) erweckt Kanonenschuß den Pilger; mit Tagesanbruch beginnt der Richter von Mekka die Predigt auf der hohen Plattform der Moschee Mosdelife, und noch unter Fackelbeleuchtung ertönt von allen Seiten das Geschrey: Lebik Allahüme Lebik (Bereit, o Gott! bereit); die Predigt dauert noch bis Sonnenaufgang, mit welchem die Pilger nach dem Thale Mina (B. schreibt Muna) aufbrechen, das eine Stunde von hier. Beym Eingange, in der Mitte und am Ende des Thales steht ein Steinpfeiler, bey deren jedem die Pilger sieben Steine werfen, zum Andenken Abrahams, welcher dem Satan, der ihm auf diesen drey Stellen den Durchgang durchs Thal hindern wollte, Steine auf den Leib gepelzt (S. 275). Nach dem Steinwurfe werden die Opferthiere geschlachtet, sechs- bis achttausend Schafe oder Ziegen; nach vollbrachtem Opfer lassen sich die Pilgrime den Kopf scheren, die ausgenommen, welche vom Ritus Schafii, die sich hier nur ein Viertel des Kopfes, und den Rest erst bey der Rückkehr nach Mekka scheren lassen; so ist denen vom Ritus

*) S. 265 richtig Mozdelife, hernach aber immer, vermuthlich durch Druckfehler, Mezdelfe.

Hanefi nur erlaubt, das Achtel eines Schafes zu essen. Die Pilger werfen das Ihram weg, ziehen ihre Kleider an, und wünschen sich gegenseitig zur vollbrachten Pilgerschaft Glück. Am folgenden Tage, genau am Mittage, werden abermals sieben Steine an jedem der obgedachten drey Orte geworfen, und dieser siebenmalige Steinwurf wird Tags darauf (12. Silhidsche) wiederholt, so daß jeder Pilger in dem neunmaligen Wurfe von sieben Steinen dem Teufel die große klimakterische Zahl von 63 auf den Leib pelzt. Am Abhange des nördlich von Mina gelegenen Berges Thebir besuchen die Pilger die Stätte, wo Abraham seinen Sohn opfern wollte, und die Höhle, wo Hagar den Ismail geboren; beydes selbst durch moslimische Ueberlieferungen widersprochen, indem der Opferstein auf dem Moria zu Jerusalem, und Ismail in Syrien geboren. Nach zweytägigem Aufenthalte wird nach Mekka zurückgekehrt, wo die Station Omra besucht, und der siebenmalige Umgang um die Kaaba gehalten wird. Die Pflichten der Wallfahrt (Menasikolhadsch) sind daher folgende sieben: 1) das Anziehen des Pilgermantels Ihram; 2) das Anhören der drey Stunden langen Predigt auf dem Berge Aarafat am 9. Silhidsche; 3) das Anhören der Morgenpredigt zu Mosdelife am 10. Silhidsche; 4) der Steinwurf am 10., 11., 12. Silhidsche an den drey steinernen Pfeilern, jedesmal mit sieben Steinen; 5) das Schlachtopfer zu Mina; 6) nach der Rückkehr zu Mekka der Besuch der Kapelle Omra; 7) der siebenmalige Umgang um die Kaaba, als Nachahmung des der Engel um dieselbe, oder vielmehr der sieben Planeten um die Sonne *).

Buckingham wallfahrtete auch nach Medina, dessen Besuch aber nicht, wie der von Mekka, Religionspflicht; Krankheit hinderte ihn, über Medina eben so ausführlichen Bericht zu erstatten, als über Mekka, indessen sind seine Nachrichten doch die vollständigsten und dankenswerthesten aller bisherigen Reisenden. Der Beschreibung der Stadt ist ein Plan beygefügt. Im Viertel Ambarije wird noch das Haus gezeigt, das Mohammed bewohnte (S. 327). Die große Moschee, wo des Propheten Grab, trägt, wie die von Mekka, den Ehrennamen Haram, d. i. das Heiligthum, das Grab selbst wird Rauda oder Roda, d. i. der Garten, beygenannt, wie überhaupt die Begräbnißplätze an den Moscheen als die Gärten, aus welchem die Menschenpflanze am jüngsten Tage wieder aufblühen wird. Die

*) Dieser natürlichste Ursprung heiligen Umgangs findet sich schon beym Plutarch: ἡ δὲ περιστροφὴ τῶν προσκυνούντων, λέγεται μὲν ἀπομίμησις εἶναι τῆς τοῦ κόσμου περιφορᾶς. Numa XIV.

Ciceroni Medina's heißen Musawir, d. i. die zum Besuche Führenden (B. schreibt Mezowar). Das Grab des Propheten ist mit eisernem Gitter umgeben, welches mit Inschriften in Bronze ausgeschmückt ist; man kann nur durch kleine Fensterchen von sechs Zoll hineinschauen. Auf der Südseite läuft in silbernen Buchstaben die Inschrift herum: Es ist kein Gott als Gott die augenscheinliche Wahrheit. Der Eingang in den eingeschränkten Umfang, welchen das Grab umfaßt, wird bey den Eunuchen, Hütern desselben, mit Geld erkauft. Das Grab selbst ist mit einem reichen, mannigfarbigen, mit silbernen Blumen, Arabesken und Inschriften durchstickten Ueberzuge bedeckt; neben Mohammed ruhen die zwey Chalifen Ebubekr und Omar. Die in Europa lange gäng und gäbe Fabel, daß Mohammeds Sarg, von einem Magnet getragen, in der Luft schwebe, ist, sagt B., den Morgenländern unbekannt; B. wußte aber nicht, daß die Morgenländer dieselbe Fabel vom Idole von Gudschurat erzählen [1]). Die Ceremonien des Grabbesuchs sind weder so häufig, noch so unbequem, als die der Wallfahrt nach Mekka; die reichen Einkünfte der Moschee theilen die Eunuchen, Ulema und Ferraschin, d. i. die Kehrer des Prophetengrabes, unter sich. Die osmanischen Geschichten erzählen über die reichen Geschenke und Stiftungen Medina's mehr, als B. weiß, welchem unbekannt geblieben, daß die Ländereyen von Modon und Karansebes gleich nach ihrer ersten Eroberung dem Grabe des Propheten angeeignet wurden. Das Vorrecht, am Grabe des Propheten zu kehren, wird durch besondere Diplome ertheilt, worüber M. d'Ohsson Auskunft gibt. Die anderen Grabstätten, welche von den Pilgern besucht werden, sind die Ibrahim's und Fatime's, des Sohnes und der Tochter Mohammed's, seines Oheims Abbas und seines Doppeleidams Osman, des dritten Chalifen, des Sammlers des Korans [2]). Der Berg Ohod, berühmt durch die Schlacht, in welcher der Prophet ein Paar Zähne verlor, und seines Oheims Hamsa Grab. B. schildert hierauf den Charakter der Bewohner Medina's, und endet dieselbe mit den Worten (p. 376):

[1]) The king, amazed at this phenomenon, consulted the philosophers of his court, who told him that they believed the image to be iron, and the stone of the arch magnetic. Ferishta, übersetzt von Briggs. London 1829. T. I. p. 80.

[2]) Othman Ibn-Affar one of the immediate successors of Mohammed, who collected the scattered leaves of the koran into one volume (p. 363). Das mag sich Herr Hamaker hinter das Ohr schreiben, der den Verfasser der osmanischen Geschichte so naseweise kritisirte: illud vituperamus, quod memoriae confisus, Osmano, Corani collectionem adscripserit!

»Was mich betrifft, so befugt mich mein langer Aufenthalt unter Türken, Syrern und Aegyptern zu erklären, daß es ihnen gänzlich an Tugend, Ehre und Gerechtigkeit fehlt; daß sie wenig wahre Frömmigkeit, und noch weniger Menschenliebe und ausharrende Geduld besitzen, daß Ehrlichkeit nur unter ihren Armen und ihren Idioten anzutreffen ist; gleich den Athenienſern mag ein Türk wissen was recht und löblich, aber er überläßt es andern, es auszuüben, wiewohl mit seinen Maximen im Munde er sich selbst zu überreden trachtet, daß er denselben folgerecht handelt.«

In den zwey folgenden Abschnitten wird über die Regierung Medina's, das Klima und die Krankheit Auskunft gegeben; dann die Reise von Medina nach Jenbuu und von Jenbuu nach Kairo beschrieben. Aus dem Gesagten erhellt, daß Buckinghams Verdienst um die Kenntniß des nördlichen Arabiens nicht minder, als die Niebuhr's um die des südlichen, und daß des ersten Werk über Hidschas nicht minder klassisch, als das des letzten über Jemen.

VII. Syrien.

Des gelobten Landes willen war Syrien schon seit den Kreuzzügen her das Hauptaugenmerk europäischer Reisenden, aber das südliche und östliche Syrien, namentlich das hohle (Koilosyrien) und Hawran (Auranitis) mit ihren herrlichen Ruinen sind erst seit Wood und Seezen durch Engländer und Deutsche für den Europäer enthüllt worden. Die Beschreibung des heiligen Landes ist heute so, wie die von Unterägypten, durch die Zahl der darüber erschienenen Werke erschöpft, und die Aufmerksamkeit des Geographen und Ethnographen steht selbst heute minder nach den Ruinen von Baalbek und Palmyra, als nach den zuerst von Seezen entdeckten des Landes jenseits des Jordans, nach diesen Oasen alter Kultur und Architektur, nach den Ruinen von Dscheraſch und den anderen zehn großen Städten, wovon jenes Gebiet Decapolis genannt ward. Von einem Dutzend der eben aufgeführten syrischen Reisenden sind acht Engländer, zuerst die schon mehrmal genannten Frankland, Madden und Macmichael, dann Wilson, Richardson, Carne, Henicker, Buckingham, zwey Deutsche, Scholz und Burckhardt, der Liefländer Richter und der Schwede Berggren. Von diesen eilf Reisenden liegt uns hier ein Dutzend von Bänden über Syrien vor, denn Buckingham hat außer seiner palästinischen Reise noch einen Quartanten über die arabischen Stämme Syriens geliefert. Unter diesem Dutzend von Reisewerken macht Berggren's syrische Reise keine bessere Figur, als seine obenerwähnte Beschreibung Konstantinopels; Carne könnte seine Reisebeschreibung eben so bequem

bloß bey seinem Pulte vollbracht haben, denn dieselbe enthält auch gar nichts, was nicht in früheren Werken schon anzutreffen, und selbst was über Lady Hester Stanhope gesagt wird, ist schon voraus in Zeitschriften abgedroschen worden; seitdem diese berühmte Frau ihren Wohnsitz am Berge Libanon aufgeschlagen, hat denselben noch kein nennenswerther Reisender besucht, welcher nicht auch zu dem Kloster, das sie bewohnt, gewallfahrtet, über ihr Leben und Weben unter den Kindern des Berges und den Söhnen des Thales Nachricht mitgetheilt hätte. Ihrem künftigen Biographen bleibt es vorbehalten, alle diese in den syrischen Reisewerken zerstreuten Nachrichten und Anekdoten zu sammeln. Die anziehendsten der bisher bekannten finden sich in Madden's Reise, dessen 35ster Brief von ihr zwölf Blätter hindurch spricht, und welcher die morgenländischen Ansichten dieser Zenobia über Astrologie und Geistererscheinung, und ihre englischen über die Politik und Steuermänner ihres Vaterlandes, über Pitt, Canning, Castlereagh, Burdett u. s. w. mittheilt. Diese Mittheilungen und der durch den Erfolg bewährte Versuch, daß das rothe Meer bey Suez zur Zeit der Ebbe durchwatbar, zur Zeit der Fluth die Durchwandernden noch heute wie Pharao's Heer verschlingen würde, sind aber auch das Merkwürdigste von des Doktors syrischer Reisebeschreibung; denn was er über die Betrügereyen syrischer Geisterbeschwörer und jüdischer Zauberer, über sein Gespräch mit Arabern und einem griechischen Seeräuber erzählt, ist eben so wenig belehrend, als seine zu Nazareth und Jerusalem niedergeschriebenen poetischen Ergießungen; merkwürdiger ist, daß er den berüchtigten Apfel des todten Meeres, dessen Daseyn Shaw und Pockocke bezweifelten, und den er auch zu Kum Ombos in Oberägypten wieder fand (II. p. 355), für eine Art unächten Granatapfels hält; noch merkwürdiger aber das über die abyssinische Pflanze Koßu als Heilmittel wider den Bandwurm Gesagte (II. p. 371). Madden glaubt dieselbe der erste nach England gebracht zu haben.

Von allen vorderasiatischen Ländern hat Syrien sich der ausführlichsten Beschreibung durch Geographen, geborne Syrer, zu erfreuen. Der arabische Martiniere Jakut ist zu Hama geboren; Abulfeda, der Fürst arabischer Geographen, herrschte allda, und Ebubekr Ben Behramschah, der Uebersetzer der großen Geographen, aus welchem der Herausgeber des Dschihannuma, von der 421. Seite angefangen, dieses durch den Tod Hadschi Chalfa's unterbrochene Werk fortgesetzt hat, war aus Damaskus gebürtig; deßhalb ist Abulfeda's Beschreibung

von Syrien *), und im Dschihannuma Syrien nach Abulfeda von Behramschah aus Damaskus nicht minder ausführlich behandelt. Dasselbe gibt zuerst die alte Eintheilung des Landes in fünf Dschind (Gebiete), nämlich: 1) Palästina, 2) das Gebiet des Jordans, 3) das von Damaskus, 4) vom Himß, 5) von Kanesrin; von diesen war Damaskus das weitläufigste, in vier Ssokaa (Bezirke) untergetheilt, der erste der westliche, welcher in den der Meeresküste (Ghasa, Ramla, Lidd) und in den gebirgigen (Jerusalem, Hebron, Nablus) zerfiel; der zweyte Bezirk der südliche (Hawran, Ghur, Banias, Adschelun, Belka, Ssarchad, Boßra); der dritte Distrikt der nördliche, der ebenfalls, wie der erste, ins Ufer- und Gebirgsland zerfiel, an der Meeresküste Ssaida, Beirut im Gebirge, Baalbek und Bokaa (Koilosyrien); der vierte Distrikt der östliche (Himß, Maßiat, Tadmor, Rahbe, Selemije (Dschihannuma S. 553). Heute wird Syrien in vier Statthalterschaften untergetheilt: 1) Haleb, 2) Tripolis, 3) Ssaida, 4) Damaskus. Nach dieser Ordnung durchziehen wir Syrien von Norden gegen Süden schreitend mit den vorliegenden Reisebeschreibungen in der Hand; durch das Paschalik Haleb ist nur Richter gekommen, die schönste der zwölf Vorstädte Halebs ist Dschedeide (die kleine neue), der Sitz der zahlreichen und wohlhabenden Christen; die am nächsten liegen Bankusa, sonst der Sitz der Janitscharen, ist schlecht gebaut; Ferdaus (Paradies) gewährt im Sommer schönes Grün mit zahllosen Veilchen überstäet (S. 246). Die Bevölkerung Halebs übersteigt dermalen nicht 100,000 Seelen, worunter 40,000 Scherife (Nachkommen Mohammeds), 30,000 Christen und Juden (S. 250). Die Karawanen von Haleb nach Bagdad und zurück stehen unter der Huth des Beduinenstammes Annesy (vermuthlich Oneisa). Richter ging von Haleb über Taase nach Antakia (Antiochien); die Brücke über den Aaßi (Orontes) heißt Dschisrul (nicht Dschehisar) Hadid, d. i. die eiserne Brücke, von den mit Eisen beschlagenen Thürflügeln der drey steinernen Thore, womit die Brücke gesperrt wird. Das Thal des Orontes beschreibt Richter mit folgenden Worten (S. 283):

»Weiße Häuser blinken aus blühenden Gärten, und das frischeste Grün bedeckt die Hügel, durch welche der Strom sich windet, und bald sanfte Abhänge, bald steil abgerissene Ufer bildet. Zahllose Wasserleitungen mit ihren großen Rädern und gemauerten Pfeilern ziehen eine lange Säulenreihe durch das grüne Thal, weiter am rechten Ufer dehnt sich

*) Abulfedae tabula Syriae cum excerpto geographico ex Ibn ol Wardii, Arabice edidit Bernhardus Köhler. Lipsiae 1766.

das lange, blaue Gebirge mit seinem beschneyten Rücken, und den Hintergrund füllt die spitzige Schneekoppe des Dschebel Okrab (Cassius). Am linken Ufer, welches entlang mein Weg mich führte, wechseln Ebene und sanft gerundete Hügel vom schönsten Grün. Obstbäume bedecken die Felder, und freundliche Wohnungen verstecken sich in Maulbeerpflanzungen und lombardischen Pappeln. Dann treten steile Felsen mit zerrissenen Zacken hervor, aber von Gras, Kräutern und Sträuchen dicht und kraus bedeckt.«

Beit el ma, d. i. Wasserhaus, heißt der kleine Ort, der heute an der Stelle des wollüstigen Daphne steht. Auf dem Wege von Antakia nach Latakia setzte Richter über zahlreiche Bäche, deren ansehnlichster Nehrol-arib; zu Latakia stehen noch Reste eines korinthischen Portikus, und nordwärts dem Meere sind die in Felsen gehauenen Katakomben. Hier grünen Palmen, deren Datteln aber hier noch nicht reifen. Die Einwohner, etwa 6000 an der Zahl, erklären das Klima Latakia's für das gesündeste aller syrischen Küstenstädte (S. 297). Nach Haleb war R. von Palmyra aus über Himß (Emesa), Hama (Epiphania) und Famie (Apamea) gekommen. Buckingham ist denselben Weg und von Latakia nach Antiochien gereist; den Dschebel Okrab (Cassius) schreibt er *) Okrah, was aber vielleicht nur Druckfehler, und derselbe gibt die Namen zweyer anderer, auf diesem Wege gekreuzter, von Richter ungenannter Flüßchen, nämlich Mojet-el Kandschara und Mojet-el Kersana; den Nehrel Arib Richter's nennt er Nehrel-Arab (S. 539). Der Name des Eleutherus heißt bey beyden Nehr Kebir, d. i. der große Fluß, der Ort der Grotten, bey den Ruinen des alten Seleukus am Meere El-Moghir (dasselbe Wort mit dem Namen Megara's, das ebenfalls seinen Namen von Höhlen hat). Die Bevölkerung Antiochiens gibt Buckingham auf mehr als 10,000 Seelen an, darunter 150 christliche Familien und 20 jüdische. Es sind vierzehn Moscheen, deren sechs mit schlanken Minareten, blauem, spitzigem Dache und dem Halbmond in türkischem Geschmacke, sechs andere mit niedrigen, dicken, achteckigen Minareten und flachem Schattendach im syrisch-arabischen Style, zwey andere bloße Begräbnißdome. Unter den Fontänen Ainol-Omra (soll Omr heißen), d. i. die Quelle des Lebens, zwischen deren Steinen viele tausend Nägel eingeschlagen, und deren Wasser mit Heilkraft begabt sind. In einer Höhle inner der Stadt erflehen unfruchtbare Weiber den Segen von Kindern; beyde dieser Stätten scheinen ihren Ruf ältester Zeit zu danken zu haben. Die Christen versammeln sich in einer Höhle, da sie

*) Arab tribes, p. 538.

es nie dahin bringen konnten, eine Kirche zu bauen. Kleidung und Sprache der Einwohner ist türkisch, sie genießen an den Ufern des Aaßi das Vergnügen, welches ihnen Wald und Wasser, Schatten und Grüne, frischer Sommerhauch und kühle, gesunde Luft gewähren (S. 559). Die Mauern Antiochiens hält Buckingham entweder für römisches Werk, oder für das Seleukus Nicator's, des Stifters der Stadt nach Alexanders Tode. Als eine Sonderbarkeit bemerkt B., daß die Architrave hier nicht aus einem Stein, sondern aus fünf derselben zusammengesetzt, daß die Thore aber eben so eingehängt sind, wie die steinernen Thore zu Jerusalem, Omm Kais und anderen Städten der Landschaft Hawran. Baalbek haben die Engländer Buckingham, Frankland und Carne (wenn dieser wirklich gereiset?), Palmyra die Deutschen Burckhardt und Richter besucht; die Stadt ist heute so verfallen, daß inner derselben kaum funfzig bewohnbare Häuser [1]); die Inwohner sind Mutewelis (B. schreibt Metowali und Frankland Metooali) und griechische Christen. Die Zahl der gesammten Einwohner schätzt Frankland (p. 64) auf 2000. Die Weiber, deren viele hübsch, tragen blaue Röcke mit rothen Schürzen, wie in den westlich von Damaskus gelegenen Dörfern, mit doppeltem Schleyer, der obere weiß, und der untere, welcher das ganze Gesicht bedeckt, farbig (Buck. p. 484). Himß besuchten Richter und Buckingham, der letzte mit größerer topographischer Aufmerksamkeit; er beschreibt die Ruinen El-ßoma, vermuthlich ein Grabmal (p. 496). Himß hat sieben Thore, zehn Moscheen, 10,000 Einwohner, wovon 8000 Moslimen; die Griechen haben zwey Kirchen, die Syrer eine (p. 497); hier werden die gewöhnlichen Kleidungsstücke der Araber, besonders der Gürtel (Senar) und das Abba, vielfarbig und künstlich gearbeitet (p. 498). Burckhardt ging von Himß nach der Küste nach Tartus, das alte Orthosia; die malerische Ansicht des Felsenschlosses unmittelbar am Meere stellt die Vignette (p. 519) vor. Auch die Vignetten dieses Werkes verdienen Lob, wiewohl minderes, als die der Reise in Mesopotamien. Die Insel Arwas (Aradus) zählt beyläufig 2000 Einwohner, und steht unmittelbar unter dem Kapudanpascha; auf seinem Wege gegen Norden kam Burkhardt über die Flüsse Nehr-el-Haßin [2]), Nehr-el Merkie nach Mer-

[1]) Buckingham: Travels among the Arab tribes, p. 483.

[2]) Dieses ist der wahre Name (Dschihannuma, S. 590, fünfte Zeile), nicht Nahr-el Husein, wie Buckingham schreibt. حصين nicht حسين.

kab, welches B. für das Margato des Adrichomius, für das Maratus Strabo's hält, so wie Banias für das Balanea des letzten; eine Stunde außer Banias übersetzte er den Fluß Nehr-el-Burdsch, eine halbe Stunde weiter über den Nehr-el Chan, jener von einem Chan, dieser von einem Bollwerk so beygenannt, dann über den Nehr-el Sin, welcher auch Nehr-el Melik[1]), d. i. der Königsfluß, heißt; vom Königsfluß, der breiter, tiefer und reißender, als der Jordan, Adonis und Orontes, kam Burkh. zum Fluß Nehr-el Besatin (fehlt, wie mehrere der obigen auf der Karte Paultre's). Der wahre Name der kleinen Stadt am Meere, welche B. Jeblee und Paultre Gebail schreibt, ist (Dschihannuma S. 590) Dschebele (Gabela). Hier ist die Grabstätte Ibrahim Edhems (welches B. nach Maundrel irrig S. Selim nennt). Ueber den Nehr-el Dschebele, den Nehr-el Melik und Nehr-el Soba (deren Namen alle auf der Karte fehlen), kam B zum Nehr-el Kebir, d. i. dem großen Flusse Laodicea's; noch nennt das Dschihannuma den von B. nicht übersetzten südlich von Tortosa ins Meer strömenden Fluß Nehr-el Ebresch. Burckhardt reiste von Haleb nach Damaskus durch das Thal des Orontes, wie Richter. Zu Sermein beschreibt er viele in die Felsen gehauene Cisternen[2]). Edlib ist merkwürdig seines Seidenhandels wegen, und weil dasselbe noch heute im Besitze der Nachkommen der Köprili, aus welchen vier Großwesire das Reich rühmlichst beherrschten. Zu Keferlata sind zahlreiche Felsengräber und aus den Felsen gehauene Särge, so auch zu Riha pyramidenförmige; Burckhardt gibt die Namen aller umliegenden Dörfer mit großer Genauigkeit (doch nicht immer richtig geschrieben) sammt griechischen und arabischen Inschriften. Zu Hama beschreibt sowohl er (S. 46) als Richter (S 232) die großen Schöpfräder Naaure (in Spanien noch heute nach den Arabern Nora genannt). Die Araber kaufen zu Hama Zelteinrichtung und Kleider. Hama's Gebiet begreift 120 bewohnte und 70 bis 80 wüste Dörfer (Burckh. S. 147). Burckhardt besuchte das Schloß Maßiat,

[1]) Auf der Karte Syriens von Paultre heißt dieser Fluß Nahr-el Mulk; wenn es der Königsfluß ist, muß er Melik heißen, und weder Mulk, welches Besitz, noch Melek, welches auf türkisch Engel bedeutet; diejenigen, welche es für gleichgültig halten, daß Kesr statt i als e auszusprechen, mögen hier angeben, wie denn Melik und Melek, d. i. der König und der Engel, von einander unterschieden werden könnte, wenn das erste wie das letzte Melek ausgesprochen würde.

[2]) Burkhardt's travels in Syria. p. 121.

das in der Geschichte der Assassinen eine so große Rolle spielt, und das noch heute der Hauptsitz der Ismaili, denen noch immer die Anbetung weiblicher Scham und Vermischung bey ausgelöschten Lichtern Schuld gegeben wird (S. 152). Die vorzüglichsten Schlösser der Ismaili sind noch dieselben, wie zur Zeit des Alten vom Berge: Kadmus, Kohf (Kehef), Merkab, Aleika (S. 153), wozu das Dschihannuma (S. 592) noch Akar, Hoßnol-Ekrad, Hoßnol-karin und Ssafita nennt. Zu Maßiat wohnen heute 150 ismaelitische und 30 christliche Familien, das Haupterzeugniß der Gegend ist Seide. Von den Noßairi, welche B. Anzeyrys nennt, erzählt er, daß sie von undenklicher Zeit her Verbindungen mit Indien unterhalten, und noch von Zeit zu Zeit nach einem dortigen Tempel Gesandtschaft schicken. Hoßn (nämlich Hißnol-Ekrad) ist augenscheinlich von den Kreuzfahrern gebaut, und trägt noch die Wappen des Grafen von Toulouse. Auf den arabischen Inschriften las B. den Namen Melek Daher's; sehr merkwürdig ist die (S. 159) von einem Steine am Thore einer Bauernhütte abgeschriebene Inschrift des Mittelalters mit verschnörkelten lateinischen Buchstaben; es ist augenscheinlich dieselbe, welche dem Referenten von einem englischen Reisenden als von einer Felsenwand des Libanon abgeschrieben mitgetheilt wurde; augenscheinlich ist aber auch B.'s Abschrift die richtigere, die letzte Zeile ist klar reges este, das Uebrige ist dem Referenten sowohl in dieser Abschrift als in der seinigen [1]) unentzifferbar. Den Namen des Schlosses Ssafita schreibt Burckhardt, so wie mehrere andere arabische, falsch [2]); er nennt (S. 161) zehn Schlösser der Noßairi, zu deren Besuch zehn Tage erfordert würden. Tripolis, der Sitz des Statthalters, wird durch den Fluß Kadischa in zwey Theile getheilt; überall sind Spuren aus den Zeiten der Kreuzzüge. Die Stadt ist berühmt durch ihre Seide und Seife; hier wächst (Dschihannuma, S. 589) Zuckerrohr, Banane, Colocasia. Der arabische Name des Kadischa ist, nach dem Dschihannuma, Ghadban, d. i. der Zornige; er wird gebildet aus den beyden Flüssen Nehr es-sawiet und Nehr Ebu Ali; von den Bergen Akkar's strömen die Flüsse Nehrol-barid, d. i. der Kalte, Nehr Arfa,

---

1) Die 68ste in den topographischen Ansichten. Wien 1811.

2) Er schreibt S. 160 صفيط, während es nach dem Dschihannuma S. 592 صانيتا, so S. 168 اتار, welches (Dsch. S. 589) عكار geschrieben werden muß.

Nehrel-Kanitra, welche weder von Burckhardt noch Richter genannt ſind; Burckhardt ſchätzt die Einwohner von Tripolis auf 15,000, und (S. 165) gibt die Namen von ſechs Bollwerken der Stadt, aber nicht die der dreyzehn Thore an, die im Dſchihannuma (S 589). Das Thor der Biſchöfe (Babol esakife) führt nach der Grabſtätte des Scheichs Omer Bedawi; es werden jährlich 8800 Zentner Seide, der Zentner zu 80 Pfund Sterling, ausgeführt; nach der Seide und Seife ſind Schwämme, Galläpfel, gelbes Wachs und rubia tinctorum die größten Ausfuhrartikel. Burckhardt beſuchte das Kloſter S. Demetrius, wo die Ruinen Naus wahrſcheinlich die eines Tempels (*vaos*), ſo wie die Ruinen, welche heute Kenisetol-awamid, d. i. die Kirche der Säulen (S. 175) heißen. Botrun (B. ſchreibt Batrun) am Meere iſt das alte Botrys, das Vorgebirg Karudſch (Bel monte), vermuthlich das Θευπροσωπον Strabo's. Dſchebail, das alte Byblus, in deſſen Nähe der Nehr Ibrahim (der Adonis) unter Rohr und Maulbeeren dem Meere zuſtrömt Richter beſuchte das Kollegium der Maroniten Marſeman (S. Simon), die Klöſter Haßisa und Kurket, und auf dem Wege von Baalbek nach Beirut die Klöſter Marhana, S. Joannes und S. Georg, wo das Grab des vom Ritter Georg erlegten Drachen gezeigt wird; der alte Wolfsfluß, d. i. der Lykos, heißt heute der Hundsfluß. Nehrol-kelb (R. S. 95), den Nehroß-ßalib, d. i. Kreuzesfluß, überſetzt R. (S. 94) als Honigfluß; der demſelben zuſtrömende heißt aber wirklich der Milchfluß, Nehrol-leben. An dem äußerſten nördlichen Ende des Libanon ſtehen die Cedern beym Dorfe Bſcheria oder Bſcharai, welches Frankland und Richter beſuchten, der letzte auch das Kloſter Kaſcheia zum heiligen Anton, wo die Druckerey der Maroniten (S. 111); von den Cedern nahm Frankland einen Samenzapfen mit, den er ſeinem gütigen Gönner (kind patron), dem Fürſten Metternich, verehrte (II. S. 298). Dieſer Cederzapfen iſt unſtreitig eine der beſten Reiſefrüchte des Kapitäns, denn es verhält ſich mit der übrigen Ausbeute ſeiner orientaliſchen Reiſe um nichts beſſer, als mit der ſeiner Reiſe durch Italien und Oeſterreich, auf welcher er zu Rom in Thorwaldſon's (den er Thorwalsen ſchreibt) Studium die Thiere der Evangeliſten für heidniſche Attribute, den Adler für den des Jupiter und den Engel des Johannes gar für einen Kupido anſieht (II. S. 241); auf der öſterreichiſchen Straße aber von Laybach aus bis Wien nichts als von Kellnerinnen zu erzählen weiß: whose fascinating style of dress, and coquetish and graceful manners, are the most attractive things possible; ſo ſchließt der erſte Abſatz S. 285,

und der folgende beginnt: *Apropos des Kellnerinnen.* We were waited upon at the excellent inn at Laybach (the post) by two lovely creatures of this class, und noch auf derselben Seite: and here (zu Franz), as at Laybach, we were attended by thre most beautyful Kellnerinns. Vorzüglich haben ihm die Gratzerinnen gefallen: the Kellnerinns were bewitching, das Glacis ist der Lieblingsspaziergang der schönen Gratzerinnen, »und weil das schöne Geschlecht von Gratz zu allen Zeiten so be»rühmt ob seiner Schönheit, so dachte er schon, sich eine Zeit »hier niederzulassen, mit Empfehlungen seines gnädigen Freun»des, des Grafen Sauerow (sic); für dießmal aber ließ er es »dabey bewenden: I did not think of presenting myself *chez* »*ces aimables personnes.*«

Ueber den regierenden Fürsten des Libanon, Emir Beschir (mit welchem Referent einige Monate am Borde des Tigers verlebt), über die Grausamkeit, womit er die ihm feindlichen Glieder seiner Familie ausgerottet, und das daraus mit Lady Stanhope, die dawider fruchtlose Vorstellungen gemacht, entstandene Mißverständniß, erzählen die meisten dieser Reisenden dasselbe, so wie über die noch immer zum Theil räthselhafte geheime Religionslehre der Druſen, und über die Hörner, welcher der eigenthümliche Kopfschmuck ihrer Weiber. Diese Hörner sind zwanzig Zoll lang, vergoldet oder versilbert, und manchmal aus massivem Silber oder spiegelndem Erze [1]). Da Hörner, nach Reiseberichten, noch zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts der Kopfschmuck ägyptischer Mamlukenbege waren, so scheint derselbe hieroglyphischen Darstellungen Ammon's nachgeahmt, und mit der Lehre Hakim's (des von den Druſen vergötterten Tyrannen) aus Aegypten nach Syrien eingewandert zu seyn, steht aber dort vielleicht noch in innigerer Verbindung mit den Hörnern des angebeteten Kalbs, dessen Verehrung durch Denkmale bezeugt ist, wiewohl Religionsschriften der Druſen diese von der Verehrung des Kalbes rein waschen, und dieselbe nur den Noßairis anschuldigen wollen. Madden sagt ausdrücklich [2]), daß er vielfältig die Versicherung erhalten, daß die Druſen in ihren Kirchen dem Kalbe göttliche Verehrung erweisen. Ueber das Horn, dessen Länge Frankland (I. p. 331) übrigens nur auf vierzehn Zoll angibt, wird ein schwarzer oder weißer, unter dem Kinne gebundener Schleyer geworfen, und dieser sonderbare Kopfputz heißt Tantura. Frankland sah beym englischen Konsul Abbot zu Saida nicht nur ein ehernes Kalb, sondern auch ein syrisches weibliches Idol mit der Mauerkrone, das er für eine Venus

[1]) Madden II. p. 239. [2]) Eben da, p. 239.

Astarte hält, welches aber eines der aus Syrien kommenden basometischen gewesen seyn dürfte, welche (s. die Fundgruben des Orients, VI. Bd., erste und zweyte Kupfertafel) bald mit der Mauerkrone, bald mit Hörnern abgebildet erscheinen. Burckhardt, welcher ebenfalls über der Drusen geheime Lehre keinen sicheren Aufschluß erhalten konnte, verbürgt den folgenden Charakterumriß als das Resultat der sorgfältigsten Nachforschung und Anschauung (S. 201):

»Es scheint bey den Drusen Maxime zu seyn, von außen die Religionsübungen des Landes, in dem sie sich befinden, anzunehmen, und sich an das Glaubensbekenntniß des Stärksten zu halten; deßhalb bekennen die Drusen in Syrien sich zum Islam, und selbst die wegen ihrer Verbindung mit der Familie Schehab Getauften üben die äußeren Formen mohammedanischen Glaubens. Es ist nicht wahr, daß sie einen Tag in die Kirche und den anderen in die Moschee gehen. Sie bekennen alle den Islam, und verrichten, wenn mit Mohammedanern vermischt, alle Religionsübungen derselben; insgeheim aber brechen sie die Faste, verfluchen Mohammed, überlassen sich dem Weine und essen Schweinefleisch. Sie hassen alle Religionen, die ihrige ausgenommen, besonders aber die der Franken; hierin durch eine alte Sage bestärkt, daß die Franken eines Tages ihrem Gemeinwesen ein Ende machen würden. Dieser Haß ist seit der französischen Invasion noch stärker, und der größte Schimpf eines Drusen gegen seines Gleichen ist: Gott setze dir einen Hut auf! Nichts ist dem Drusen heiliger, als sein öffentlicher Ruf; er wird eine Unbild übersehen, wenn sie Niemanden bekannt, als dem, der sie zugefügt; er wird Schläge einstecken, wenn kein Zeuge dabey; aber die leichteste ihm öffentlich angethane Unbild rächt er wüthend. Dieß ist der ehrenvollste Zug des drusischen Nationalcharakters. — Die Bande des Blutes und der Freundschaft haben bey ihnen keine Kraft; der Sohn hat nicht sobald das mannbare Alter erreicht, als er wider seinen Vater Ränke schmiedet; es fehlt nicht an Beyspielen, daß sie die Keuschheit ihrer Mütter bestürmen, und gegen die Schwester ist dieß so gewöhnlich, daß ein Vater seinen mannbaren Sohn nie mit einem weiblichen Gliede der Familie allein läßt. Ihre Religion erlaubt ihnen, ihre Schwester zu ehelichen; aber sie enthalten sich dessen, als dem mohammedanischen Gesetze zuwider. Ein Druse hat selten mehr als ein Weib, aber er scheidet sich von ihr unter dem leichtesten Vorwande; wenn ein Weib den Mann um Erlaubniß auszugehen bittet, und er ihr sagt: »Geh!« ohne hinzuzusetzen: »komm zurück,« so ist sie geschieden. Er kann sie dann, so sehr dieß auch ihr gegenseitiger Wunsch, nicht wieder nehmen, bis sie nicht, nach dem mohammedanischen Gesetze, durch die Hände eines anderen Mannes als dessen Weib gegangen, von demselben wieder geschieden ist. So eifersüchtig die Drusen auch sind, so wird Ehebruch doch selten mit dem Tode bestraft; der Mann scheidet sich vom Weibe, aber er scheut sich, den Buhlen zu tödten, aus Furcht der Blutrache, in welcher die Drusen unerbittlich, und weil, wenn die Sache ins Geschrey käme, der Statthalter beyde Theile zu Grunde richten würde. Unnatürliche Lüste sind sehr gemein. Ihre Eingeweihten heißen Akkal, d. i. die Vernünftigen; sie stehen dem Gottesdienste in ihren Kapellen vor, welche Chalwet heißen; sie dürfen weder schwören noch schimpfen, weder Gold noch Seide anziehen; manche derselben ma-

chen es sich zum Gesetze, keine Speise und kein Geld anzurühren, das unrechtmäßig erworben ist. — Die Drusen beschneiden ihre Kinder nicht. Der schönste Zug des Charakters der Drusen ist die Ehrfurcht vor dem Gesetze der Gastfreundschaft, welches ihnen jemals einen Gast zu verrathen verbeut. Wer sich in dem Libanon ins Gebiet der Fürsten der Drusen flüchtet, ist frey und sicher; selbst der mächtige Dschesar, welcher den Libanon mit Geschöpfen seiner Wahl besetzte, konnte es nie von denselben erhalten, daß sie ihm ein einziges Individuum, welches sich vor seiner Tyranney geflüchtet, ausgeliefert hätten. — Diese Freystätte des Libanon ist ein einziger Vortheil Syriens vor allen anderen Ländern des osmanischen Reichs. — Die Drusen sind große Liebhaber von rohem Fleisch; wann immer ein Schaf geschlachtet wird, sind rohe Leber und Herz ihre größten Leckerbissen, und das gemeine Volk von Syrien ißt überhaupt viel rohes Fleisch. Musik ist keine unter den Drusen; sie haben einige geschichtliche Bücher, worin ihres Volkes und der Familie Schehab Erwähnung geschieht; die Geschichte der letzten hat Emir Haider, ein Verwandter Emir Beschir's, noch jüngst in einem Quartbande beschrieben. Die Streitkraft der Drusen ist zwischen 10 bis 15,000 Flintenschützen; der mächtigste Pascha oder Emir würde nie mehr als 20,000 streitbare Männer bewaffnen können.«

Burckhardt gibt hierauf die Namen der von den Drusen in der Statthalterschaft Saida bewohnten Distrikte (S. 205—207).

Damaskus, diesen alten Sitz des Chalifats und der Wiege saracenischer Baukunst, voll kufischer Inschriften, beschreiben Buckingham, Richardson und Richter, deren keiner arabisch genug verstand, diese Inschriften abzuschreiben und mitzutheilen, was aber auch der Fall mit den letzten vor ihnen da gewesenen Reisenden, mit Alibeg (Pedro Nuñes), mit Seetzen und Burckhardt. Richardson lobt die Früchte und Basare von Damaskus, die besser erleuchtet, zierlicher und luftiger, als die Konstantinopels (II. p. 496). Die Gärten um Damaskus haben Ueberfluß an Fontänen und Köschken, und gewähren köstlichen Schatten unter Citronen, Orangen und Granatbäumen. Die Stadt liegt im Mittelpunkte der Gärten; dieß Gefilde von Damaskus heißt El-merdsch (die Wiese) und El-ghuta (das Thal), vom Barrada (Chrysorrhoas) bewässert (Richter S. 149); Ssalihije ist eine Vorstadt von Damaskus. Hier besuchte Richter (S. 145) das Grabmal des berühmten Scheichs Mohieddin Al-Arabi, des Vaters arabischer Mystik, worüber S. Selim I. den Dom gewölbt. Die schönste Aussicht auf die Stadt und Umgegend ist von dem Gipfel des Berges Kasiun (Cassius), auf welchem die Kuppel des Sieges (Kubbetol-naßr) *) gewölbt ist. Buckingham wagte sich

*) Richardson II. p. 479 schreibt Kobat el-nassr, richtiger als Richter (S. 145) Kubbeh en-nasr, und als Buckingham Kubt el-nasr; daß das arabische Wort Al-kubbet oder

verkleidet in die große Moschee, welche durch zwey Reihen schöner korinthischer Säulen in drey Schiffe getheilt, und deren Vorhof von drey Seiten mit einer Halle von rothen Granitsäulen umgeben ist (Burckh. S. 309). Die ausführlichste Beschreibung dieser Moschee befindet sich im Dschihannuma. Damaskus ist eines der vier Paradiese des Ostens, und die Einwohner zeigen vier Arme des Barradi an ihrem Theilungsorte El-rubi als die vier Ströme Edens; so zeigen sie auch den Ort, wo Mohammed gestanden, und ein begeistertes Lob der Stadt ausgesprochen haben soll (was noch zur Zeit, als er als Kaufmann reiste, geschehen seyn müßte, weil er später nicht mehr nach Damaskus gekommen). Buckingham bemerkt über den Bau des Schlosses von Damaskus, welches im selben Style, wie das von Boßra, daß die inneren Bögen gespitzt, wie die zu Adschelun und Aßalt, und daß die beständige Vermischung des römischen, saracenischen und gothischen Bogens die Bestimmung der Grenzen dieser drey Baustyle ungemein erschwert. Das Resultat von B.'s Untersuchungen war, daß entweder schon die Römer (in Syrien) in ihren Schlössern (wenn diese wirklich römischen Ursprungs) den gespitzten Bogen eben so oft brauchten, als den halben runden, oder daß, wenn diese Schlösser von den Arabern gebaut, dieselben den runden Bogen und die Muschelnische von den Römern annahmen. Man streitet den Aegyptern wie den Indern die runden Gewölbe ab, aber zu Abydos und zu Theben finden sich gewölbte Gänge mit den schönsten Hieroglyphen bedeckt (B. S 325). In den ältesten Gebäuden der Städte Hawran's finden sich die runden Gewölbe aus vorrömischer Zeit, und B. meint, daß der runde Bogen in Asien schon früher bestanden, in Italien später entdeckt worden seyn mag. Das Wahrscheinlichste ist wohl, daß auch das runde Gewölbe, so wie andere Formen der Baukunst, deren Erfindung bisher ausschließlich den Römern oder Griechen zugeschrieben worden, zuerst in Aegypten zu Hause waren, da sich in den ältesten ägyptischen Gräbern sogar die schönsten kannellirten dorischen Säulen, welche früher unbedingt für griechische Erfindung galten, gefunden haben. Auf den Basaren Damask's finden sich chinesische und indische Seidenstoffe, russische Pelzwaaren, italienischer Sammt, anatolisches Kupfer, englisches Zinn, Bley und Eisen, deutsche und französische Tücher; die Fabrikate von Damaskus sind einfache und goldgestickte Seidenzeuge; Zeuge von Baumwolle mit Seide gemischt, mit breiten Streifen (B. S. 334).

Al-kobbet dasselbe mit dem deutschen und französischen Kuppel und Alcove bemerkt keiner von beyden.

Damaskus zählt 100,000 mohammedanische Einwohner, von denen nur das Zehntel Türken und das Hundertel Soldaten, 15,000 Juden, 25,000 Christen, worunter 10,000 Katholiken, 10,000 schismatische Griechen, die übrigen Syrer, Maroniten und Armenier; Moscheen wenigstens 1000, sechs Synagogen, ein katholisches, griechisches, armenisches, syrisches und maronitisches Kloster (B. S. 359). Die Juden sind im Besitze des größten geheimen Einflusses durch ihren Reichthum zu Damaskus, so wie die Christen zu Haleb, während zu Jerusalem die Türken im Besitze der größten Macht. Buckingham erwähnt der Ruinen von Sidonia und Mellul (beyde eine Tagereise von Damaskus); jene vergrößert die Sage auf 366 verwüstete Klöster, diese auf unzählbare Felsengrotten. Buckingham wurde berichtet, daß auch Ruinen zu Ainelfidschi, sechs Stunden nordwestlich von Damaskus, seyn sollen, mit dem Anfange einer Wasserleitung, deren Trümmer längs des ganzen Weges bis Palmyra sichtbar (B. sah keinen dieser drey für künftige Reisende bezeichneten Oerter). Indessen hat Richter die Quelle des Fidsche besucht, und beschreibt die Höhle, aus welcher derselbe hervorstürzt (S. 156), ohne irgend einer Wasserleitung zu erwähnen, so daß dieselbe vermuthlich nur Fabel, wie die 366 Klöster zu Sidonia. Hätten Burckhardt, Buckingham, Richardson und Richter die Beschreibung von Damaskus im Dschihannuma oder die der zu Konstantinopel gedruckten Pilgerreise (Menasikolhadsch) gekannt, würden wir über die Gebäude und Basare, die Gärten und Gegenden dieser berühmten ersten Chalifenresidenz Näheres erfahren haben. Von Damaskus aus gehen sieben Straßen: nördlich nach Baalbek, nordöstlich nach Palmyra, westlich an die syrische Küste, südwestlich nach Nazaret und Jerusalem, südlich nach Boßra und Mekka; die vorletzte Straße, nämlich die nach Esra und Boßra und der Landschaft Hawran, und die letzte, nämlich die Pilgerstraße bis Misrib und von da nach Boßra haben Buckingham, Burckhardt und Richter eingeschlagen, der letzte nennt Kiswe; der Pilgerchan Sun-Nun, d. i. der des Wallfisches des Jonas, nicht Ben-Nun, wie R. (S. 165) schreibt, kömmt auch im Menasik vor, aus welchem erhellt, daß R. den Namen des Ortes Ssanamin (auf der Karte Paultre's Ssanamine) in Salamen verhört hat. R.'s Dorf Schechmeskin ist das Keskin des Menasik (S. 66); Meserib (im Menasik) ist der äußerste Punkt osmanischer Herrschaft gegen die Wüste:

»Ein großes, viereckiges Schloß von schwarzen Steinen, mit einem halben Dutzend viereckiger Thürme, am Rande einer steini-

gen Schlucht, deren ziemlich gutes Wasser weiter unten einen See bildet.«

Buckingham beschreibt außer Tafas (das er Tuffus schreibt, S. 164) die Ruinen eines pagodenartigen Tempels zu Dahil und die Ruinen einer schönen römischen Wasserleitung, welche heute Kanatir Firaun (Pharaonsbrücke) heißt. In der Nähe von Gerba (wo nach der Sage Job's Wohnsitz) sah Buck. Ruinen mit einer Inschrift in unbekannten Schriftzügen, die ihm indisch zu seyn schienen, die er aber abzuschreiben nicht Zeit fand (S. 169).

Die Landschaft Hawran, d. i. das Land auf der Ostseite des Jordans und zwischen der Wüste, welches vor Seetzen's Reise für die europäische Geographie noch terra incognita war, haben Burckhardt und Buckingham in allen Richtungen durchstrichen, und das über demselben schwebende Dunkel aufgeklärt. Die dem Werke Burckhardt's beygegebenen Karten sind das Resultat seiner Beobachtungen und Zeichnungen. Ueberall Ruinen vormals mächtiger und blühender Städte; die von Esraat [1]) auf der Straße, welche von der Pilgerstraße östlich nach dem Berge Hawran läuft, haben drey bis vier Miglien im Umfange; Elias und St. Georg, welche die Morgenländer als Chidhr oder Chisr und Elias gewöhnlich mitsammen, und das Fest derselben mitsammen am 24. April feyern, haben hier jeder besondere Kapelle (Burckh. p. 60). Zu Sahwetel Chidhr (S. 95) ist abermals eine St. Georg gewidmete Kirche; die Araber nennen den Heiligen zum Unterschiede von ihrem Propheten Chidr Abd Maaf, d. i. den Diener der Ziege; die Christen Nebi Chidhr oder Mar Georg, unter diesen beyden Namen wird er zu Banias verehrt (p. 39), und im Libanon im Kloster Mar Georg (Dscherdschis bey B. p. 160 Djordjos), welches jedoch nicht mit Serkis, d. i. St. Sergius, zu verwechseln ist. Zu Schohba, nördlich vom Berge Hawran, ein wohl erhaltenes Theater; zu Kanawat, am Fuße des Berges, Ruinen von Gebäuden und Statuen (S. 86). Der Berg Hawran ist der Hauptsitz der östlichen Drusen; die Hauptstadt der Landschaft Hawran ist Boßra [2]); hier wird

---

[1]) B. schreibt S. 56 ازرع, was irrig, indem der wahre Name nach dem Dschihannuma S. 584 ازرعات; eben so unverläßlich sind viele andere, von B. arabisch geschriebene Ortsnamen.

[2]) بصري nicht بصرا, wie Burckhardt schreibt, jenes ist Boßra, dieses Baßra, keines von beyden zu vermengen mit der syrischen Stadt Bostra bey Banias.

das Haus Bohaira's, d. i. des Mönches, gezeigt, welchem Mohammed auf seinen syrischen Reisen die Kenntniß christlichen Unterrichts dankte. Die schönsten Ruinen sind die eines Tempels, B. hat zahlreiche griechische Inschriften abgeschrieben, doch nicht die kufischen. Oestlich von Boßra ist die Stadt Ssarchad [1], 800 Häuser mit einer i. J. d. H. 620 (1224) gebauten großen Moschee; inner derselben liegt ein Stein, auf dem die französischen Lilien ausgehauen, ein unläugbares Denkmal französischer Kreuzfahrer. Nördlich außer den Stadtmauern Boßra's ist die berühmte Moschee Mebrek, d. i. Kamehlhalt, auf der Stelle gebaut, wo das Kamehl Osman's, des Sohnes Affan's, des dritten Chalifen, als er in die Nähe von Boßra kam, sich niederlegte (B. p. 235). Burckhardt macht hier aus Osman, dem Sohne Affan's und dem Sammler des Korans, durch Irrthum zwey verschiedene Personen. *Ibn Affan*, who first collected the scattered leaves of the Koran into a book, relates that when *Othman* etc. Die herrlichsten Ruinen sind zu Dscheraſch, das alte Gerasa, dieselben wetteifern mit denen Baalbek's und Palmyra's; Buckingham [3] gibt den Plan der Stadt, des großen Tempels, des Theaters, der Bäder und anderer Gebäude dieser merkwürdigen Stadt, und Burckhardt (p. 254) beschreibt dieselben ebenfalls. Westlich von Dscheraſch liegt die Stadt Adschelun, deren Schloß, wie die Inschriften bezeugen, von Ssalaheddin erbaut ward [4]. Nach dem Dschihannuma ist der eigene Name dieses Schlosses Bausa. Von Adschelun wandte sich Burckhardt nördlich nach Omm Kais (nach ihm das alte Gadara), auf der Fläche des Berges, in dessen Thal der Scheriatol-Mandhur oder Jermuk, d. i. der Hieromax, fließt, der sich in den Jordan ergießt, in der arabischen Geschichte berühmt durch die Schlacht am Jermuk im funfzehnten Jahre der Hidschret, wodurch Syrien verloren ging, und worauf Omar in Jerusalem einzog.

---

[1]) صرخد, Dschihannuma S. 584, nicht صلخت, wie Burckh. S. 99 schreibt. Man sieht, wie unrichtig seine Schreibweise.

[2]) Burckhardt schreibt den Namen ganz irrig كرش (Keresch), da derselbe (Dschihannuma S. 570) عراج, Aradsch, lautet.

[3]) Travels in Palestine II. p. 137—239.

[4]) Burckhardt schreibt abermals ganz irrig das Schloß قلعت الربض statt قلعة الربض, Dschihannuma, S. 570.

Der Jordan heißt ebenfalls Scheriaat, d. i. der gerade Weg (der Thalweg nämlich), ein Wort, das ſonſt nur vom geraden Pfade des Geſetzes üblich; der morgenländiſche Name des Jordans iſt Erden, welches keineswegs eine Zuſammenſetzung von Dhan, wie B. (S. 43) meint, wiewohl nicht zu läugnen, daß die Sylbe Den derſelbe Flußname iſt mit dem Don, der Düna und der Donau. Der Hieromax heißt nach Buck. (II. p. 257) auch Nehrol-hami, d. i. der Fluß des Schützenden. Auch Buck. ging über Ssuf, das zwiſchen Dſcheraſch und Adſchelun, nach Omm Kais, wo unzählige Sarkophage von Baſalt (II. p. 256) und Felſengräber, deren Thore, wie die der Königsgräber zu Jeruſalem, mit ihren Angeln aus Einem Steine gehauen, oben mit einem langen, unten mit einem kurzen Zapfen verſehen, ſich in den hiezu in den Felſen gehauenen Löchern drehten. Auf dieſe Art ſcheinen auch einige der Thore der Felſengräber von Telmiſſos, welche Referent in den topographiſchen Anſichten (S. 110) beſchrieben, eingehängt geweſen zu ſeyn. Wie die Gräber von Telmiſſos ganz die Vorderſeite eines Hauſes mit dem Sparrwerke des Daches, dem Gebälke und den Thorpfoſten vorſtellen (ebenda, S. 105), ſo ſind die Thore der Gräber von Omm Kais auf das vollſtändigſte mit allem Zugehör eines heutigen Thores verziert: having the pannels, the studded bar, and the knocker [1]). Buckingham hält Omm Kais für die Ruinen Gamala's, indem Gadara, welches Joſephus Kedar heißt, näher am Hieromax gelegen ſeyn müßte (II. S. 285). Burckhardt gibt die Namen von funfzehn Bezirken des ſüdlich von Damaskus gelegenen öſtlichen Syrien; die alten Namen haben ſich erhalten in Hawran (Auranitis), Dſchedur (Iturää), Dſcholan (Gaulanitis), Adſchelun (Galaaditis). Er gibt dann ſchätzbare Nachrichten von den Bewohnern Hawran's. Der Bauer von Hawran ſchätzt ſeinen Wohlſtand nach der Zahl ſeiner Feddan [2]), d. i. Ochſengeſpanne. Türken und Druſen bebauen oft gemeinſchaftlich denſelben Acker, ihre Abgaben ſind die Grundſteuer, Miri, die Naturallieferungen

---

1) *Buck.* Travels in Palestine, II. p. 255.

2) فدان, biga boum arantium, der Plural فدادين, Fedadin, und nicht فضا ضين, wie Burckh. p. 295 wieder ganz irrig ſchreibt; ſo heißt auch: er hat Piaſter, Lehu Ghruſch, لہ غروش, und nicht الیہ غروش, Illou Gheruſh, ein anderes iſt Lehu لہ und ein anderes Ileihi الیہ.

für durchziehende Soldaten, die Abgaben an die arabischen Stämme und außerordentliche Erpressungen. Die Eingeweihten der Drusenlehre heißen auch hier Aakil, d. i. Vernünftige; Burckhardt fand darunter Knaben von acht bis zehn Jahren. Nach einem herrschenden Vorurtheile halten sowohl die östlichen als westlichen Drusen die Engländer für Bekenner ihrer Lehre, eine Meinung, welche aus der fanatischen der syrischen Christen entstand, daß die Engländer keine Christen, weil sie weder beichten noch fasten. Außer Burckhardt und Buckingham ist Dscheraſch noch von Mac-Michael, und zwar in Gesellschaft der Reisenden Herrn Bankes und der Kapitäne Irby und Mangles besucht worden. Das Urtheil des ersten, daß die Ruinen von Dscheraſch die von Palmyra an Größe und Herrlichkeit bey weitem übertreffen (S. 248), wird durch Buckingham's und Burckhardt's Beschreibungen nicht bestätigt, Bankes hat seine Reise nicht beschrieben. Die Reisebeschreibung der beyden Kapitäne ist zwar gedruckt worden, aber im Publikum nicht erschienen. Südlich von Dscheraſch hat Buckingham das Land bis auf die Höhe des todten Meeres durchreiset, ist aber nicht, wie Burckhardt, bis Karak gekommen, welches aus den Geschichten der Kreuzzüge berühmt; zwischen Karak und dem Berge Sinai sollen Beduinen ziehen, welche griechische Christen [1]). Zu Assalt, von wo aus Buckingham die Lage vieler Orte mit dem Kompasse bestimmt hat (S. 44), ist größere Toleranz, als irgendwo im osmanischen Reich, indem zwischen Moslimen und Christen kein äußerer Unterschied der Kleidung. Assalt zählt 400 moslimische und 80 griechische Familien [2]). Die Ruinen von Amman beschreiben Buckingham (p. 61) und Burckhardt (p. 357). Nach dem Dschihann. (S. 570) stand Amman unter Loth's Verwaltung, und es wird hier der Pallast Saul's, das Grab des Urias und der Spielplatz (Melaab) Salomon's gezeigt. Das Theater von Amman ist größer und schöner, als das von Dscheraſch (p. 75); die Araber nennen es den Pallast des Sultans, wahrscheinlich derselbe, welchen das Dsch. dem Saul zuschreibt. Zu Omm el-ruß aß thürmet ein einzelner erhabener Pfeiler (Buck. p. 99), formlose Ruinen sind auch zu Dschelul, Husban (Burckh. p. 114). Karak oder richtiger, wie auch Burckh. schreibt, Kerek, das alte Charax Omanorum [3]), wird von 400 türkischen und 150 christlichen Familien bewohnt (Burck.

[1]) Burckh. Travels among the Arab tribes, p. 29.

[2]) Burckh. Travels in Syria, p. 349.

[3]) Dem Namen nach zu urtheilen, scheint dieses vielmehr Amma zu seyn, welches Burckhardt für Philadelphia hält.

p. 281). Die Gastfreyheit der Bewohner verbeut den Verkauf der Butter, die sie ihren Gästen umsonst geben (Burck. p. 385), doch behandeln sie ihre Weiber nicht so gut, als die Beduinen; wird eine krank, schickt sie der Mann dem Vater mit der Botschaft zurück: »Laß sie heilen, denn ich habe von dir ein gesundes Weib gekauft, es ist nicht billig, daß ich die Kosten der Heilung trage.« Die Sitten und Gebräuche der Christen von Kerek sind dieselben, wie die der Türken; sie sind minder streng in Beobachtung der Fasten, als die syrischen Christen. Burckh. gibt hier wie überall mit der größten Genauigkeit die Namen der umliegenden Dörfer, auf deren Aussprache sich mehr zu verlassen, als auf die beygefügte arabische Schreibweise. Kerek ist nach Dsch. (S. 570) drey Tagreisen von dem zweyten Kerek entfernt, welches Kerekel-schobak oder schewbek, d. i. vom Dorne, heißt. Dieses zweyte Kerek hält Burckh. für Carcaria, und Wadi Musa, wo drey Mausoleen (p. 422), für Petra. Eines der schönsten Denkmale des Alterthums in Syrien ist zu Wadi Musa das Grabmal, welches die Araber Kaßr Faraun, d. i. Pharaon's Pallast, nennen; andere Prachtruinen am Westende des Thals heißen der Pallast der Tochter Pharaon's, und die gegenüber gelegenen Tempelruinen Ssubb Firaun, d. i. das männliche Glied Pharaon's; westlich von Wadi Musa ist der Berg Hor und Aaron's Grab, von hier bis Suez quer durch die Wüste läuft die Straße des Zuges der Kinder Israels, und südlich der Wüste erhebt sich auf dem Ende der Halbinsel zwischen dem Meerbusen von Akaba und Suez der Berg Sinai, welchen von den obigen Reisenden nur Bussierre, Heniker und Burckhardt besucht haben, und welchen die beyden ersten oberflächlich beschreiben, dieser sehr gründlich. Von den Quellen des Moses am rothen Meere kam Burckh. nach Owara (das Marah des Exodus, XV. 23), nach Wadi Gharendel, das wahrscheinlich Elim, wo Tamarisken, Akazien und der dornige Strauch Gharkad (Peganum retusum) wuchern; den letzten heißen die Araber von seinen röthlichen Beeren auch Homra, und Burckh. meint, es dürften dieselben Beeren seyn, mit denen Moses die Wasser von Marah versüßte (S. 475). Im Thale Naßib sind Felseninschriften, ganz denen des beschriebenen Berges ähnlich, wovon Seetzen in den Fundgruben des Orients Proben gegeben. Am Grabe des Scheichs Ssalih am Fuße des Sinai ist jährlich großes Fest am Ende des Junius, wenn die Datteln am Sinai reifen (S. 490); eine große Wallfahrt der Beduinen Towara. Burckhardt fand auf der ganzen Halbinsel keinen romantischeren Platz, als den Granitkessel von Wadikid, wo

zwischen blitzgespaltenen Granitmassen ein Bächlein einen kleinen Teich bildet, von Bäumen beschattet, mit Rasen eingefaßt (S. 535). Auf dem Berge St. Katharina wird die Stelle gezeigt, wo der Herr dem Moses im brennenden Dornstrauch erschien, und außer der großen Kirche sind 27 Kapellen, wo Messe gelesen wird. Die Moschee auf dem Berge Sinai wird von armen Beduinen, Reteni genannt, bedient, diese sollen die Nachkommen verirrter türkischer Pilger seyn, nach einem alten arabischen Berichte, den Burckh. im Kloster las; dem Namen nach scheinen sie aber Abkömmlinge oder Jünger des indischen Scheich Reten zu seyn, welcher im zwölften Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung aus Indien nach Kleinasien kam, und den Gebrauch des Hanfopiats verbreitete, und über welchen die türkische Uebersetzung des Kamus (III. Bd. S. 635) nach mehreren geschichtlichen Quellen Auskunft gibt. Die Mönche des Klosters auf Sinai, dessen Abbildung bey Heniker (S. 234), werden durch eine Art walachischer Toake zum Gebet gerufen, nämlich durch Schläge mittels eines Stockes auf ein in Lüften schwebendes Stück Granit. In der arabischen Inschrift ober dem Thore des Klosters, welche die Erbauung des Klosters ins dreyzehnte Jahr der Regierung Justinians setzt, findet sich, sonderbar genug, ein Koranstext. Burckh. bezweifelt mit Recht die Aechtheit des sogenannten Vermächtnisses Mohammeds (S. 547). Zum Konvent von Sinai gehören ein Kloster zu Kairo, liegende Gründe auf Kandia und dem Archipel, eine Kirche zu Surat und eine andere zu Kalkutta. Die Lebensweise der Mönche ist sehr strenge, sie hören alle 24 Stunden vier Messen, zwey bey Tag und zwey bey Nacht, essen das ganze Jahr kein Fleisch, und leben vier Tage der Woche bloß von Brot und Zugemüse. Bey dieser Diät und der vortrefflichen Luft werden sie sehr alt; die meisten sind Griechen aus dem Archipel, bleiben aber gewöhnlich nur vier bis fünf Jahre; sie sind sehr unwissend, aber auch sehr gastfreundlich, und Burckh. fand hier bessere Aufnahme, als in dem mit allem Luxus des Wohllebens versehenen Kloster des Libanon.

Je weniger bisher das so eben umrissene östliche Gebiet jenseits des Jordans bereiset worden, desto häufiger der westliche Theil des gelobten Landes, welches von den obigen Reisenden Madden, Frankland, Burckhardt, Buckingham, Carne, Richter, Scholz, Richardson, Wilson und Heniker bereiset haben. Bey der Menge bekannter alter Beschreibungen des gelobten Landes, und nach den neuesten von Clarke und Chateaubriand scheint wahrhaftig jede Beschreibung Palästina's, so wie nach so häufigen ägyptischen

Reisebeschreibungen eine neue ägyptische überflüssig; dennoch zeichnen sich zwey der obstehenden durch Gründlichkeit und neue Beyträge aus, nämlich die von Scholz und Richardson. Der erste hat am gründlichsten die Materialien zur Geschichte der Klöster Jerusalems und die Namen von Dörfern gesammelt, nur bedarf sein Werk einer großen Warnungstafel wider seine Schreibart arabischer Namen, welche durchaus nur nach dem Gehör, ohne die geringste Rücksicht auf richtige Schreibart und grammatikalische Ableitung geschrieben sind *). So wünschenswerth es ist, daß Reisende in der Levante die eigenen Namen mit arabischen Buchstaben zu schreiben im Stande, so wenig ist dabey gewonnen, wenn sie dieselben willkürlich nach dem Gehöre schreiben. Dankenswerther, als so irrige Schreibart, wären die europäischen Namen eines halben Hunderts von Pflanzen gewesen, welche (S. 140 und 141) aufgeführt sind; was nützen dem Leser die arabischen Namen, wenn er nicht weiß, daß lisanthaur Bouglossen, fedschel Rettig, kernabit Blumenkohl, lubie Bohnen, ads Linsen, rihan Basilikon, hendbachsi Intybus, beluta Eichel, zaarur Mispel sind u. s. w. Richardson's Reise hat vor anderen voraus, den in der Vorrede angezogenen Vorzug der Beschreibung des Inneren von Salomon's Moschee (Tempel), und den Versuch der Anwendung des dritten Kapitels Nehemias, zum Beweise, daß die Lage des heutigen und alten Jerusalems dieselbe; nur irrt er sich, wenn er glaubt, daß er der einzige christliche Reisende sey, welcher in das Innere der Moschee gedrungen; auch legt er zu viel Werth auf die Erfüllung der Prophezeyung Zacharias: »Der König von Gasa soll zu Grunde gehen, und Askelon soll unbewohnt seyn;« denn gar viele Städte, die vormals besondere Könige hatten, haben heute keine mehr, und noch vielmehr sind verwüstet und unbewohnt im osmanischen Reiche. Die Sucht, auf jede alltägliche Erscheinung im Morgenlande überhaupt, und im gelobten Lande ins-

*) Als Beweis des Obgesagten mögen die folgenden Beyspiele genügen, welche gänzliche Unbekanntschaft mit den Wurzeln beurkunden: den Rechtsgelehrten Fakih, فقيه, spricht und schreibt er فغي Faghi (S. 66); das Oberhemd, ثوب, lautet bey ihm اتوب (S. 73); die Tataren (S. 114) schreibt er ططر statt تاتار; die Chaßeki خاسكي statt خاصكي (S. 172); Abu seheb, der Goldvater, wird (S 218) gar Abu dahaw, und der Scheich Tahir als Daher geschrieben.

besondere, einen Schrifttext anwenden zu wollen, hat noch kein Reisender so weit getrieben, als William Rae Wilson, welcher nach dem ganzen, nichts Neues lehrenden Inhalte seines Werkes ein methodistischer Missionär zu seyn scheint. Wirklich scheint sein Buch bloß geschrieben, um ein halbes Tausend von Schrifttexten (über welche ein besonderes Register beygefügt ist) anzuwenden. Sein methodistischer Feuereifer entbrennt schon zu Marseille und Amiens wider die Unterhaltungen der Katholiken am Sonntage. Da er zwischen Kreta und der griechischen Küste wolkigen Himmel trifft, sieht er darin die Bestätigung der Offenbarung, weil in der Apostelgeschichte (XXVII. 20) geschrieben steht: »Da aber in vielen Tagen weder Sonne noch Gestirn erschien;« und in den Schwalben sieht er die Prophezeyung Jeremias (VIII. 7): »Die Schwalben merken ihre Zeit,« erfüllt; als ihn zur See ein Donnerwetter überfiel, ward ihm die Prophezeyung Isaias (XXIX. 6): »denn du wirst heimgesucht werden mit großem Donner, Wind, Wirbel und Ungewitter,« klar, und Delphine, die ums Schiff spielten, bezeugten ihm den Text des Jona (I. 17), »aber der Herr verschaffte einen großen Fisch, Jona zu verschlingen,« als wahr. Mit dieser Gründlichkeit geht es das ganze Werk durch; er kann an keiner Hecke vorbeyreiten, ohne der Prophezeyung des Oseas zu gedenken (II. 6), »darum siehe, ich will deinen Weg mit Dornen vermachen;« er schaut keinen Regenbogen, ohne sich des Regenbogens in der Genesis und im Ecclesiastes zu erinnern, und in jeder Rose und Lilie sieht er die Rose von Saron und die Lilie des Thales. Wer Lust hat, mag das halbe Tausend von Schrifttexten, auf diese Art angewendet, in seinem Werke selbst aufsuchen. Nicht viel lehrreicher, wiewohl in einem ganz anderen, manchmal wortspielenden Tone, ist Henike r's Reise, welcher in Syrien, von Räubern angefallen, einen tüchtigen Säbelhieb über das Gesicht davon trug. Nach ihm bestünde die ganze Literatur des Morgenlandes in nichts als dem Koran, welcher Liebe (?), Religion und Gesetz enthält. Den Namen des Pelikan Saka, d. i. der Wasserträger, verstümmelt er (S. 84) in Sarcarr, und den Verfasser der Tausend und Einen Nacht hält er (S. 108) weder für einen Perser noch Araber, sondern — für einen Griechen!! — Seud, den Lehrer der Wahabi, heißt er (S. 152) den Luther des Ostens, und den Ritter Georg den syrischen Briareus (S. 127), weil fast in jedem Kloster ein Arm desselben gezeigt wird; was richtiger seyn mag, als daß in Nubien die Seife so sehr geschätzt, daß ein Titel der äthiopischen Könige »Euere Majestät Seife« lautet (S. 157). Nicht viel mehr, als solche Witzeleyen, enthält auch seine ägyptische Reise;

da der neue Kanal von Alexandrien der Nilmündung von Rosette Eintrag thut, sagt er, daß von allen sieben Mündungen des Nils nur die von Damiat allein ohne Maulsperre bleiben werde. Die zwey Obelisken, welche die Nadeln der Kleopatra heißen, bringen ihm die Nadeln (Felsen) von der Insel Wight ins Gedächtniß, und auf das Getreidemonopol des Pascha von Aegypten wendet er den horazischen Vers: »proprio condidit horreo, quicquid de Libycis verritur areis, nicht unglücklich an. Die zwey blauen Augen des gelobten Landes, welche die aller Pilger auf sich ziehen, sind der See von Tabarije und das todte Meer, jener durch die Beschreibung des Josephus und Motenebbi's Lobgedicht, dieser durch Sodoma und Gomora und durch die Untersuchungen vieler Reisenden berühmt; doch hat denselben noch keiner zu Schiff befahren, um die an den Ufern unter dem Wasser stehenden Ruinen zu untersuchen. Die Lage der Stadt Tiberias (Taberije)[1]) am See in einer kleinen, vom Berge umgebenen Fläche ist höchst ungesund [2]); der See heißt auch der von Genneſareth und Galiläa. Taberije hat nicht mehr als 2000 Seelen (Buck. II. S. 360); nordöstlich vom See wird der Brunnen des ägyptischen Joseph's gezeigt, nach Buck. heißt derselbe Bir Jusuf (II. p. 351), nach Richardson Dschib Jusuf, nach diesem heißt Kapernaum noch heute Kafrnaum oder Kafrnaïm (I. p. 443), nach Buck. (II. p. 341 und 349) kennt man diesen Namen heute nicht, sondern der Ort heißt Talhun (vermuthlich Tahun, d. i. Mühle). In der Nähe von Tiberias sieht man noch die Ruinen von Emaus (Richardson II. p. 332), dessen Name nur die griechische Aussprache des hebräischen oder arabischen Wortes für Bad; nach Madden (II. p. 311) ist Josephs Angabe, daß der See 12 1/2 Meile lang, irrig, er schätzt die Länge desselben auf 18, die Breite auf 5 Miglien. Der Berg Tabor ist ein kleiner vereinzelter kegelförmiger Berg, von welchem eine herrliche Aussicht auf die 24 englische Meilen lange und 12 breite Ebene von Esdraelon. Der Hermon, welchen Büsching nach vorigen Reisenden Schneeberg (Dschebel-el theldsch) nennt, scheint

---

1) طبريّة nicht تاباريع, wie Buckingham (travels in Palestine, II. p. 355) ganz und gar irrig schreibt; so auch S. 324 جبل الاسلج was جبل الثلج Dschebel-el-theldsch, d. i. Schneeberg, heißen sollte, nach dem Dschih. (S. 559) ist der Dschebel-el-theldsch die höchste, immer mit Schnee bedeckte Spitze des Libanon bey Baneas.

2) Burckhardt's travels in Syria, p. 320.

von denſelben mit dem obigen Gipfel des Libanon vermengt worden zu ſeyn. Kana in Galiläa heißt heute (Buck. II. p. 377) Kaßr Kelna; die alten Sarkophage auf der Ebene von Esdraelon ähneln denen von Geraza und Gamala (II. p. 381); die ſogenannte Brücke Jakobs (eine ſaraceniſche neben den Ruinen einer römiſchen, Mad. II. p. 307) iſt die Grenze des Paſchaliks von Akka und Damaskus. Nazareth iſt ein Dorf von ſechs- bis ſiebenhundert Einwohnern, die Kirche des Kloſters iſt auf der Stelle gebaut, wo der Engel Marien die Botſchaft verkündete (Richardſon II. p. 335), die Felſengrotten in der Nähe ehemals Wohnungen von Eremiten. 1 1/2 Miglien außer Nazareth iſt der Berg des Sturzes (Lukas IV. 29), ſüdlich von Nazareth auf dem halben Wege zwiſchen demſelben und Jeruſalem ſind die Städte und Berge der Samaritaner; Samara oder Sebaſte, heute Sebeste (Buck. II. p. 391 Subuſta), Sichem oder Nablus (Neapolis), liegt zwiſchen den Bergen Garizim und Ebal, die Stadt hat ſechs Moſcheen, fünf Bäder, eine Kirche der ſchismatiſchen Griechen, einen vortrefflich gedeckten Baſar und Baumwollfabriken; die Bevölkerung wird auf 10,000 Seelen geſchätzt, von den Samaritanern iſt nur ein halbes Dutzend Familien übrig (II. p. 434). Nach Richardſon (II. S. 407) iſt der Brunnen Jakobs zwey Stunden außer der Stadt, nach Buckingham aber, welcher ſich darnach erkundigte, iſt derſelbe in der Stadt, und heißt der Brunnen Samaria's (II. p. 458), außer der Stadt iſt der Brunnen Joſephs (II. 460); am Fuße des Berges Ebal ſind dem Felſen Grotten eingehauen, welche alte Gräber heute Kalaat Ruhban (Buck. ſchreibt Khallat Rowghban), d. i. das Mönchsſchloß, geheißen werden. Buck. holt hier, wie überall, die alte bibliſche Geſchichte aus, von Alexander dem Großen und Saubalat her; dem Recenſenten ſcheint, daß dieſer in Syrien von ſo alter Zeit her einheimiſche Name derſelbe mit Dſchanbulad (Seelenſtahl) iſt, welcher in der osmaniſchen Rebellengeſchichte große Rolle ſpielt. Das alte Betsan in der Nähe des Jordans, heute Bisan, iſt ein elendes Neſt von zweyhundert Einwohnern (Richard. II. p. 422). Das Dſch. (S. 569) lobt die Datteln, den Reis, die Kolokasia und das Zuckerrohr des Ortes; das Grab Joſephs wird auf dem Wege nach Nablus gezeigt, wie das ſeiner Mutter Rachel auf dem Wege zwiſchen Jeruſalem und Bethlehem, beyde heute eine türkiſche Kapelle mit weißem Dom; am todten Meere oder der Mündung des Kedrons in dasſelbe iſt das Kloſter S. Sabba's, vor zwölfhundert Jahren geſtiftet. Madden gibt die chemiſche Analyſe des Waſſers des todten Meeres abweichend von der in Maltebrun gegebenen, er beſtätigt das Daſeyn des Apfels

von Sodoma, welches Burckh. nach Shaw und Pockoke bezweifelte; er sah einen im Kloster S. Sabbas und einen Baum desselben zu Kum Ombos in Aegypten. Er hält den Apfel von Sodoma für eine verwilderte Abart des Granatapfels (S. 355). Madden schwamm im todten Meere, von dem Wasser weit leichter getragen, als von irgend einem anderen, das Wasser eiskalt und von abscheulichem Geschmacke, wie eine Auflösung von Salpeter mit einer Infusion von Quassia; Schiffe, welche Alibeg in einer Entfernung von 24 Miglien gesehen haben will, gibt es keine (Mad. S. 356); doch widerlegen Vögel, welche über den See fliegen, die alte Sage, daß das todte Meer keinen derselben über sich leide. Schade, daß keiner der obigen Reisenden über Hebron, die Begräbnißstätte Abrahams, nähere Auskunft gegeben; Mac-Michael kam zwar mit Bankes hier durch, wagte sich aber nicht in die Moschee. Der Name der Stadt ist Chalil-er-Rahman, d. i. der Freund des Allerbarmenden (nicht Haleel-rochman, wie M. M. p. 195 schreibt); der Moslim wallfahrtet dort nicht nur zum Grabe Abrahams, sondern auch zu denen Isaak's, Jakob's, Sara's, Adam's, Eva's, Salomon's, des Propheten Zacharias, des Herrn Jesus, und der moslimischen Heiligen Ibrahim Edhem und Abdullah Ben Ssamit. Die Stadt ist berühmt durch ihren Most, trockene Weinbeeren und die große Moschee, aus ungeheuren Steinblöcken, 6 bis 7 Ellen lang, 4 bis 5 breit gebaut. Das Dschih. (S. 564) erwähnt der unter den Einwohnern bestehenden Spaltung in zwey Parteyen, die sich von den ersten Jahren des Islams herschreiben, nämlich in die Weißen, Aklü oder Jemeni, und in die Rothen, Kisillü oder Kaisi; zu den Weißen gehören die Druſen des Stammes Emir Aalemeddin, zu den Rothen die des Stammes Maan Fachreddin's (Dsch S. 584). Das Dsch. erzählt (S. 585) den Ursprung dieser politischen Parteyung im 64. Jahre der Hidschret, sagt aber (S. 564), daß das Kriegsgeschrey der Aklü und Kisillü (jenes lautet Ja Lehuber, dieses Ja el-Maaruf), noch aus der Zeit von Mohammed herstamme; von dieser mächtigen politischen Parteyung hat noch kein europäischer Reisebeschreiber Kunde genommen oder gegeben.

Wir nahen uns nun Jerusalem, dessen ersten Anblick von Jafa her Madden (II. p. 323) mit folgenden Worten beschreibt:

»Der Reisende, welcher von Jafa nach Jerusalem kömmt, wird für die Mühe und Gefahren des Weges durch eine der glänzendsten Aussichten belohnt; er hat von Rama nach Jerusalem eine der unfruchtbarsten Strecken Landes durchwandert, er hat von nichts, als der

Verödung der heiligen Stadt gehört, er hat in der neuern Geschichte derselben nur von ihrem elenden Aussehen gelesen, und auf einmal ersteht vor seinem Blicke eine herrliche Stadt, mit stattlichen Mauern und luftigen Thürmen, dicht gedrängt voll flimmernder Dome von Moscheen und Klöstern. Es ist in der That ein glorreicher Anblick; selbst der Araber, der mich begleitete, begrüßte die heilige Stadt (denn so heißen die Araber dieselbe) mit allem Feuer der Bewunderung: schön ist Jerusalem, bey Gott, sehr schön *)!«

Wie ganz anders aber sieht die heilige Stadt von innen aus nach Heniker (p. 274):

»Die Straßen sind eng, verödet, die Häuser schmutzig und zerfetzt, die Kaufmannsbuden wenig und verlassen, durch die ganze Stadt nicht ein Merkmal von Handel, Gemächlichkeit oder Gluck — ist dieß die Stadt, welche die vollendete Schönheit, die Freude der ganzen Welt genannt wird?«

Am ausführlichsten hat Richardson die heilige Stadt beschrieben, und seiner Beschreibung einen Plan beygefügt, welchen der Verfasser der schätzbaren historischen und topographischen Abhandlung über das alte und neue Jerusalem, Hr. Doktor von Ekendhal (geographische Ephemeriden XXV. 1528), noch nicht gekannt. Dieser Plan orientirt den Leser in dem Besuche der heiligen Stätten Jerusalems an der Hand des Reisebeschreibers, in dem Besuche der sieben Berge (Golgatha, Oelberg, Sion, Moria, Berg des Aergernisses, Berg des bösen Rathschlages und Gihon), der sieben Teiche oder Quellen (Siloe, Gihon's, Betsabä's, Nehemias, Hezekias, der heiligen Jungfrau und des Baches Kedron), der sieben Grotten (die der Jünger [2]), die Grotte des Blutschweißes Christi [3]), die Grotte des Lazarus [4]), die Grotte der Apostel [5]), die Grotte des Jeremias, wo er seine Klagelieder geschrieben haben soll, am Thore von Damaskus [6]), die Grotte des Herrn Jesus in der Moschee, an der Stätte von Salomon's Tempel [7]), und die Grotten im Thale Hinnom) [8]), die sieben Thore (das von Sion, Bethlehem, Damaskus, Herodes oder Ephraims, St. Stephans, das goldene und das Mistthor), die sieben Gräber (das Grab Christi, Maria's, David's, Zacharias [9]), Absalons [10]), die Gräber der Propheten [11]) und der Richter [12]). Richardson hat vor allen

[1]) Kowais kuds wallah kowais kethir. Madden schreibt: Quies el cods wallah, quies kitir. [2]) Buckingham travels in Palestine, I. p. 298. [3]) Eben da, p. 306. [4]) Eben da, p. 310. [5]) Eben da, p. 315. [6]) Wilson travels, p. 288. [7]) Richardson II. p. 287. [8]) Buckingham travels I. p. 288. Außer diesen Grotten Jerusalems erwähnt Wilson p. 177 noch ein halbes Dutzend anderer, die in dem gelobten Lande als heilige Stätten gezeigt werden. [9]) Buckingham travels I. p. 297. [10]) Eben da, p. 301. [11]) Eben da, S. 319. [12]) Eben da, p. 320.

diesen Reisenden den Vorzug, eine standhafte Vergleichung des alten und neuen Jerusalems nach dem dritten Kapitel Nehemias durchgeführt, und das Innere der Moschee Salomons nach Bequemlichkeit gesehen zu haben; er glaubt, daß das heilige Grab bey der Schleifung Jerusalems durch Titus verschwand (II. p. 340); seine Frage, ob die in der Moschee gezeigte Grotte des Herrn Jesus nie für das Grab desselben bey den Moslimen gegolten, wird durch die Stelle des Dschih. beantwortet, welches das Grab Christi nach der Moslimen Meinung nach Hebron verlegt, und dieses Lager des Herrn Jesus als die Stätte angibt, wo er mit den Aposteln das Abendmahl einnahm. Ueber die ärgerlichen Scenen der unanständigsten Katzbalgerey bey Gelegenheit der Feuererscheinung in der Kirche des heiligen Grabes am Charsonnabend sind alle Reisenden einstimmig, so über den Haß der Griechen und Katholiken:

»Die Griechen haben,« sagt Scholz (S. 207), »einen unversöhnlichen Haß gegen die Katholiken, setzen sie den Türken und Juden gleich, suchen sie auf alle Weise zu verfolgen, und dagegen sich anderen Religionsparteyen anzunähern, von denen sie in ihren Dogmen eben so entfernt sind, wie diese. In Jerusalem nähern sie sich einander bisweilen, empfangen von einander Geschenke, und die Griechen benutzen solche Momente sehr schlau, um die Lateiner um ihren Besitz im heiligen Lande zu bringen. Diese heuchlerische Befreundung ging z. B. der Wegnahme des Gartens der Hirten bey Bethlehem voran, eben so der völligen Wegnahme des heiligen Grabes. Aber lange dauern diese freundschaftlichen Verhältnisse nie.«

Die Moschee Salomons, deren nächtlicher wiederholter Eingang dem Doktor Richardson aus Erkenntlichkeit für geleistete ärztliche Dienste als besondere Vergünstigung gestattet worden, besteht aus dem Weihbild (Harem), der achteckigen Moschee (Akßa) und der Kapelle des Felsen Sachra (auf Moria), wo dem Opfer Abrahams der Engel Einhalt that. Die sieben heiligen Stätten dieses Wallfahrtsortes, welcher den Moslimen nicht minder heilig, als den Christen das Grab Christi, sind: 1) die Fußstapfen des Propheten, der hier zu seiner nächtlichen Himmelfahrt auffaß, augenscheinlich eine Nachahmung der Fußstapfen Christi auf dem Oelberge, worin Wilson abermal die Erfüllung der Prophezeyung Nahum's sieht (I. 15): »Auf den Bergen kommen Füße eines guten Boten, der da Frieden bringt.« 2) Der Standort Chidhr's oder des Elias, welchen die syrischen Christen für St. Georg nehmen *). Chisr, der Hüter des

*) Richardson II. p. 302. *Maharab el-Hodhdar* the arch of St. George, soll Mihrab el-Chidhr, d. i. die Nische Chidhr's, heißen.

Quelles des Lebens, ist in der Sage der Moslimen in der That ein Retter, wie der Ritter St. Georg, der Vorstreiter der christlichen Legionen und ein Leiter auf den wahren Pfad, wie Elias, der zur Witwe von Sarepta gesandt ward. 3) Die schon oben erwähnte Grotte des Herrn Jesus, wo der Thron desselben Serir gezeigt, welchen Richardson (p. 308) irrig mit dem Grab Sirr vermengt. 4) Die unterirdische Halle Salomons (Bokaa Suleiman, Richardson II. p. 309). 5) Der Thron Salomons Kursi Suleiman (Richardson II. p. 312). 6) Kubbetol-miraadsch, d. i. die Kuppel der Himmelfahrt des Propheten. 7) Mesdschid Akßa, d. i. der verdeckte Betort (Dschih. S. 565). Richardson vermengt die Moschee Akßa mit der Kapelle Ssachra, indem er das letzte Wort, welches nichts als Felsen bedeutet, als verschlossen übersetzt [1]). Das Thal von Hinnom heißen die Araber noch heute das Höllenthal (Dschih. S. 567), worunter aber auch das Thal Josaphat verstanden zu seyn scheint; der Name des Blutfeldes (Hakkol-dem) ist von den Pilgern in campo santo verwandelt worden, und die Armenier zahlten die tägliche Rente eines Dukatens für das Vorrecht, hier begraben zu werden [2]). Von diesem Blutacker haben italienische Kreuzfahrer die Erde nach Pisa gebracht, welche durch die herrlichste Kunsthalle eingeschlossen, der berühmtesten Grabstätten eine. Doktor Madden, ein scharfer und kritischer Reisender, vertheidigt die Franziskaner von Jerusalem wider die von Doktor Clarke und seinem Nachbeter Jowett vorgebrachten Beschuldigungen, er sagt (II. p. 328):

»Das lateinische Kloster steht im besten Rufe von allen, sowohl was den Charakter seiner Bewohner, als die Bewirthung betrifft, und ich hatte alle Ursachen, mit beyden zufrieden zu seyn; ich fand die Mönche außerordentlich höflich, manche von ungeheuchelter Frömmigkeit, und unter der ganzen Zahl (nämlich 44) fand ich nach einer innigen Bekanntschaft mit denselben nur einen Einzigen, dessen Betragen im Widerspruche mit seinen Gelübden.«

Sehr ausführliche Nachrichten über die Franziskanerklöster im gelobten Lande sowohl, als die der Griechen, gibt Scholz (S. 194 und folgende): in Damaskus sind über 10,000, in Aleppo über 15,000 Katholiken des griechischen Ritus (S. 202); katholische Armenier zu Haleb über 10,000, zu Jerusalem haben sie einen Patriarchen, einen Erzbischof, gegen 100 Mönche, 3 Klöster und 200 Glaubensgenossen, dann Klöster zu Rama, Jafa und Bethlehem. Den Garten der Hirten bey Beth-

[1]) The sacred stone from which it derives the name of Sakhara or locked-up (p. 286).

[2]) Buckingham travels in Palestine, I. p. 288.

lehem mit vierzig Oelbäumen haben sich die Griechen durch Schleichwege angeeignet (Scholz, S. 212). Rama bey Bethlehem, wo das Grab der Rachel gezeigt wird und wo die Schlachtstätte der unschuldigen Kinder, ist nicht zu vermengen mit Rama (Arimathea), das im Dreyeck mit Jafa und Lidd, wo das Grab des Ritters Georg, des Schutzheiligen Englands (Wilson, p. 149), und die Ebene von Saron. Wider diese Vermengung von Rama bey Bethlehem (Ramathain) und Rama bey Jafa (Ramatha) warnt auch Buckingham [1]); derselbe konnte zu Lidd eben so wenig vom Grabe St. Georgs erfahren, als von dem Lokman's, der hier begraben seyn soll [2]). Zu Rama (bey Jafa) sind noch mehrere gothische Gebäude, deren Charakter von saracenischer Architektur bestimmt verschieden, wiewohl beyde den spitzigen Bogen gemein haben [3]). Jafa, in der jüngsten Zeit so berühmt durch das Gemetzel der türkischen Gefangenen auf Bonaparte's Befehl, das alte Jope, war schon in der ältesten Zeit durch die Sage der durch Perseus hier vom Seeungeheuer befreyten Andromeda, welches Ungeheuer Buck. mit dem Wallfische des Jonas für verwandt hält, der sich von hier nach Tarsus einschiffte [4]). Wilson (S. 140) schätzt die Bevölkerung von Jafa auf 5000 Seelen; die terrassenförmigen Dächer Jafa's bringen ihm alle Stellen der Schrift, wo vom Dache oder Gipfel des Hauses die Rede ist, in Erinnerung. Nach Richardson (II. S. 216) hat Jafa nicht mehr als 2 bis 3000 Einwohner, so daß der Unterschied dieser beyden statistischen Angaben noch einmal so viel. Bethlehem, dessen Name heute auf arabisch Beit lahm, d. i. das Haus des Fleisches, heißt, ist nicht nur als die Geburtsstätte des Heilands, sondern auch als die Scene der herrlichen Ekloge Ruth ein geheiligter klassischer Ort; die Pilger wallfahrten hier zu den Grotten der Geburt des heiligen Hieronymus, der unschuldigen Kinder, Josephs des Nährvaters, des heiligen Eusebius von Cremona und zu der der heiligen Paula und Eustasia, der Tochter und Mutter, Abkömmlinginnen von Gracchus und Scipio [5]). Buck.'s Vignetten geben die Abbildung der Cisternen Salomons bey Jerusalem und des Grabes Rachels bey Rama, deren letztes an das für das Grab des Cyrus gehaltene (Maderi Suleiman) in Persien erinnert. Heniker (S. 282) erwähnt bey dem Wasserbehäl-

---

[1]) Travels in Palestine I. p. 256. [2]) Eben da, p. 265. [3]) Eben da, p. 264. [4]) Eben da, p. 231. Ganz und gar irrig leitet aber Buck. S. 234 den Namen Jafa's von يفع ab, indem derselbe nicht so, sondern يافا geschrieben wird. [5]) Eben da, p. 341.

ter des Berges zu Jerusalem, worunter vermuthlich die Cisternen Salomons gemeint sind, eines Echo, das nach seiner Meinung das berühmte Simoneta's bey Mayland an Vielfältigkeit übertreffen soll. Die falsche Angabe Clarke's, daß die Kirche St. Helena zu Bethlehem geschleift sey, widerlegt Madden (II. p. 263); er gibt ärztliche Kunde über den hier üblichen Seitenschnitt der Steinoperation und die Heilung eines Wasserbruches durch Hodeneinschnitt; besonders geschickt sind Syrer und Aegypter in wurmabtreibenden Mitteln, für deren sichersten eines die Rinde des Granatapfels gilt, nicht nur wider Askariden, sondern auch wider den Bandwurm, das sicherste aber wider den letztern die Pflanze Koßu (bey Bruce V. p. 45 Bankesia abyssinica). Von allen ärztlichen Kunden, an denen Doktor Maddens Reisebeschreibung weit reicher, als die Doktor Richardsons, ist die wichtigste ganz gewiß die über die Behandlung der Pestkranken und deren Vernachläßigung in den Spitälern. Unter verschiedenen vom Doktor versuchten Heilarten, gelang es ihm nur durch die stärksten schweißtreibenden Mittel mehrere zu retten; eine Heilart, die auch mit der durch das Begießen mit kaltem Wasser zusammenstimmt, in soweit durch dasselbe, wie bey Frieseln und anderen Ausschlägen, die Ausdünstung befördert wird. Seine Behauptung, daß Menschen, welche sich in Ansteckungsgefahr befanden, nach zehn oder zwölf Tagen, wenn die Pest nicht ausgebrochen, außer Gefahr seyen, dürfte dennoch eine irrige, und diese Frist zu kurz angenommen seyn. Beherzenswerth von Aerzten und besonders von künftigen Reisenden sind seine ärztlichen Rathschläge zur Vermeidung oder Heilung der in der Levante herrschenden sechs Hauptübel (I. p. 391), nämlich Pest, Ruhr, Augenentzündung, Gallenfieber, kaltes und Entzündungsfieber. Ueber die Ursachen des Wahnsinns (p. 317), welche ganz sicher gründlicher, als (I. p. 218) seine Ableitung des Wortes Semmum, der Giftwind, von Semm, Gift, und jaum, Tag! Semmum ist eine Participialform, und heißt bloß der stark Vergiftende. Von den funfzehn arabischen Sprichwörtern, die er (p. 348) mittheilt, ist das siebente: Die Welt ist ein Aas und die sie suchen sind Hunde, eine Ueberlieferung Mohammeds. Heniker macht zu Bethlehem die Bemerkung, die Nicolai in Oesterreich gemacht, daß unter den Frauen viele Madonnenbilder. Ueber die Kleidung der Araber, welche fast von allen Reisenden beschrieben wird, verbreitet sich auch Mac-Michael, und bemerkt (p. 238), daß der Zunder für ihre Flinten von der Pflanze Oskar genommen sey, welche von Seetzen Aoeschaer genannt, und für den Apfel Sodoma's gehalten wird.

VIII. Aegypten.

Ueber Aegypten können wir uns hier um so kürzer fassen, als ein halbes Dutzend der obigen ägyptischen Reisebeschreibungen (Richardson, Madden, Wilson, Carne, Heniker, Bussierre) von dem Inhalte der zwey Bändchen des Hrn. von Prokesch bey weitem aufgewogen wird, und eigentlich nur dieser allein Neues, statistisch und politisch Wichtiges gibt; unterhalten mag es freylich für einen Augenblick, bey Madden zu lesen (I. p. 209), daß die irländische Stiftsdame Miß Talbot den Muth hatte, auf einer Strickleiter die Pompejusſäule zu erklimmen, und auf dem Gipfel derselben einen Brief an den englischen Generalkonsul zu Kairo zu schreiben, der seine Antwort von der tiefsten Tiefe des Josephsbrunnens datirte; unterhaltende leichte Lektüre ist auch Bussierre's Buch, welcher die beste Beschreibung des neuen Pallastes des Statthalters zu Schobra (II. p. 4) gibt, und dann die vorzüglichsten Felderzeugnisse Aegyptens (Bohnen, Linsen, Mais, Erbsen, Reis, Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle, Linnen, Tabak, Safran, Henna) aufzählt; so auch die Obrigkeiten, in deren Schreibweise sich sowohl bey ihm als Prokesch Schreibfehler eingeschlichen haben; so heißt bey diesem der Marktrichter Mochtereb, bey jenem Mohteub, während derselbe Mohtesib [1]) heißt; der Staatsgüterverwalter heißt Rusnamedschi [2]) und nicht Rusnamasch; der Schatzmeister (Chasinedar) [3]) richtiger bey B. Khaznadar als bey P. Hasnader. Interessant ist bey B. (II. p. 46) die ausführliche Beschreibung der koptischen Hochzeit:

»Die Morgengabe, die der Mann gibt, wird in zwey Hälften, das Einfuhrgeld und das Ausfuhrgeld, getheilt; das erste ist zugleich zur Verfügung der Braut als Gebühr für die joyeuse entrée, von der zweyten Hälfte werden die Kosten ihres Begräbnisses bestritten. Die wichtigste Person bey der Hochzeit ist die Haarkräuslerin, Maschite [4]), (bey B. Machtah), welche das Henna zubereitet.«

Diese Brautzofe kömmt häufig in den Kurialien türkischer Briefstylistik vor, so oft von Verschönerung die Rede ist; der Vater trägt die Tochter vor Sonnenaufgang ins Brautbett und die Mutter bringt den Gästen die Beweise der Jungfrauschaft. B. so wie die anderen Reisenden besuchen und beschreiben die Denkmale Kairo's, welche den Namen Josephs tragen, bey deren Benennung die Volkssage den ägyptischen Joseph der biblischen Geschichte mit dem ägyptischen Joseph der arabischen Ssalahed-

---

1) خزينه دار 2) محتسب 3) روزنامه جي 4) ماشطه

din vermengt. Der Brunnen Joſephs, das Gefängniß Joſephs, die Kornſcheuern Joſephs, der Pallaſt Joſephs, der Kanal Joſephs, überall der Name Joſephs, ſo wie in jeglichem Munde der Lobpreis der Schönheit Joſephs, welcher das Ideal morgenländiſcher Schönheit, über welche die des Antinous, welchem Hadrian in Aegypten Tempel errichtete, vergeſſen iſt. Von den Grazien ägyptiſcher Skulptur ſagt B. (II. p. 134): En observant les bas-reliefs avec attention, on y decouvre de grandes beautés, surtout dans ceux où il était permis au sculpteur de se livrer un peu aux inspirations de son génie. Les visages, il est vrai, n'ont rien d'idéal, comme ceux des statues grecques; cependant il ne faut pas croire pour cela qu'ils soient entièrement dépourvus de beauté: copiés, à ce qu'il paraît, sur la nature, ils se distinguent surtout par la grâce; passez-moi l'expression, ils sont plutôt jolis que beaux, et l'on trouvera difficilement des traits plus agréables. La bouche des têtes égyptiennes est charmante; les lèvres en sont un peu épaisses et relevées aux angles, mais elles sont souriantes, pleines de mollesse et de volupté, et expriment à la fois la douceur et une joie mêlée de tristesse; les yeux sont grands, taillés en amande, à moitié fermés et relevés vers les tempes; le nez petit et légèrement retroussé; les joues un peu saillantes.

Hr. v. B. durchlief Aegypten bis an die nubiſche Grenze bis Ibsambol und Ibrim, desgleichen Richardſon, deſſen Beſchreibung der alten Denkmale, der Pyramiden des Sphinx, der Katakomben von Sakara, der Königsgräber von Thebä, der Memnon-Statue, der Ruinen von Syene, Tentyra, Latopolis, Apollinopolis u. ſ. w., die umſtändlichſte; nur tritt er überall in ſchon ausgetretene Fußſtapfen der Reiſenden ſeiner Vorfahren, und nimmt von Champollion's Entzifferung gar keine Kunde, ſondern nur von den Entdeckungen und Mittheilungen der franzöſiſchen Gelehrten unter Napoleons Feldzug, die Unverläßlichkeit ihrer Zeichnungen ſcharf tadelnd (II. p. 4). Das Tönen der Memnonſtatue bey Sonnenaufgang nennen die Araber den Gruß (Selam), und die beyden Koloſſe Schami und Dami (R. II. p. 43). Von R.'s mythologiſchen Anſichten genügt das Beyſpiel ſeiner Meinung (II. p. 53), daß die Löwenſphinx aus dem Löwen entſtanden ſeyn dürfte, welcher den König-Helden überall auf den Skulpturen bey ſeinem Triumphe begleitet. Glücklicher wendet er auf die heiligſte Hieroglyphe, den geflügelten Sonnenball, den Schrifttext an: »the Sun of righteousness shall arise with healing in his wings« (I. p. 186). Ingenios iſt die Anwendung der Stelle Diodor's von den hundert Stallungen zwi-

ſchen Memphis und Thebe auf die zahlreichen Felſengrotten zwiſchen beyden Städten, und daß die hundert Thore des homeriſchen Thebä mit dieſen hundert Stallungen in Verbindung ſtehen dürften (II. 132). Sicherer, als dieſe Zahl der Thore und Ställe des alten Thebä, iſt die ſeiner Leichen, in einem einzigen, von Lord Belmore (welchen Doktor R. begleitete) beym Iſistempel ober dem Memnonium eröffneten Mumienbrunnen fanden ſich 1500 bis 2000 Mumien (II. p. 120); alte Gräber dienen heute ganzen Familien zu ihren Wohnungen, und nicht ſelten dient ein alter Sarkophag dem heutigen Bewohner zum Bett oder Sofa (II. p. 71). In den Gräbern der Könige könnten über 20,000 Familien Unterkunft finden (II. p. 171). An der Moschee Eſher werden über 33 Wiſſenſchaften Kollegien geleſen, aber Richardſon begegnete nie einem Profeſſor oder Studenten derſelben, die Zahl 33 ſcheint hier ſtatt der beliebten 40 zu ſtehen; was Madden (II. p 221) hierüber ſagt, iſt richtiger, als ſeine Verſtümmlungen arabiſcher Namen, wenn er z. B. (I. p. 321) von einem Weſir Aſamas ſpricht, welcher kein anderer, als der Ssadri aaſam, d. i. der Großweſir, und (I. p. 350) vom arabiſchen Schöngeiſt Ebn Oaz, welcher der arabiſche Dichter Ibn Nuwas ſeyn ſoll. Doktor Madden weiſet die ſieben Plagen Aegyptens in denen, womit das Land noch heute geängſtigt wird, nach (I. p. 294); er hat beobachtet, daß Brechmittel Negern immer verderblich, und bey genauer Unterſuchung ihrer Mägen ſich überzeugt, daß Negermägen durch kleinen Umfang und beſondere Faltung von den Mägen der Weißen verſchieden, worauf er als eine neue Entdeckung aufmerkſam macht (I. p. 191). Er beſchreibt die Tänze der Almen (Aalime) unter Begleitung einer Art von Laute, die aber nicht Seminge (I. p. 291), ſondern Kemantſche heißt. In Betreff der Beurtheilung des Charakters des Statthalters Mohammed Ali meint er (I. 338), ein Türke müſſe nicht wie ein Engländer beurtheilt werden, Eigenſchaften, die einen zum Helden, würden einen Britten zum Ungeheuer machen, und ſo müſſe der Mamlukenmord zu Kairo, wie das Janitſcharengemetzel zu Konſtantinopel nur nach dem Maßſtabe türkiſcher Politik als eine Staatsmaßregel beurtheilt werden. M. beſtätigt aus Salt's Munde die Glaubwürdigkeit Bruce's, bezweifelt aber (wohl mit Unrecht) die Herodot's, welchen er als ſchlechten Wegweiſer anklagt (I. 327); dieſe Ungläubigkeit in den Vater der Geſchichte iſt faſt ein Seitenſtück zu der des ſonſt nicht ungläubigen Richardſon, welcher bey Gelegenheit des Thierkreiſes von Tentyra (I. p. 313) bezweifelt, ob derſelbe wirklich ein Thierkreis ſey; eher iſt zu bezweifeln, ob die von ihm aus den Gräbern der Könige gelieferte hieroglyphiſche Ab-

bildung (I. p. 291) wirklich ein Schlangenopfer vorstelle; unter aller Kritik ist seine Ableitung des Wortes Pascha vom türkischen Basch, Kopf, oder von Bassa, als ob es ein solches Wort wirklich gäbe! (I. p. 112). Weit gediegeneren Gehaltes, wie schon oben gesagt, als alle vorgenannten Reisebeschreibungen, ist die des Herrn von Prokesch, die sich auch durch Lebendigkeit der Einkleidung auszeichnet, wovon die folgende Stelle hier als Probe genügt:

»Weißer Sand zu Dünen gehäuft als Vor- und Hintergrund, als Unterlage der ganzen Landschaft; hinausgeflüchtet auf eine schmale Zunge, von der Wüste gedrängt, von der See bedroht und gegen beyde mit Mauern sich wehrend, in engen, schmutzigen, doch meist geraden Gassen und an geräumigen Plätzen weiß angekalkte hohe Gebäude aus Stein, in fränkischem bald und bald in maurischem Style, mit zwey bis drey fensterbreiten Vorsprüngen (Mohgrabi) aus geschnitztem Holze und Gitterwerk mit Terrassen gedeckt, auf welchen die ganze Hauswirthschaft ausgelegt ist, und über die ein Gestelle sich hebt, das man »die schöne Aussicht« zu nennen pflegt; — unansehnliche Moscheen mit niederen, geneigten und bucklichen Minarets; — Holzhütten und Zelte als Bazar; — hie und da eine Granitsäule, eine Isisstatue, eine Hieroglyphentafel, ein Mithraskopf (?), hie und da eine Palme mit schwerem Dattelsegen: dieß alles, umfangen mit doppelten Mauern, plumpen Thürmen, französischen Forts auf hochragendem Sandschutte, ummauerten Dattelgärten, und eingeklammert zwischen der unendlichen See, dem schiffebesäten Hafen, dem Kanal Mahmudieh und dem bleichen Spiegel des Sees Mareotis: das ist Alexandria.«

Die Pompejussäule, die Nadeln der Kleopatra und der Pharos, die Nekropolis werden beleuchtet, dann geht die Reise nach Kairo, wobey die Angabe der Ortschaften auf dem rechten und linken Ufer des Nils geographisch wichtig. Die Moschee Kairo's heißt nicht die der Blumen Eschar im Texte (I. S. 47 irrig Aschar), sondern Esher, d i. die blühendste; so heißt auch der Name des Vorfahrers des gegenwärtigen Statthalters Chosrew und nicht Kosroef*). Von Kairo geht die Schiffahrt nach Oberägypten wieder mit Berücksichtigung der Dörfer an beyden Ufern nach Aschmunim (Hermopolis), Melawi (Antinoe), Aaßuan, Syene nach Thebe.

»Welch Kommen und Gehen von Völkern und Geschlechtern, welche Verbreitung und Verzweigung von Ereignissen war nicht nothwendig seit Jahrtausenden, damit am heutigen Tage Söhne des wüsten Arabiens,

*) Kahir, der Name des Planeten Mars, wovon Kahiret (Kairo) den Namen hat, heißt auch eigentlich nicht der Siegreiche, sondern der Rächende; der Siegreiche heißt Musaffer oder Naßir; das Wort Ghasi, insgemein auch als siegreich übersetzt, heißt eigentlich der Frohnkämpe, so wie Ghalib der Ueberwältigende.

drey Neugierige aus Paris, vom Rhein und von den Alpen der Steyermark, in derselben Barke vereint, in dein Gebiet, hundertjährige Thebä, einführen konnten!« (I. S. 169.)

Auf Elephantine, das der arabische Dichter einen in Gold gefaßten Smaragd nennt, sind die Tempelgebäude, welche nach Pokocke und Denon beschrieben, verschwunden. Prokesch liest überall die Namensringe, ohne jedoch die Hieroglyphen, aus denen sie bestehen, anzugeben; er berichtet über Tentyra, wo eine Reihe von Bildern der Triumph ägyptischer Kunst:

»Die Weichheit und Rundung der Formen, das Fleisch in dem Steine nicht minder wahr und warm, als in Canova's Hebe, die, in dieser Beziehung, unter keinem griechischen Werke steht. Der Ausdruck in Antlitz, Stellung und Handlung, das Leben in den Muskeln erreichen die Wahrheit, welche das Auge des Beobachters fesselt. Die Ausführung des Beywerkes, der Kleider, ist nirgends übertroffen worden. Wenn ich diese Kleopatra betrachte, so begreife ich die Schwäche der Cäsare« (II. S. 9).

Nicht minder überraschend, als die Vollendung ägyptischer Skulptur, ist die Mannigfaltigkeit ägyptischer Säulenordnung:

»Ich hatte, bevor ich Aegypten durchreiste, geglaubt, es gäbe nur vier Ordnungen in den Knäufen, und außer diesen vier Ordnungen sey für dieselben kein Heil. Davon hatten mich nicht einmal die Knäufe maurischen Styles abgebracht, an denen ich manchmal Zierlichkeit, natürliche Entwicklung und Zweckmäßigkeit erkennen mußte. In Aegypten nun sah ich dreyßig oder vierzig Ordnungen, die meisten geschmackvoll, edel, reich, fein und großartig. Wie der Akanthus der korinthischen dient, so der Lotos, die Palme, die Rebe, das Schilf, so Blumen und Früchte der ägyptischen« (I. S. 215).

Die Beschreibung der Ruinen von Thebe, der Memnonssäule, der Gräber der Könige, der Dynastie Rhamesses, des Isistempels am Gebirge leiden hier keinen Auszug; eben so wenig, als was über die Pyramiden von Dschise, Daschur und Sakara, über die alten Hauptstädte Memphis und Sais gesagt wird; beherzigenswerth ist der Abschnitt über die fünf Epochen der Zerstörung der ägyptischen Monumente durch die Perser, Römer, ägyptischen Christen, Araber und heute durch die Europäer selbst.

»Jeder Schulknabe glaubt sich bey uns berufen, den Türken und anderen Mohammedanern die Zerstörung der Monumente des Alterthums vorzuwerfen, und wer das nicht für eine ausgemachte Sache annimmt, kann von Glück reden, wenn er mit dem Titel eines Unwissenden davon kommt. Ich habe ganz Griechenland, einen Theil von Asien, Aegypten und Nubien durchreiset, und an vielen Monumenten Zerstörungen verüben sehen: die Zerstörer waren aber jedesmal Europäer; Wissenschaft war ihr Aushängeschild, Gewinnsucht ihr Beweggrund« (I. S. 399).

Hr. v. Prokesch theilt die Hieroglyphenringe in drey Klassen nach den drey Zeichengruppen: 1) der Nilgans und eine runde Scheibe; 2) der runden Scheibe, von einer Schlange mit einem Ey und länglichem Rechteck oder Halbzirkel bekleidet; die dritte endlich eine Biene mit Zepter oder Zweig mit zwey Halbzirkeln; der Ring mit der Biene enthält jedesmal die königlichen Titel, die beyden anderen die Namen; er durchgeht hierauf die Namenringe der verschiedenen Monumente, aber immer ohne Nachweisung der Hieroglyphen, deren wahre Lesung unterdessen auf Treue und Glauben angenommen werden muß. Die statistischen Details über Aegyptens Eintheilung, Verwaltung, Ertrag, über den Stand der Baumwollenkultur, des Handels, der Fabriken, der Militärkraft und die Beduinen Aegyptens sind schätzbar, in soweit dieselben heute noch wahr sind, was bey allen statistischen Angaben nur von gestern bis heute der Fall ist, und um so mehr in Aegypten, dessen fruchtbarer Schlamm heute in beständiger Gährung immerwährende Neuerungen erzeugt. Zur Vervollständigung der Angaben über die Militärmacht Aegyptens bringt Referent hier die ihm von einem der unterrichtetsten Männer über die gegenwärtige Lage Aegyptens, nämlich dem Genieoffiziere, Hrn. Zuccoli*), mitgetheilten statistischen Angaben, als die ihm bekannten sichersten und aus der besten Quelle geschöpften, bey. Von 41,300 Mann, welche im Feldzug 1824 nach Morea gingen, kamen nur 12,000 nach Aegypten zurück, 10,000 Fußvolk und 2000 Reiter. Diese 12,000 Mann bilden die Infanterieregimenter Nr. 3, 4, 5, 6, 7, 8, 10, welche aus Mangel an Leuten nicht komplettirt worden. Im Julius 1829 waren die übrigen drey Regimenter (der Vicekönig hat deren in allem zwölf) auf folgende Weise vertheilt: Nr. 1 in Senna 4000, Nr. 9 zu Mekka 4000, Nr. 12 ebenfalls zu Mekka 4000, ein Bataillon zu Dongola 800, Summa der abwesenden Mannschaft 12,800; anwesend das Regiment Nr. 2, 3500 Mann, Nr. 11,

*) Hr. Joseph Zuccoli von Mailand, vormals Offizier in der kaiserl. königl. Armee, trat im J. 1817, nachdem er die geodätischen Operationen des von Edfu nach Alexandrien geführten Kanales zur Zufriedenheit des Vicekönigs geleitet, in dessen Dienste, begleitete ihn auf seinem Feldzuge von 1819, wo er die Küste von Suez bis Sewakin bereiste, in dem blutigen Feldzuge von Nahsenar und Kordofan i. J. 1820 bis 1822 den Nil fast bis an seine Quelle hinaufging; im J. 1823 organisirte er die Bataillone der Sappeurs, leitete als Kommandant derselben im Feldzuge von Morea im J. 1824 die Belagerungen von Navarin und Missolungi, und diente im J. 1828 dem k. k. Generalkonsul in Aegypten, Herrn Acerbi, zum Führer auf seiner wissenschaftlichen Reise durch ganz Aegypten und Unter-Nubien.

3800 Mann; von Nr. 1 die Artillerie zu Fuß 4000, Mineurs und Sappeurs 1000, zusammen 24,300, mit den Abwesenden summirt 37,100. Auch die Reiterey soll auf zwölf Regimenter gebracht werden, von welchen aber nur vier kaum vollständig (2, 5, 6, 7), jedes Regiment zu 1800 Pferden. Die Seemacht betrug 8000 Mann, auf 24 Schiffen vertheilt; also Fußvolk 37,100, Reiterey 6000, Schiffsvolk 8000, zusammen 51,100. Unregelmäßige Truppen zu Fuß und die Artillerie; abwesend: zu Mekka 1000, in Sennar 200, in Kordofan 800, zusammen 2000; anwesend: in den Dörfern Aegyptens 2500, Artillerie 1500, zusammen 4000, mit den Abwesenden 6000. Unregelmäßige türkische Reiterey: zu Mekka 1200, in Sennar 400, in Kordofan 400, zusammen 2000; anwesend 3000, mit den Abwesenden in allem 5000. — Die Beduinen, die nach Hrn. v P. (II S. 338) aus 24 Wanderstämmen und 16 Hirtenstämmen bestehen, zählten nach ihm im Herbste 1826, 6595 Reiter und 34,745 bewaffnete Männer zu Fuß, er setzt aber dann hinzu, daß der Vicekönig itzt nicht über 4600 Beduinen besolde. Nach Zuccoli: Fußvolk 6000, Reiterey 8000, welche mit den obigen unregelmäßigen Truppen 25,000 Mann machen; diese und die regelmäßigen Truppen (51,100 Mann) zusammen 76,100 Mann im Julius 1829. Die Kosten eines monatlichen Unterhaltes eines Regiments sind die folgenden, der Sold in Thalern zu zwey Gulden guten Geldes: a) Offiziere: der Obrist (Miralai) 506 Thaler, der Obristlieutenant (Kaimakam, nicht Kaimakan) 200 Th., 4 Bataillonschefe (Bin baschi, nicht Bimbaschi) 666 Th., 5 Adjudanten des rechten Flügels (Ssaghkolagasi) 417 Th., 5 Adjudanten des linken Flügels (Ssolkolagasi) 333 1/3 Th., 40 Hauptleute (Jüsbasch) 1333 1/3 Th., 40 Oberlieutenante (Mulasim ewel) 966 2/3 Th., 40 Unterlieutenante (Mulasimi ssani) 666 Thaler; b) Unteroffiziere: 40 Sergeantmajore, Oberfeldwebel (Baschtschauisch) 107 Th., 120*) Sergeanten, d. i. Feldwebel (Tschauisch) 240 Th., 40 Fouriere (Bulukemir) 80 Th., 240 Korporale (Onbaschi) 400 Thaler, ein Regimentstambour (Trompetaschibaschi) 2 2/3 Th., 5 Tambours, Korporalsrang (Onbaschi Trompeta) 8 1/3 Th., 1 Oberrechnungsführer (Muhasebedschi Baschi) 27 Th., 5 Unterrechnungsführer (Muhasebedschi) 84 Th., 40 Musikanten (Senberekdschi) 40 Th., Gemeine 3424 eben so viele Thaler; die Summe der Köpfe 4052; Brotgeld den Offizieren monatlich 683 Th., der Mannschaft 6507 Th., macht mit dem Solde monatlich 16,690 1/3 Thaler. Die Ration

*) Bey Prokesch 160, so auch 140 Unterlieutenante statt 40, und 320 Korporale statt 240, Gemeine 3360 statt 3424.

der Unteroffiziere und Soldaten wird von der Regierung monatlich zu 1 2/3 Th. angeschlagen. Der Oberste erhält 14 Rationen, der Obristlieutenant 7, jeder Chef de Bataillon (Oberstwachtmeister) 5, jeder Adjudant 4, jeder Hauptmann 3, jeder Oberlieutenant und Unterlieutenant 2, es kostet also ein Regiment an Sold und Lebensmitteln jährlich 200,280 Thaler. Das Geniekorps besteht aus 36 Offizieren, nämlich 1 Obrist, 1 Obristlieutenant, 4 Obristwachtmeister, 4 Adjudanten des rechten Flügels, 4 Adjudanten des linken Flügels, 6 Hauptleuten, 8 Oberlieutenanten, 8 Unterlieutenanten; jeder dieser Offiziere steht einen Grad höher als sein Titel, und genießt dieses höheren Soldes, so daß das Geniekorps jährlich 36,783 1/3 Thaler an Sold, 1754 Th. an Lebensmittenl, zusammen 38,537 1/3 Th. kosten. Die zwey Generäle Divisionärs haben um 666 Th. mehr, als die Obristen, und kosten also 13,476 Th., die vier Brigadiere 24,148 Th., zusammen 37,624 Thaler. Die Instruktoren (Exerziermeister), von denen Hr. v. Prokesch nur sagt, daß sie 800 bis 2500 Piaster monatlich haben, sind in drey Klassen eingetheilt: die erste Klasse Taalimdschibaschi Aga, die zweyte Ikindschi taalimdschi, die dritte Utschindschi taalimdschi; es sind von der ersten Klasse 1 für das Fußvolk (Piade), 1 für die Reiterey (Atli), 1 für das Schiffsvolk (Korsan); von der zweyten Klasse 36 für das Fußvolk, 4 für die Artillerie, 24 für die Reiterey; von der dritten Klasse 3 für den Generalstab (Ordu Ridschal), 3 für das Genie (Muhendis), 3 für die Marine (Korsan), Aerzte 49, 1 Oberstfeldarzt (Bujukhekimbaschi), 24 Stabsärzte (Hekimbaschi), 24 Regimentsärzte (Ikindschi hekim), Apotheker 26, Krankenwärter 50; die Musikbande besteht aus einem Kapellmeister, 3 Obertrompetern und 12 Trompetern. Die Exerziermeister, welche alle Europäer, haben moslimische Namen, damit ihnen, wenn sie gleich nicht Moslimen sind, unter moslimischen Namen gehorcht werde. Die 83 Exerziermeister nach ihrem Range kosten an jährlichem Solde 85,374, an Lebensmitteln 9468, zusammen 94,842 Thaler; die 49 Aerzte an Sold 35,378, an Lebensmitteln 4392, zusammen 39,770 Thaler; die 26 Apotheker an Sold 8160, an Lebensmitteln 1992, zusammen 10,152 Thaler; die 50 Krankenwärter an Sold 6564, an Lebensmitteln 3000, zusammen 9564 Thaler; die 15 Musiker und Trompeter an Sold 6660, an Lebensmitteln 9000, zusammen 7560 Thaler, also die Gesammtausgabe für die europäischen Exerziermeister, Aerzte, Apotheker, Krankenwärter, Musikanten, Trompeter jährlich 161,888 Thaler. Jedes Regiment hat einen Imam-Feldsuperior und vier Feldimame, im ganzen Heere also 25 Imame-

Feldsuperiore(Scheich el-kebir) und 84Feldimame (Scheich); die ersten, zu 25 Thaler des Monats bezahlt, kosten des Jahres 7500 Th., die zweyten, zu 15 Th. bezahlt, 15,120 Th., zusammen 22,620 Thaler. Diese Summen zu den obigen addirt geben als Kosten des jährlichen Unterhaltes des Heeres an Sold und Lebensmitteln 2,864,335 1/3 Thaler. Die Regierung kostet die Flinte 6, der Säbel 2 1/2, Patrontasche und die übrige Rüstung 8 Thaler; es kosten also die Flinten für ein Regiment 21,448, die Säbel für die Unteroffiziere 1145, die Patrontasche und der Rest 30,912, zusammen 53,505 Thaler; da die Dauer der Waffen auf drey Jahre gerechnet ist, macht das Drittel dieser Summe für das Jahr 17,853 Thaler, es kostet demnach die Bewaffnung der 13 Regimenter (12 Infanterie, 1 Artillerie) 231,855 Thaler. Die Montur eines Unteroffiziers kostet 8 Th., die eines Gemeinen 5 Th., also die Montur der Unteroffiziere eines Regiments 3568, die der Gemeinen 17,120, zusammen 20,688 Thaler, das ist die Montur der 13 Regimeuter jährlich 268,944 Thaler. Die 8 Regimenter Reiterey haben 14,400 Pferde, denen eines der Regierung 33 Thaler kostet; die Offiziere erhalten jährlich den Betrag eines Pferdes in Geld; es kosten also die Pferde der 8 Regimenter 475,200 Th.; da die Dauer des Pferdes auf sechs Jahre berechnet ist, macht das Sechstel dieser Summe jährlich 79,200 Th., folglich der Gesammtbetrag für Waffen, Montur und Pferde jährlich 579,999 Thaler. Artillerietrain ist noch keiner organisirt, die Kamehle der Regierung zu Kairo und Alexandria sind 4—5000, je 4 Kamehle haben einen Knecht, der des Monats 1 1/3 Thaler erhält, und über 150 ist ein Türke gesetzt, der 18 Thaler des Monats erhält. Die unregelmäßigen Truppen sind 25,000 Mann, die zu Bataillonen von 400 Mann berechnet, beyläufig 62 Bataillone bilden, welche, die monatlichen Kosten des Bataillons zu 2341 und aller 62 zu 145,142 Thaler berechnet, das Jahr 1,741,704 Thaler kosten würden; da aber von diesen 25,000 Mann 13,000 Reiterey sind, welche des Monats der Mann 1 2/3 Thaler mehr kostet, und dieser Mehrbetrag 18,000 Thaler ausmacht, so ist der Kostenbetrag der irregulären Truppen jährlich 1,921,704 Thaler.

Uebersicht:

Kosten des regelmäßigen Heeres an Sold und Lebensmitteln	2,864,335 1/3	Thlr.
die Bewaffnung derselben	231,855	»
die Uniformirung	268,944	»
die Pferde	79,200	»
die unregelmäßige Truppe	1,921,704	»
also die Kosten des ganzen ägypt. Heeres jährl.	5,366,038 1/3	Thlr.

Nach einem ämtlichen Berichte aus Aegypten betragen die Kosten des Heeres fünf Millionen, die Aerzte und Spitäler eine halbe, die Pensionen für die Wittwen des Harems von Großen, die ihrer Güter beraubt worden sind, eine Million. Der Sold der dreyßigtausend Beamten eine Million, der Unterhalt der achtzig jungen Leute in Frankreich, England, Italien und Deutschland 200,000; die Konsumtion von den dreyzehn nothwendigsten Artikeln der Lebensbedürfnisse *) dritthalb Millionen, die Bauten von Pallästen, Moscheen, Gärten eine Million, Maschinen und Luxusartikel aus Frankreich, England und Deutschland eine Million, das Haus und Harem des Vicekönigs eine Million, die Apanage Ibrahimpascha's eine Million, der Schiffsbau auf ägyptischen und europäischen Werften eine Million, Schaden an Fabriken eine halbe Million; Verschwendungen in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung zwey Millionen, Abgang in der Einhebung der Grund- und Kopfsteuer anderthalb Millionen, Tribut nach Konstantinopel anderthalb Millionen. Die Gesammtsumme dieser Ausgaben von 20,700,000 Thaler, von der Gesammtsumme der Einkünfte 18,693,861 Thaler abgezogen, gibt ein jährliches Deficit von 2,600,131 Thaler. Eine richtigere Angabe, als die des Courier de Smyrne (vom 13. Sept. 1829), wo die jährlichen Einkünfte übertrieben auf 30,290,000 Thaler angesetzt sind. Dieses jährliche Deficit und die immer größere Abnahme des Feldbaues und des Wohlstandes Aegyptens, welche sowohl dieser ämtliche Bericht als der Herrn Zuccoli's bezeugt, sind die sprechendste Widerlegung durch Thatsachen der von Hrn. v. Prokesch aufgestellten, mehr sinnreichen als haltbaren Behauptung, daß das verderbliche Monopolsystem des Vicekönigs das wirksamste Vorbereitungsmittel zum künftigen Wohlstande des Landes, eine Behauptung, welche durch Aegyp-

*) Nach dem folgenden Ausweis der Einkünfte: 1) Bohnen, Gerste, Korn im Lande verkauft 700,000 Erdeb zu 4 Th. = 2,800,000; 2) Bohnen, Gerste, Korn nach Hedschas ausgeführt 70,000 Erdeb zu 6 Th. = 400,000 Th.; 3) Reis 15,000 Erdeb zu 10 Th. = 150,000 Th.; 4) Leinsamen 60,000 Erdeb zu 4 ½ Th. = 270,000 Th.; 5) Sesam 20,000 Erdeb zu 5 Th. = 100,000 Th.; 6) Baumwolle 20,000 Zentner zu 11 Th. = 2,200,000 Th.; 7) Safran 7000 Zentner zu 15 Th. = 105,000 Th.; 8) Indigo 20,000 Okka zu 3 Th. = 60,000 Th.; 9) Linnen 25,000 Zentner zu 7 Th. = 175,000 Th.; 10) Zucker 50,000 Zentner zu 3 Th. = 150,000 Th.; 11) Gummi 20,000 Zentner zu 20 Th. = 400,000 Th.; 12) Elfenbein und 13) Straußfedern 100,000; die noch fünf übrigen Artikel der Einkünfte sind: 14) Grundsteuer 7,428,545 Th.; 15) von den Datteln 545,536 Th.; 16) Haussteuer 289,788 Th.; 17) Monopol der Pachten 3,000,000 Th.; 18) Gewinnst der Münze zu Kairo 500,000 Th.; die Gesammtsumme 18,693,869 Thaler.

tens gegenwärtiges Elend eben so wenig bewahrheitet, als dieses durch die Anwendung der Staatsverwaltung des ägyptischen Joseph (unter welchem alles Land nur dem König und den Priestern gehörte) auf die heutige Zeit gerechtfertigt wird. Eine künftige Anzeige über Aegypten erschienener neuester oder noch zu erscheinender Werke wird die Gelegenheit darbieten, hierauf umständlicher zurückzukommen; für jetzt muß diese Uebersicht mit der Empfehlung des oben unter Nr. 30 angeführten Werkes des amerikanischen Generalkonsuls über Algier schließen, als des einzigen, welches nebst der Geschichte der Expedition Lord Exmouths (von Salame) in dem letzten Jahrzehend erschienen ist, und welches durch die angeknüpfte französische Expedition noch größeres Interesse erhält; dasselbe gibt einen Umriß der Grenzen, der Staatsverwaltung, der Staatseinkünfte, des Handels, der Einwohner und der neuesten Geschichte Algiers. Im Jahre 1822 betrugen die Einkünfte, worunter der Tribut der Könige von Neapel, Schweden, Dänemark und Portugall, jeder zu 24,000 Thaler jährlich, 434,800 Thaler, die Ausgaben aber im selben Jahre für Schiffsrüstungen und Sold 859,000 Thaler, so daß ein Deficit von 424,200 Thaler durch künftige Seeräubereyen oder Avarien zu decken blieb. Im Jahre 1825 bestand die algierische Seemacht aus 5 Fregatten, 2 Korvetten, 2 Briggs, 5 Schooners, 1 Polacca, 1 Schebeke. Die Bevölkerung Algiers, welche Shaw auf 200,000 Seelen angab, ist nicht die Hälfte. Das vierte Hauptstück behandelt die verschiedenen Stämme, welche das Gebiet Algiers bewohnen, und ihren wahrscheinlichen Ursprung. Die Mohren (Mauren), die Araber, die Biscari (südlich am Rande der Wüste Sahara), die Beni Moßaab, zwanzig Tagreisen südlich von Algier, entweder ein Rest der alten Gätuler oder eine Kolonie der Kabylen, d. i. der im nördlichen Afrika ziehenden Stämme, wahrscheinlich numidisch-mauritanischen Ursprungs, deren Sprache Schilla oder Schowia heißt, wovon Proben im Anhange. Vor Algier hat Tunis den historischen Ruhm der Dynastie der Beni Hafßa, so wie Tripolis den der Beni Aghleb (die Söhne des Ueberwältigendsten) und der Beni Ammar (die Söhne des Gebildetsten) voraus, aber Algier, als Sitz keiner arabischen Dynastie berühmt, und nur durch Barbarossa's Namen geschichtlich gebrandmarkt, ist das mächtigste Haupt der dreyköpfigen Bestie der Korsarenherrschaft, die, von dem griechischen, ungrischen und kalabrischen Renegaten Barbarossa Piale und Kilidsch Ali gesäugt und groß gezogen, auf Italiens schönsten Küsten als seiner natürlichen Weide sich gesonnet und gemästet hat.

J. v. Hammer.

Art. II. Baron G. Cuvier's Geschichte der Fortschritte in den Naturwissenschaften seit 1789 bis auf den heutigen Tag. Aus dem Französischen von Dr. F. A. Wiese. Vier Bände in 8. Leipzig, bey Baumgärtner, 1828—1829.

Der Verfasser dieses inhaltreichen Werkes ist als einer der ersten Naturforscher unserer Zeit allgemein anerkannt, und der Gegenstand, den er hier behandelt, ist eines Mannes seiner Art vollkommen würdig, ja vielleicht auch nur von ihm in diesem umfassenden Maße ausführbar, da er selbst schon seit einer Anzahl von Jahren auf dem Gipfel der Leiter dieser Wissenschaften steht, deren Gebiet er durch seine eigenen zahlreichen Entdeckungen bereichert hat, und da ihm endlich seine Stellung bey den Akademien in Frankreich und seine übrige wissenschaftliche und sociale Lage Mittel bietet, deren sich der größte Theil der andern Naturforscher nicht, oder doch lange nicht in diesem vorzüglichen Grade erfreuen kann.

Der Zweck dieses Werkes ist, die vorzüglichsten Entdeckungen in den gesammten Naturwissenschaften, die von 1789 bis zu Ende des Jahres 1826 gemacht worden sind, zusammen zu stellen. Unternehmungen solcher Art sind in Zeiten, in welchen die Wissenschaften nicht stagniren, sondern im lebhaften Wachsthume vorwärts schreiten, immer heilsam und selbst nothwendig, besonders aber bey solchen Doktrinen, welche, wie z. B. die Chemie und die Botanik in unseren Tagen, von allen Seiten angeregt, so fröhlich wuchern, daß selbst dem Eingeweihten die Fülle der neuen Entdeckungen, der mit jedem Jahre anschwellende Strom der Nomenklaturen, und, in allen Wissenschaften die Hauptsache, die Uebersicht des Ganzen sehr erschwert, wo nicht unmöglich gemacht wird. Wenn überhaupt nach einer neuen Reihe von Jahren die isolirten und in vielen Büchern zerstreuten Arbeiten der Gelehrten über einzelne Theile der Wissenschaft sich in dem Maße vermehren, daß eine neue Sammlung und eine systematische Ordnung derselben nothwendig wird, so muß dieses Bedürfniß befriediget werden, wenn nicht eine allgemeine Hemmung eintreten soll. Daß wir eben in den Naturwissenschaften jetzt an dem Ende einer solchen Periode stehen, darf so wenig bezweifelt werden, als daß der Verfasser des gegenwärtigen Werkes der Mann ist, einer solchen Forderung mehr, als vielleicht irgend ein anderer der jetzt lebenden Naturforscher zu genügen.

Das vor uns liegende Werk zerfällt in vier Theile. Der erste umfaßt die Jahre 1789 bis 1808, und behandelt in der ersten Abtheilung die Chemie, nämlich die Krystalle, die chemischen Verwandtschaften, die imponderablen Agentien, den Prozeß des Verbrennens, die metallischen und erdigen Elemente,

die Säuren, die neu entdeckten Produkte und die Theorie der Gährungen. Die zweyte Abtheilung des ersten Bandes enthält die Naturgeschichte, und zwar die Meteorologie, Hydrologie, Geologie, die Naturgeschichte der lebenden Körper, die Botanik, Zoologie und die vergleichende Anatomie. Die dritte Abtheilung endlich bezieht sich auf die praktischen Wissenschaften, die Medicin, den Ackerbau und die Technologie.

Die drey folgenden Bände sind nach einem anderen, wie uns scheint weniger systematischen und zur Uebersicht auch weniger angemessenen Plane geordnet. Sie sind nämlich eine einfache, obschon an sich selbst äußerst schätzbare Sammlung der Vorträge und Berichte, welche Cuvier am Schlusse jedes Jahres der Akademie der Wissenschaften in Paris, als Sekretär derselben, abzustatten den Auftrag hat. Diese jährlichen Berichte enthalten gewöhnlich sehr lehrreiche Anzeigen der in dem verflossenen Jahre gemachten Entdeckungen in den gesammten Naturwissenschaften, zugleich mit den Angaben der Memoiren und Werke, welche der Akademie vorgelegt worden sind. Diese Berichte, welche gewöhnlich den verschiedenen Bänden der Memoiren vorgeschickt werden, sind für die Kenntniß des Fortgangs der Wissenschaft, und besonders für die künftige Geschichte derselben, von dem höchsten Interesse. Da sie aber nur isolirte Fragmente bilden, so sollen sie, um gehörig gesammelt zu werden, auf irgend eine zweckmäßige Art unter einander verbunden und verschmolzen werden. Die deutschen Herausgeber haben dem Mangel dieser Vereinigung dadurch abzuhelfen gesucht, daß sie für die einzelnen Jahre von 1809 bis 1826 dasjenige, was die Haupteintheilungen der Naturwissenschaften betraf, gleichsam chronologisch zusammenstellten. Dadurch hat allerdings die Ordnung gewonnen und die Uebersicht ist erleichtert worden; allein das Ganze ist auch nach dieser Sonderung noch immer etwas chaotisch, und dem Leser wird es schwer, bey dem übergroßen Reichthume des Inhalts das, was er eben bedarf, aufzufinden. Der Uebersetzer würde daher den Gebrauch und die Nützlichkeit des Werkes um vieles erhöht haben, wenn er sich die Mühe genommen hätte, ein umständliches alphabetisches Inhaltsverzeichniß aller Bände hinzuzufügen, eine Rücksicht, die seit einigen Jahren bey unsern allzeitfertigen Uebersetzern sehr vernachläßiget wird, und die hier besonders als unentbehrlich erscheint, da das sogenannte Namenregister am Ende des vierten Bandes jenem Bedürfnisse der Uebersicht keineswegs abhilft.

Diese Bemerkungen über die etwas rhapsodische Anordnung des Ganzen ausgenommen, soll unsere Anzeige eines in den meisten anderen Beziehungen vortrefflichen Werkes sich größtentheils

nur auf die Angabe der vorzüglichsten Momente beschränken, welche diese Geschichte der Naturwissenschaften auszeichnen.

Die großartige Einleitung, in Cuvier's bekanntem schönen und klaren Style, verbreitet sich über den Gegenstand der Naturwissenschaften und über ihre Behandlung im Gegensatze mit jener der mathematischen und der moralischen Wissenschaften, und sie kann, ganz im Geiste der Alten verfaßt, als ein Meisterstück der Beredsamkeit, von Klarheit und Fülle der Erkenntniß unterstützt, betrachtet werden, dem wir, in dieser Wissenschaft wenigstens, noch kein anderes an die Seite zu setzen haben. Besonders muß man, was in dieser Einleitung von den sogenannten Naturphilosophen gesagt wird, von uns und unseren Landesleuten sorgfältig beherzigt wünschen. Unsere transrhenanischen Nachbarn sehen in dem Treiben dieser hyperphysischen Philosophen, nach Cuvier's Ausdrucke, nur ein trügerisches Spiel des Geistes, Unkenntniß der Thatsachen, Mangel an Beobachtungen und metaphysische Subtilitäten, die höchstens in den Künsten der Dialektik üben, aber für den Menschen und für die Wissenschaft selbst ganz ohne Nutzen sind. Sie haben sich, weit entfernt von dieser Krankheit des Geistes, die bey uns so große Verheerungen angestellt hat, sich hinreißen zu lassen, an die Beobachtung, an die Erfahrung gehalten, und die Folge davon ist, daß sie die Grenzen der wahrhaft nützlichen und positiven Kenntnisse in einem Grade erweiterten, gegen welchen das, was unsere Hyperphysiker aus ihren dunklen Höhlen zu Tage förderten, in keine weitere Betrachtung kommen kann.

Nach dieser Vorbereitung eröffnet der Verfasser die lange Bahn, die er zu durchlaufen hat, mit der Molekular-Anziehung und der krystallinischen Gestalt derjenigen Elementartheilchen, aus welchen wahrscheinlich alle Körper bestehen. Hauy hat diese merkwürdigen Untersuchungen bekanntlich zuerst im Großen vorgenommen, und zugleich zur eigentlichen Wissenschaft zu erheben gesucht, die zugleich den Vortheil hat, daß sie durchgängig auf streng mathematische Berechnungen begründet ist, obschon das wahre Gesetz, nach welchem die regelmäßigen Gestalten dieser elementären Bestandtheile der Körper entstehen, uns noch immer verborgen ist, und vielleicht auch künftig verborgen bleiben wird. Die Anwendung dieser Lehre auf die Mineralogie, die Hauy ebenfalls zuerst versuchte, und später besonders Mohs ausbildete, ist bereits von dem größten Nutzen gewesen, indem sie der letzten Wissenschaft leicht und sicher aufzufassende Merkmale angeboten hat, durch welche die bisherige Unsicherheit ihrer Bestimmungen größtentheils entfernt wird.

Diesen Betrachtungen reiht sich die Theorie der chemischen

Verwandtschaften an, die offenbar auch zwischen den letzten Elementen der Körper Statt hat, aber da sie bisher noch nicht auf Rechnung zurückgeführt werden konnte, noch großen Schwierigkeiten unterliegt. Zwey Substanzen, aufgelöst und vermischt, vereinigen sich, und bilden durch diese Vereinigung eine dritte Substanz, die von jenen beyden wesentlich verschieden ist. Aber eine neue Substanz, in diese Auflösung gebracht, vereinigt sich wieder mit einer jener beyden ersten, zu welcher sie eine größere Verwandtschaft hat, und schlägt dadurch die zweyte nieder oder trennt sie von derselben. Die Ursache dieser sonderbaren Erscheinungen ist noch in dichte Schleyer gehüllt. Was wir davon wissen, verdanken wir größtentheils den Forschungen des scharfsinnigen Bertholle t, durch welche er zugleich auf die Untersuchung der Kraft, mit welcher die Elemente der festen Körper zusammenhalten, geführt worden ist, und dadurch die bisher isolirte Chemie in eine engere Verbindung mit dem großen Systeme der Naturwissenschaften gebracht hat. Durch diese Theorie Bertholle t's wird die Chemie, die bisher bloß eine experimentale Doktrin war, fähig gemacht, der Analysis unterworfen zu werden, und in den Kreis der sogenannten exakten Wissenschaften einzutreten.

Die Gesetze der Fortpflanzung und Brechung des Lichtes sind bereits in früheren Perioden entwickelt worden; aber die chemischen Wirkungen desselben, so wie seine Verbindung mit der Wärme, gehört dem Ende des letztverflossenen Jahrhunderts an. Herschel d. ä. war der erste, der die leuchtenden, die wärmenden und die chemischen Strahlen des Sonnenbildes trennte. Daß die Wärme ihre vorzüglichste Quelle in der Reibung der Elemente der Körper habe, und vielleicht selbst in der schwingenden Bewegung dieser Elemente bestehe, hat Rumford gezeigt. Schon Mariotte hat auf den Unterschied zwischen der strahlenden und der gebundenen Wärme aufmerksam gemacht. Scheele und Rumford verfolgten und erweiterten diese Bahn, die wahrscheinlich noch zu großen und wichtigen Entdeckungen führen wird. Die Wärme dehnt bekanntlich alle Körper aus, und verändert, wenn sie sich in ihnen anhäuft, sogar ihren Zustand, indem sie sie endlich in die Reihe der elastischen Körper versetzt, wo sie im Allgemeinen einer unendlichen Ausdehnung fähig sind. Das Gegentheil hat durch Verminderung der Wärme Statt, die wir aber nicht immer weit genug treiben können. Doch hat schon Fourcroy durch eine heftige künstliche Kälte den Alkohol und den Aether zum Krystallisiren gebracht. Daß bey dem Uebergange der Körper in einen flüssigen oder dunstförmigen Zustand viel Wärme verschwindet oder Kälte erzeugt wird, lehrte zuerst

Black in Glasgow, und gab dadurch die erste Gelegenheit zu den vielen und schönen Entdeckungen über die Wärme in der neueren Zeit, von welcher wir die meisten den vereinten Bemühungen von Lavoisier und Laplace zu danken haben.

Der Galvanismus wurde zuerst von Cotugno entdeckt, und von dem Lehrer desselben, von Galvani, weiter entwickelt. Seine sonderbare Wirkung auf die thierische Oekonomie erregte die allgemeine Aufmerksamkeit der Naturforscher. Wenn man die Nerven eines thierischen Körpers durch einen von verschiedenen Metallen gebildeten Leiter mit seinen Muskeln in Verbindung setzte, so sah man todte Frösche mehrere Fuß hoch springen, abgeschlagene Köpfe die Zähne zusammenknirschen, die Augen verdrehen u. s. f. Diese Erscheinungen lehrten uns ein neues und sehr mächtiges Reizmittel kennen, aber sie ließen uns über die Beschaffenheit und die Ursache desselben noch im Dunkeln. Volta zeigte der erste, daß die Elektricität an diesen Phänomenen Antheil habe, wodurch er der Chemie und Physiologie neue, bisher unbekannte Wege öffnete. Für diese beyden Wissenschaften wird der Galvanismus vielleicht ein eben so wichtiges Mittel werden, als das Mikroskop für die Naturgeschichte und das Teleskop für die Astronomie geworden ist. Besonders verspricht uns die chemische Wirkung der galvanischen Säule, deren nähere Kenntniß wir Ritter, Davy, Wollaston u. a. verdanken, noch die interessantesten Entdeckungen.

Unter den Revolutionen, welche die Naturwissenschaften in den neueren Zeiten erlitten haben, ist die Theorie der Verbrennung, dieses Wort in seinem weitesten Sinne genommen, bey weitem die wichtigste. Die früheren Ideen Rey's, Boyle's, Stahl's u. a. waren im Allgemeinen gegründet, aber aus Mangel an Fortsetzung der Beobachtung sowohl, als der Kombination, unfruchtbar geblieben. Lavoisier war es vorbehalten, zuerst deutlich zu zeigen, daß alle brennbaren Körper bey ihrer Verbrennung bloß Lebensluft, d. i. den allein athembaren Theil der atmosphärischen Luft absorbiren, und zwar gerade so viel, als die Gewichtsvermehrung der kalcinirten Metalle beträgt, so daß also die Verbrennung nichts anderes, als die Verbindung der Lebensluft mit den Körpern ist. Die bald darauf entdeckte Herstellung des Wassers aus der verbrannten Luft, Laplace's Kalorimeter, die Zusammensetzung der brennbaren Substanzen, die Theorie der Gährungen und viele andere wichtige Entdeckungen waren die unmittelbare Folge jener Idee Lavoisier's, welche der gesammten Chemie eine neue Gestalt gab.

Nach diesen Betrachtungen verbreitet sich der Verf. über

die Vorzüge der neuen, von Guyton de Morveau erfundenen Nomenklatur der Chemie, über die Urstoffe oder metallischen und erdigen Elemente, die sehr umständlich durchgeführt werden; über die Verwandlung der Produkte unter einander; über die Analysen der gemischten Körper und über die drey Arten der Gährungen.

Von der Chemie geht er zu der eigentlichen Naturgeschichte, und zwar zuerst zu der Meteorologie über, in welcher die vorzüglichsten neuen Entdeckungen angeführt werden, daß die gasförmigen Elemente der Atmosphäre in allen Höhen über der Erde nahe gleiche Verhältnisse zeigen, und daß auch die entferntesten Länder in dieser Beziehung nur wenig verschieden sind; daß sie die Dünste des Wassers aufnimmt und sich dadurch mannigfaltig modificirt u. s. w. Die neu erfundenen oder verbesserten meteorologischen Instrumente werden angeführt; die verschiedenen Meinungen über Meteorsteine diskutirt, die Naturgeschichte des Wassers und seiner Bestandtheile untersucht; eben so die der Mineralien, wodurch der Weg zur allgemeinen Geologie gebahnt wird, die sich mit den verschiedenen Erdschichten, den Anschwemmungen, Vulkanen und Fossilien beschäftiget.

In der Naturgeschichte der lebenden Körper wird zuerst die Chemie, dann die Anatomie und endlich die Physiologie der Pflanzen und Thiere, ihre Digestion, Ernährung, ihre sinnlichen Verrichtungen, ihre Zeugung und Befruchtung betrachtet, neu entdeckte Pflanzen und Thiere angeführt, der in diesen Beziehungen unternommenen Reisen erwähnt, die Gewohnheiten und Kunstfertigkeiten vieler Thiere betrachtet; der Winterschlaf, die thierischen Gifte untersucht u. s. f.

Diese Untersuchungen werden endlich mit den Anwendungen des Vorhergehenden auf Medicin, Agrikultur und Technologie beschlossen. In der Arzneykunde werden die neueren medicinischen Theorien, die Verbesserungen in der Behandlungsweise der Kranken, neue Heil- und Schutzmittel besonders gegen Ansteckungsstoffe u. s. w. angeführt, und in der Agrikultur und Technologie die vorzüglichsten neuen Verbesserungen kurz erwähnt.

Diese gedrängte Anzeige des ersten Bandes wird hinlänglich seyn, den großen innern Reichthum desselben zu bezeugen. Da dieser erste Band die bereits seit mehr als zwanzig Jahren verflossene Periode von 1789 bis 1808 enthält, so glaubt Ref. sich in der Erwähnung desselben um so kürzer fassen zu dürfen, da die meisten darin angeführten Entdeckungen und Verbesserungen bereits längst bis zu uns vorgedrungen sind, und daher eine spezielle Anführung derselben überflüssig machen. Anders verhält es sich, wenigstens großen Theils, mit den beyden

andern Bänden dieses Werkes, die daher in ihren Hauptmomenten einer näheren Anzeige bedürfen, und in welcher wir dasjenige, was von allgemeinerem Interesse ist, besonders berücksichtigen wollen. Zur bequemeren Uebersicht werden auch wir die Eintheilung des Verfassers beybehalten, und aus jeder einzelnen Naturwissenschaft die vorzüglichsten Entdeckungen der Periode von 1809 bis 1827 zusammenstellen.

Physik und Chemie.

Indem Vauquelin die breitblättrige Tabaksstaude (nicotiana latifolia) seiner Untersuchung unterwarf, fand er, daß sie einen dem Eyweiß ähnlichen Stoff, Kalk, Essigsäure, Natrum und ein scharfes, flüchtiges Prinzip enthalte, das von allen bisher im Pflanzenreiche entdeckten Grundstoffen verschieden ist, und dem der Tabak die ihm eigenthümlichen bekannten Eigenschaften bey dem Genusse verdankt. Von diesem Prinzip fand er in der Analyse der Belladonna, gegen seine Erwartung, nichts ähnliches. Chaptal untersuchte mehrere in dem alten Pompeji gefundene Färbestoffe, deren einige aus farbigen Erden, andere aus sehr leichtem Bimsstein bestehen, und wieder einige den aus Grapp bereiteten Lackfarben ähnlich sind. Die letzten rühren von einer, durch beginnende Verglasung bewirkten Verbindung von Kupferoxyd, Kalk und Alaun her. Da diese Farben, meistens blaue, unsere Schmalte an Glanz und Haltbarkeit übertreffen, so sind sie einer weiteren Untersuchung sehr werth. Tarry hat die Bereitung einer Tinte gefunden, die sich weder durch Säuren, noch durch Alkalien zerstören läßt, und daher in Archiven, Urkunden u. s. f. gute Dienste leisten wird. — Bekanntlich überziehen sich die Außenseiten unserer Gebäude mit der Zeit mit einem schmutzigen Grau, welches dem Gebäude ein alterthümliches Aussehen gibt, aber ihm zugleich schädlich ist. Dieses Grau kömmt von einer kleinen Spinne, die ihre Netze in den äußern Ritzen der Mauern ausspannt, und diese Netze, mit Staub vermischt, bilden endlich jene Kruste, in welcher breite Flechten ihre Wurzeln ausbreiten, und die Feuchtigkeit an der Oberfläche der Gebäude zurückhalten, wo dann eintretende Fröste oft große Zerstörungen verursachen. Bachelier hat einen Steinmörtel gefunden, welcher dieses Uebel gänzlich von unseren Wohnungen entfernt.

Durch die Liberalität der französischen Regierung erhielt die Pariser polytechnische Schule den größten galvanischen Apparat, den man bisher kennt. Er enthält sechshundert viereckige Platten, deren jede drey Decimeter (eilf Pariser Zoll) ins Gevierte mißt, und mit welchem Gay-Lussac und Thénard ihre

Versuche im Großen anstellten. Die Erschütterungen, welche diese Batterie in dem Körper hervorbringt, sind sehr stark und gefährlich, aber nur an den beyden Enden der Kette, nicht in ihrer Mitte, bemerkbar. Durch sie ließen sich die Alkalien in brennbare Substanzen von metallischem Glanze umwandeln.

Da man auch jetzt bey uns mit der Bereitung des reinen Glases für Fernröhre sich beschäftiget, so verdienen die Untersuchungen Guyton's eine nähere Berücksichtigung. Er fand, daß das auf dem Boden eines Schmelztiegels sich vorfindende Glas, dessen Schmelzungsmittel Bley war, sich nicht mit dem gewöhnlichen Glase, mit welchem man die Schmelztiegel angefüllt hatte, vermische, obgleich beyde Stoffe vollkommen geschmolzen waren. Indem er ferner die zweckmäßigste Gießform für große Glasmassen suchte, fand er, daß Formen von Kalkstein nur unbrauchbares Glas mit sehr vielen Blasen geben, während die Formen von Töpferthon sehr reines Glas erzeugten; allein das ungleiche Schwinden des Thones und des Glases erzeugte Risse an den Wänden des Glases und in der Glasmasse selbst, wodurch die letztere zu größeren Fernröhren wieder unbrauchbar wurden. Ferner entdeckte er, daß jedes Glas bloß durch eine zu heftige anhaltende Hitze einen Theil seiner Durchsichtigkeit verliert, und eine dem Achate ähnliche, weiße, milchige Farbe annimmt.

Bey jeder Verdünstung wird bekanntlich Kälte erzeugt oder Wärme absorbirt, und zwar desto mehr, je weniger die Atmosphäre auf die Oberfläche des verdunsteuden Körpers einwirken kann. Leslie benutzte dieses, unter dem Recipienten der Luftpumpe schnell Eis zu erzeugen, und er vermehrte diese Schnelligkeit noch ungemein dadurch, daß er unter den Recipienten solche Körper brachte, welche die Feuchtigkeit begierig aufsaugen, besonders konzentrirte Schwefelsäure und salzsaure Kalke, wodurch die Erzeugung des Eises selbst mitten im Sommer sehr befördert wird. Zur Gewinnung von hundert Pfund Eis braucht man bey diesem Verfahreu nur ein Pfund Kohle, um diese die Feuchtigkeit absorbirendeu Körper wieder trocken zu machen, und den Versuch mit denselben von Neuem zu beginnen. Dieses Verfahren kann auch zum Trocknen der Pflanzensäfte, z. B. des Weinsaftes, gebraucht werden, woraus sich dann wieder, wie schon Mongolfier versucht hat, ein sehr brauchbarer Wein verfertigen läßt, den man auf Reisen und zur See in trockenen Pulvern mit sich tragen kann. Noch vortheilhafter wird die Anwendung dieses Verfahrens auf die Trocknung des Schießpulvers seyn, die, da sie ohne Hülfe des Feuers geschieht, keiner weiteren Gefahr mehr ausgesetzt ist. Statt unserem gewöhnlichen

Pulver hat man ein anderes, in seinen Wirkungen noch viel fürchterlicheres gefunden, welches man erhält, wenn man statt des Salpeters das oxygenirte salzsaure Kali nimmt. Da es aber auch ohne Annäherung eines Funkens, bloß durch Daraufschlagen, ja sogar schon bey der Reibung sich entzündet und detonirt, so suchten Bottée und Gengembre dasselbe vor der Gefahr einer Selbstexplosion glücklich zu befreyen. Das von ihnen zubereitete Pulver aus oxygenirtem salzsauren Kali, Salpeter, salpetersaurem Kali, Schwefel und Lykopodiumstaub erfordert den Stoß der härtesten Körper, und läßt nur den Theil der ganzen Masse detoniren, der den Stoß unmittelbar erhält, während die übrigen Theile bloß durch Mittheilung ohne Explosion sich entzünden.

Scheele entdeckte, daß das sogenannte Berlinerblau durch eine bloße Verbindung des Eisens mit der Blausäure entsteht. Guy-Lussac gelang es zuerst, diese Blausäure im hohen Grade zu konzentriren. In diesem Zustande, in welchem ihr Geruch beynahe unerträglich ist, geräth sie schon bey + 21° Reaumur ins Kochen, und gefriert bey + 12°. Ein so geringer Abstand von bloß neun Graden zwischen dem Gefrier- und Siedepunkt ist die Ursache, daß wenn man einen Tropfen dieser Säure auf ein Blatt Papier bringt, die Verdünstung eines Theiles desselben schon eine Kälte erzeugt, die hinreicht, den andern Theil gefrieren zu machen.

Sehr umfassend und zu merkwürdigen Resultaten führend sind die Untersuchungen des Grafen Rumfort über die Wärmemenge, welche sich bey dem Verbrennen der Körper, besonders der verschiedenen Holzarten, entwickelt. Obschon diese Beobachtungen noch keineswegs beendigt sind, so werden sie doch auch schon jetzt für die Oekonomie sehr interessant seyn. Er fand, daß die spezifische Schwere des festen Stoffes, welcher das eigentliche Gerüst des Holzes bildet, bey allen Bäumen fast dieselbe ist; daß der holzige Theil einer im vollen Wachsthume begriffenen Eiche nicht mehr als $^4/_{10}$ des Ganzen beträgt; die darin enthaltene Luft gibt $^1/_4$, und alles Uebrige ist Saft. Die leichten Holzarten enthalten noch weit weniger feste Theile. Das gewöhnliche trockene Holz enthält überdieß noch ein Viertheil seines Gewichts Wasser, und selbst in den ältesten Balken, welche seit Jahrhunderten gefällt sind, und an trockenen Orten liegen, findet man nie weniger als ein Zehntheil ihres ganzen Gewichts an dem in ihnen enthaltenen Wasser. Nach Rumfort gibt jedes völlig trockene Holz gegen 42 Hunderttheile Kohle, woraus er schließt, daß der eigenthümliche Stoff des Holzes in allen Bäumen nahe von derselben Beschaffenheit sey, und daß sich in den

Bayerische Staatsbibliothek München

Bäumen um die eigentlich sogenannte Kohlenfaser, oder, wie er es nennt, um das Skelett des Holzes, noch eine andere Substanz befindet, die er in einiger Hinsicht mit den Muskeln vergleicht, und das Pflanzenfleisch heißt. Dieses Fleisch wird beym Verbrennen des Holzes von dem Feuer zuerst ergriffen, weil es Wasserstoff enthält, welches dasselbe empfindlicher macht, und welches sehr viel zu der Wärme beyträgt, die jede Holzart gibt. Nach Rumfort's Versuchen gibt das Lindenholz die meiste, das Eichenholz aber die wenigste Hitze, daher das letzte zur Beheizung unserer Wohnungen nicht geeignet ist. Die Beheizung durch Holzkohlen aber muß als ganz unzweckmäßig verworfen werden, da die von einer bestimmten Menge irgend einer Holzart erhaltene Kohle nicht mehr Wärme gibt, als der dritte Theil derselben Menge, wenn man sie als reines Holz verbraucht.

Hutton benützte die bekannte Bemerkung, daß die leicht verdünstenden Körper eine große Kälte zu erzeugen fähig sind, um nicht nur das Queckſilber, sondern auch den reinsten Weingeist gefrieren zu machen, wobey er bemerkte, daß das Gefrieren, selbst in dem höchst rektificirten Weingeiste, noch manche verschiedene Stoffe absondere. — Die Ausdehnung der Körper durch die Wärme ist in den neueren Zeiten einer strengeren Untersuchung unterworfen worden, nachdem man gefunden hat, daß sie einer der bisher noch wenigen Gegenstände der Physik ist, die sich auf analytische Formeln zurückführen lassen. Biot suchte hierin die Bahn zu brechen, und Charles ist auf derselben weiter vorgedrungen. Wenn man die oxygenirte Salzsäure mit Stickstoff, welcher letzte nicht im gasförmigen Zustande ist, also z. B. mit einem ammoniakalischen Salze verbindet, so entsteht eine Art Oel, welches in der Hitze mit einem äußerst heftigen Knall detonirt. Dulong, der diese Entdeckung machte, mußte ihr eines seiner Augen zum Opfer bringen, und kam selbst in Lebensgefahr, da die gewaltige Explosion alle Apparate zersprengte. Mit dieser Zusammensetzung scheint das Knallpulver Aehnlichkeit zu haben, welches Clement durch Ammoniak aus dem Jod erhielt.

In den vegetabilischen und animalischen Gegenständen, welche die Medizin so häufig als Arzneymittel braucht, hat man erst in den neueren Zeiten diejenigen Substanzen unterscheiden und von den übrigen trennen gelernt, denen eigentlich jene heilbringende Kraft zukömmt. Dadurch ist der Medizin ein sehr wesentlicher Dienst geschehen, da die anderen Bestandtheile derselben Naturerzeugnisse oft die beabsichtigte Wirkung schwächen, oder auch wohl Nachtheile herbeyführen, welche den Gebrauch dieser Mittel sehr beschränken. Der antifebrilische Stoff, den

man aus der Chinarinde gezogen hat, ist bekannt, und nun hat man dieselben Untersuchungen auch über die Ipekakuanha angestellt, die Magendie und Pelletier vorgenommen haben. Die Substanz dieser Pflanzen, welche die Eigenschaft hat, Erbrechen zu erregen, zeigt sich unter der Gestalt durchsichtiger, braunrother und fast geruchloser, bitterer Schuppen In der passenden Gabe gereicht, hat diese Substanz die Wirkung, Erbrechen zu erregen, ohne jenen ekelhaften Geruch, welcher den übrigen öligen Theilen der Pflanze eigenthümlich ist. Auf diese Wirkung der Substanz folgte große Neigung zum Schlafe, und in größeren Gaben angewendet, z. B. von sechs bis zwölf Gran, tödtete sie Hunde nach heftigem Erbrechen und mehreren Stunden eines tiefen Schlafes. Auf ähnliche Weise ist auch das Opium von Sertuner und Robiquet zerlegt worden.

Die Unregelmäßigkeiten unserer Witterung zeigen offenbar, daß sie nebst der Sonne, die allerdings vorzugsweise auf sie wirkt, noch von vielen anderen Ursachen abhängen, die aber sehr verwickelt zu seyn scheinen, da die Meteorologie, allen Bemühungen der Naturforscher ungeachtet, noch auf den ersten Stufen ihrer Ausbildung steht. Wenn man je zu einer Entwicklung dieser Erscheinungen kommen kann, so muß dieses nach Humboldt in jenen Gegenden der Erde geschehen, wo sie sich am einfachsten und regelmäßigsten darbieten, d. h. in der heißen Zone, wo die Dürre und die Regengüsse, so wie die Richtung der Winde in jeder Jahreszeit bestimmten Gesetzen unterworfen zu seyn scheinen. Auch die merkwürdigen täglichen und stündlichen Veränderungen des Barometers wird man vorzüglich in jenen Gegenden beobachten müssen, wenn man in den Resultaten auf Genauigkeit Anspruch machen will. Wie sich in jener Zone die Sonne dem Zenithe des Beobachters allmälich nähert, weichen die Nordstürme der Windstille, die Durchsichtigkeit der Luft nimmt ab, die niederen Sterne fangen an zu funkeln, und bald sammeln sich Wolken, die häufige Regen zur Folge haben.

Gay-Lussac hat ein Verfahren bekannt gemacht, welches die Leinwand, wenn auch nicht gegen das Verbrennen, doch gegen das Auflodern in hellen Flammen sichert, woraus große Vortheile für die Dekorationen der Schauspielhäuser u. s. w. abgeleitet werden können. Dieses Verfahren besteht in einem Ueberzuge der Leinwand von sehr schmelzbaren Neutralsalzen, z. B. von phosphorsaurem Ammoniak oder borarsaurem Natrum.

Nach einer von dem Ministerium in Paris selbst veranlaßten Untersuchung scheint das Klima Frankreichs seit etwa einem halben Jahrhundert beträchtlich rauher geworden zu seyn. Es ist wenigstens gewiß, daß in vielen Gegenden, wo früher der

Oliven- oder Kastanienbaum und der Weinstock sehr gut fortkam, diese Gewächse gänzlich eingegangen sind. Man glaubt, daß die Entholzung der Berge daran Schuld sey; allein die Berichte aus den verschiedenen Departements stimmen nur wenig unter einander überein, und lassen selbst über das Allgemeine der Erscheinung noch Zweifel übrig.

Mineralogie und Geologie.

Die Untersuchungen über thierische Versteinerungen bilden eines der glänzendsten Verdienste unseres Verfassers, der sie anfangs allein, und später mit Brongniart u. a. unternommen und meisterhaft durchgeführt hat. Die meisten Entdeckungen dieser Art hat er an den Küsten des mittelländischen Meeres und in der Umgegend von Paris gemacht. Die in diesen Steinmassen enthaltenen Knochen gehören insgesammt pflanzenfressenden Thieren, von welchen die meisten noch in jenen Gegenden leben. In dem angeschwemmten Lande, besonders an den Ufern des schwarzen Meeres, findet man auch häufig versteinerte Nagethiere, die wahrscheinlich ausgestorbenen Biberarten angehören. Versteinerte Knochen von Elendthieren fand er in Irland, England und in der Nähe des Rheins, besonders aber viele Reh-, Gemsen- und Hirschgeweihe, die sich nicht wesentlich von den Geweihen der jetzt lebenden Arten unterscheiden. Ueberreste von Auerochsen in Holland und Polen zeugen von einer früher viel stärkeren Größe dieser Thiere, die ihre Ursache in dem reichlicheren Futter haben mag, welche ihnen in jenen Zeiten die ungeheuren Waldungen und die fetten Triften des mittleren Europas dargeboten haben. An der Mündung des Rheins in dem Bodensee fand Cuvier die Reste eines eyerlegenden vierfüßigen Thieres Man hielt dieses Skelett früher mit Scheuchzer für das eines antidiluvianischen Menschen, allein er zeigte, daß das Thier zu dem Geschlechte der Salamander von riesenartiger Größe gehört. Ein anderes Skelett einer Eidechsenart, bey Altmühl in Franken gefunden, hat einen sehr langen Hals, einen langen, mit scharfen Zähnen bewaffneten Schnabel und sehr große Augenhöhlen, woraus er folgerte, daß dieses Thier sich von Insekten genährt habe, und bey der Nacht auf seinen Raub ausgegangen sey. Sein Geschlecht ist ganz ausgestorben. In den Umgegenden von Paris fand er Steinschichten von sehr großem Umfange, worin bloß Muscheln des süßen Wassers enthalten sind, der bisher allgemeinen Meinung entgegen, die alle Flötzgebirge im Schooße des Meeres entstehen läßt. Ein Theil dieser Schichten ist durch zwischenliegende Sandbänke getrennt, woraus zu folgen scheint, daß das Meer, nach

seiner ersten Zurückweichung, noch öfter über seine Gestade getreten ist, um das feste Land zu bedecken, wodurch die unter allen Völkern verbreiteten Sagen einer großen Fluth der Vorzeit bestätigt werden. Auch in den Gypsbrüchen bey Paris hat man nur solche Thiere gefunden, die dem süßen Wasser angehören, während deutliche Ueberreste von eigentlichen Seethieren vergebens gesucht wurden. Aber auf diesen Gypslagern ruhen andere, offenbar von dem Meere erzeugte Bänke, und über diesen wieder Süßwasserschichten, welche ganz andere Thiere, als die der untersten Schichten, enthalten, und somit deutliche Zeichen von späteren Revolutionen und Austritten des Meeres geben.

Merkwürdig ist der Ueberrest des kleinen Tempels bey Puzzuoles, dessen drey noch übrige Säulen ganz von Bohrmuscheln durchlöchert sind, welche sich bekanntlich in die im Wasser liegenden Steine eingraben. Sage und Cubière's haben ihren Scharfsinn an der Erklärung dieser Säulen geübt

Der neue Vulkan von Forullo öffnete sich plötzlich i. J. 1759 auf einer bebauten Gebirgsebene. Diese Erscheinung kündigte sich einige Monate zuvor durch Erschütterungen und ein unterirdisches Gebrülle an, worauf ein Aschenregen und noch heftigere Detonationen folgten. Bald darauf stiegen Flammen aus der Erde, die sich über eine halbe französische Quadratmeile verbreiteten; Bruchstücke von Felsen wurden in ungeheure Höhen geschleudert; die Rinde der Erde hob und senkte sich abwechselnd; eine Menge kleiner Kegel von sechs bis neun Fuß traten auf ihrer Oberfläche hervor, und endlich erhoben sich sechs größere Hügel, von welchen der größte jetzt einen brennenden Krater bildet, der sechzehnhundert Fuß hoch ist. Das unterirdische Getöse, welches bey dieser Formation durch mehrere Monate Statt hatte, soll nach Augenzeugen dem Donner von mehreren Tausenden zugleich abgefeuerter Kanonen geglichen haben, und von einer außerordentlichen Hitze begleitet gewesen seyn, die noch jetzt zum Theil fortdauert, da die Wärme des Bodens jene der Atmosphäre um 20 Grade R. übersteigt. Alle Morgen erheben sich von den vielen kleinen Hügeln der Gegend Rauchsäulen, und die beyden benachbarten Flüsse, die früher kaltes Wasser führten, enthalten jetzt heißes und mit Schwefelstoff angefülltes Wasser. Der neue Vulkan ist 46 franz. Meilen von dem Meere entfernt, wie dieß oft in Amerika der Fall ist, während die Vulkane der alten Welt alle sehr nahe an dem Meeresufer stehen.— Auch der Vesuv hat eine wesentliche Aenderung erlitten. Im J. 1794 ist sein Kegel über mehr als 400 Fuß eingesunken, und nun erfolgen alle seine Ausbrüche aus dem Gipfel, nicht mehr aus den

Seitenwänden des Berges, wodurch jetzt die zerstörenden Wirkungen desselben sehr beschränkt werden.

Zu Höhenschätzungen solcher Gebirge, deren Höhe sich noch nicht unmittelbar ermessen ließ, schlägt Humboldt das Vorkommen gewisser Pflanzen mit Rücksicht auf die geographische Breite des Ortes vor, was ohne Zweifel von den Reisenden auf die Berge von Emaus, Thibet, Butan und Nepaul vortheilhaft benützt werden könnte, um diese höchst interessanten Gegenden unserer Erde näher kennen zu lernen, von welchen, wie alles zu verrathen scheint, unser Geschlecht herabgestiegen ist, um die übrigen Theile der alten Welt zu bevölkern.

Nach Beudant's wichtigen Versuchen vermischen sich die schwefelsauren Salze auf eine sehr ungleichartige Weise unter einander, und bey der Krystallisation des aus dieser Mischung entstandenen neuen Körpers übt besonders das schwefelsaure Eisen eine Art von vorherrschendem Despotismus über alle anderen aus. Bekanntlich bestehen die Molekule des schwefelsauren Eisens aus spitzigen Rhomboedern, die des Kupfervitriols aus schiefwinkligen Parallelepipeden, und die des schwefelsauren Zinks aus Oktaedern. Aber wenn in eine Auflösung von Kupfervitriol oder von Zink nur ein Zehntheil von schwefelsaurem Eisen gebracht wird, so reicht dieses schon hin, die ganze Auflösung zu einer Krystallisation zu zwingen, die in ihren Molekülen ganz denen des Eisenvitriols ähnlich ist. Es wird schwer seyn, zu erklären, wie sich diese so verschieden gebildeten Elemente, Facette gegen Facette, so an einander und in einander reihen, um den Hauptkrystall zu bilden, ohne in ihrer gewöhnlichen Taktik durch die so weit überlegene Anzahl der ganz anders gestalteten Elemente gestört zu werden. In dieser Formation scheinen noch tiefe und schwer zu lösende Geheimnisse zu liegen, welche alle Anstrengung der Naturforscher verdienen, und, nach Cuvier, einen weit höheren Rang einnehmen, als die Entscheidung, ob man die Mineralien nach ihrer Analyse oder nach ihrer Gestalt klassificiren soll, mit welcher letzteren Frage sich bekanntlich unsere heutigen Mineralogen so ernsthaft beschäftigen.

Beauvois fand in der Grafschaft Rowan in Nordkarolina mitten in einem Hügel von Thon und Quarz eine über dreyhundert Fuß lange, achtzehn Zoll dicke und gegen zehn Fuß hohe unterirdische Mauer, die im hohen Alterthume von einem jetzt nicht mehr bekannten Volke erbaut zu seyn scheint. Die Steine, aus welchen sie besteht, haben vier Kanten, verschmälern sich nach dem einen Ende, und zeigen unter der Spitze eine kleine Kerbe. Sie sind unter sich durch eine Art von Thonmörtel verbunden, und auch äußerlich damit bedeckt.

Nach Feruſſac's ſehr umfaſſenden geologiſchen Unterſuchungen ſcheint die Vegetation unſerer Erde in der Vorzeit in einer Höhe und bey einem Temperaturgrade, welche heute ihre Entwicklung nicht mehr geſtatten, ſehr ſtark geweſen zu ſeyn. Die Ueberreſte derſelben bezeugen, daß ſie der heutigen Vegetation in ihren äußeren Formen ſehr ähnlich geweſen iſt, während wieder die in den tieferen Theilen unſeres Bodens verborgenen Ueberreſte jetzt nur mehr in der heißen Zone ähnliche Produkte auffinden laſſen. Es ſcheint daher, daß die Temperatur der Erde auf ihrer Oberfläche eine bedeutende Veränderung erlitten, und eine Verdrängung der Vegetation von den höher gelegenen Theilen nach den mittleren und tieferen Statt gefunden habe. Die Vernichtung der verloren gegangenen Thierraſſen ſcheint aus derſelben Urſache erfolgt zu ſeyn.

Moreau de Jonnes unterſuchte das bekannte, in einem Kalkfelſen Guadeloupe's gefundene überſinterte Menſchengerippe, und fand, daß die Felsmaſſe, worin das Gerippe lag, von ſehr neuem Urſprunge iſt. Der Miniſter des Seeweſens ließ ein ſolches Skelett nach Frankreich bringen, und Cuvier fand jene Vorausſetzung ſeines neueren Urſprunges vollkommen beſtätigt. Dieſe menſchlichen Ueberreſte gehören alſo nicht in jene Klaſſe foſſiler Knochen einer ſchon längſt entſchwundenen Vorwelt, und es bleibt, bis neuere Erfahrungen das Gegentheil beweiſen, bey der bisher allgemein angenommenen Meinung der Phyſiker, daß in jener Zeit der Menſch noch nicht exiſtirt habe.

Cuvier unterſuchte auch im J. 1823 die in der Champagne gefundenen unförmlich dicken Menſchenſchädel von ungemeiner Härte, welche von Anderen für Ueberreſte einer verſchwundenen rieſenhaften Menſchenraſſe gehalten wurden. Er fand, daß dieſe Köpfe ihre Unförmlichkeit einer Knochenkrankheit verdanken. Hieher gehört auch die Nachricht von einer Familie, die ſich vor Alters zu Viſos niedergelaſſen hatte, und durch eine ſo außerordentliche Körpergröße ausgezeichnet war, daß man in dieſem Lande jede eheliche Verbindung mit ihnen ſcheute, und daß die verſtorbenen Individuen derſelben nicht auf den gemeinſchaftlichen Todtenacker begraben wurden. Man nannte ſie Proussons, und man ſoll in ihren Gräbern Schienbeine von 20 bis 24 Zoll gefunden haben.

Unter den von Cuvier aufgefundenen foſſilen Thieren findet ſich auch eine große Eidechſenart mit floßartigen Pfoten. Ihr Kopf iſt klein und ruht auf einem dünnen Halſe, der mit dem ganzen Körper nahe von gleicher Länge, und aus mehr als dreyßig Wirbelbeinen zuſammengeſetzt iſt, eine Anzahl, die ſelbſt im Schwanenhalſe nicht gefunden wird. Dieſe Thiere, die mit

unseren jetzt lebenden nicht einmal von weitem verglichen werden können, finden sich in Bänken von Kalkschichten in England. — Fossile Knochen von Affen oder anderen Quadrumanen fand Cuvier eben so wenig, als Ueberreste von Menschen.

Feruſſac's bereits erwähnte geologische Untersuchungen haben ihn, als Endresultate seiner Arbeiten, auf folgende drey Hauptepochen unserer Erdbildung geführt: 1) Die Zeit, welche dem Leben der Thiere und Pflanzen vorausgegangen ist, und in welcher die primitive Inkandescenz kein eigentliches Leben aufkommen ließ. 2) Die Periode, während welcher die Erde noch mit Wasser bedeckt war, und nur die in diesem Elemente lebenden Naturerzeugnisse existiren konnten. 3) Endlich die Zeit, in welcher ein großer Theil der Oberfläche der Erde vom Wasser befreyt wurde. Zwischen den beyden letzten Epochen gab es Zeiten, in welchen das Meer die Erde abwechselnd bedeckte und wieder verließ, und von diesen Zeiten schreiben sich die Abwechslungen und Gemenge der Meer-, Fluß- und Landerzeugnisse her, welche man in so vielen Lagern findet. In der letzten Periode hat die Abnahme der Temperatur auf der Oberfläche der Erde die lebenden Wesen von den nördlichen Gegenden nach den südlichen, und von den Höhen nach den Ebenen getrieben.

Botanik und Physiologie der Pflanzen.

Unter den neu entdeckten Pflanzen führen wir nur folgende merkwürdigere an. Labillardiere entdeckte in Neu-Irland eine Palme, die eine Höhe von achtzig Fuß erreicht, obschon ihr Stamm nur zwey bis drey Zoll im Durchmesser hat. Daß ein so hoher und zugleich so dünner Baum sich aufrecht erhalten kann, kommt daher, daß er, wie alle Monokotyledonen, den holzigen oder härtesten Theil äußerlich hat, während er bey anderen Bäumen gegen den Mittelpunkt des Stammes ist. — Lechenault gab uns genauere Nachrichten über diejenigen bisher noch wenig bekannten Bäume, mit deren Saft die Bewohner von Java und Borneo ihre Pfeile vergiften. Man gewinnt dieses Gift durch die Ausziehung der Wurzel einer Art Strychnus oder Nux vomica, einer holzigen Pflanze, die sich kletternd bis an den Gipfel der höchsten Bäume erhebt. Man kennt zwey Sorten, die Upas antiar und die Upas thieute, die beyde durch die leichteste Verwundung in wenigen Minuten tödten. Das Gift wirkt auf das Rückenmark, und führt Starrkrampf und Asphyxie herbey. Ein anderes Gift dieser Inseln, welches die Einwohner zu demselben Zwecke brauchen, wird aus einem großen Baume, Antiaris toxicaria, einer Nesselart, genommen. Die damit Verwundeten erleiden zuerst grüne, schäumige Aus-

leerungen, und sterben unter heftigen Zuckungen. — Decandelle hat eine neue Gattung Schmarotzer-Pilze, Rhizoctones, gefunden, die sich an die Wurzeln der Pflanzen ansetzen, und dadurch den schnellen Tod derselben verursachen. Diese Pilze setzen einfache Fäden ab, vegetiren auf den Wurzeln der lebenden Pflanzen, und saugen ihnen ihre Nahrung weg. Durch diese Fäden vervielfältigen sie sich sehr schnell, verbreiten sich dadurch von einer Pflanze zur andern, und erzeugen ansteckende Krankheiten, welche unsern Aeckern und Gärten oft sehr schädlich sind. Der Saffran und der Luzernerklee leiden besonders häufig an diesen Pilzen. Das beste Mittel dagegen besteht in tiefen Gräben, die man um die verheerten Plätze, die schon an dem kranken Aussehen der Pflanzen erkannt werden, ziehen muß, um die Verbreitung jener Fäden zu verhindern. Beauvois hat mehrere andere ganz neue Pilze entdeckt, die besonders den Bohnen und Zwiebeln sehr schaden u. s. w., und was sehr merkwürdig ist, eine neue Schmarotzerpflanze, welche wieder nur auf anderen Schmarotzerpflanzen wächst. Sie wachsen auf der Onobanche, einem parasitischen Gewächse des Hanfes. Daß auf die Zubereitung der eßbaren Pilze sehr viel ankomme, zeigt eine im J. 1825 in Montpellier vorgefallene Geschichte, wo zwey Personen an den Pilzen starben, von denen eine andere Familie längere Zeit ohne Nachtheil gegessen hatte. Es ist wahrscheinlich, daß bey verschiedenen Bereitungen dieser Pflanzen durch Salz, Essig oder durch das Kochen und Pressen sich die giftigen Eigenschaften verflüchtigen.

Ueber das Mark der Pflanzen waren die Physiologen bisher sehr getheilt, indem die einen es nur in den ersten Jahren, die andern aber für das ganze Leben der Pflanze als unentbehrlich hielten. Nach den neuesten Untersuchungen Beauvois's ist die letzte Meinung die wahre. Nach ihm hat die Markscheide oder die kreisförmige Faserschicht, welche das Mark umgibt, stets eine nach der Stellung und Anordnung der Aeste, Zweige und Blätter besonders eingerichtete Form. Ueber die Narbe oder die weibliche Blume der Fichte, Tanne, der Ceder und des Lärchenbaumes sind unsere Botaniker noch in Ungewißheit, und viele wollten daher diese Bäume sogar unter die Kryptogamisten zählen. Mirbel und Schubert haben diese Narbe, die bey allen Zapfenträgern sehr versteckt und klein ist, lange gesucht, aber, da sie ihre frühere Meinung wieder zurückzunehmen gezwungen waren, noch immer nicht gefunden. — Desvaux hat sich vorzüglich Mühe gegeben, unsere bisher bekannten Rosenarten nicht zu vermehren, sondern zu vermindern, indem er viele derselben als Varietäten erklärt. Es wäre sehr wünschenswerth, setzt

Cuvier hinzu, daß man diese strenge Sichtung bey allen Pflanzen vornehmen möchte, da dadurch die Botanik an Einfachheit und Klarheit nur gewinnen könnte. Zu diesem Zwecke müßten sich aber die Naturforscher in umständliche kritische Untersuchungen einlassen, und auf den bisher so im Schwunge gehenden und eitlen Ruhm verzichten lernen, die Anzahl der bekannten Arten immerwährend mit neuen zu vermehren. Bey dem gegenwärtigen Zustande dieser Wissenschaft, wo die ungeheure Masse der Benennungen auch das beste Gedächtniß zu erdrücken droht, würde dieses allerdings schwierige Verfahren gewiß sehr nützlich und rühmlich zugleich seyn. Die Botaniker sind größtentheils noch im Sammeln begriffen, aber sie sollten auch einmal anfangen, das Ueberflüssige ihrer Sammlungen wegzuwerfen, um dadurch die Uebersicht des großen Feldes, welches sie bebauen, zu erleichtern. Nicht minder wünschenswerth ist es, daß die Botaniker uns künftig mehr auf den Gebrauch und den Nutzen ihrer Entdeckungen aufmerksam machen, da nicht bloß für die Nomenklatur der Wissenschaft, sondern auch für das Leben selbst geforgt werden soll. Als Beyspiel geht uns hierin Lamouroux, Professor in Caen, voraus, der ein umfassendes Werk über die Seepflanzen herausgegeben hat. Nachdem er die Seegräser, Tangen, Algä auf das forgfältigste mit dem Auge der Wissenschaft untersucht und geordnet hatte, betrachtet er sie nun auch in Beziehung auf ihren Nutzen, der bisher beynahe ganz unbekannt war, und findet, daß sie den Menschen und Thieren als Nahrung, in der Hauswirthschaft, in Gewerben u. s. f. sehr vortheilhaft dienen können. Man muß sich über die Mannigfaltigkeit der Anwendungen dieser bisher uns unnütz geachteten Pflanzen verwundern, da die einen den Menschen als Speise oder Arzney, den Thieren der Polargegenden als Futter, die andern wieder als Dünger in der Landwirthschaft oder als brauchbare Mittel in den Fabriken dienen. Einige derselben liefern auch Zucker und verschiedene Färbestoffe, und andere benützt man zur Bereitung von Matten, Trinkgeschirren, ja sogar zur Verfertigung musikalischer Instrumente. Eben so hat Suffren, ein Bewohner der Provence, die in seinem Vaterlande so berühmten Feigenbäume einer ähnlichen Untersuchung unterworfen. Man kennt unter diesen Bäumen so viele und vielleicht noch mehr Varietäten, als unter unseren Aepfel- und Birnbäumen; aber die Gärtner und Landeigenthümer jener glücklichen Gegenden haben noch bey weitem keine hinreichende Kenntniß der guten Arten, und sie ziehen von diesem kostbaren Baume noch lange nicht alle die Vortheile, welche er gewähren könnte.

Digitized by Google

Decandolle hat sehr nützliche Untersuchungen über das sogenannte Mutterkorn angestellt, über dieses berüchtigte Unkraut, welches oft die Körner des Getreides verdrängt. Er fand, daß das Mutterkorn ein Schmarotzerpilz der Gattung Sclerotium ist, der nach und nach die Form der Körner annimmt, da er sich, wenn die Körner noch jung sind, in die Hülle des Samens einschleicht. Seine Entwicklung wird besonders durch die Feuchtigkeit begünstigt, und sein Geruch und Geschmack, so wie seine bekannten giftigen Eigenschaften stimmen mit seiner schwammartigen Beschaffenheit überein. Das Brot, welchem Mutterkorn beygemischt ist, erzeugt gefährliche Krankheiten, besonders den sogenannten trockenen Brand. Derselbe Decandolle zeigt auch das Irrige der bisher beynahe allgemeinen Meinung, daß die sogenannten gefüllten Blumen bloß aus einer Verwandlung der Staubwege in Blumenblätter entstehen. Er fand, daß die Umwandlung oder Vervielfältigung mehrerer anderer Blumentheile ebenfalls dazu beytragen, bey den Anemonen z. B. die Stengel, bey den Aquilegien die Staubgefäße u. s. f.

Humboldt hat uns durch seine umfassenden Untersuchungen die Geographie der Pflanzen kennen gelehrt, und dadurch gleichsam eine neue Wissenschaft begründet, welche von den Gesetzen der Vertheilung der Pflanzen nach der geographischen Breite, der Höhe des Bodens, dem Grade der Temperatur und der Feuchtigkeit des Klima u. s. w. handelt, und zugleich sehr tiefe Aufschlüsse über die Vertheilung der Wärme auf den verschiedenen Gegenden der Oberfläche der Erde gibt. Merkwürdig und bisher ganz unbekannt ist, was er über die Formenverhältnisse der Pflanzen im Allgemeinen sagt. Gewisse Gestalten werden in dem Maße, wie man sich den Polen nähert, häufiger; andere im Gegentheile vermehren sich mit der Annäherung zu dem Aequator, und noch andere erreichen ihr Maximum in den gemäßigten Zonen, und diese Vertheilung zeigt sich überall auf der Erde gleich, indem sie sich nicht nach den geographischen Parallelkreisen, sondern bloß nach den isothermischen Parallelen oder nach der Wärme richtet. Diese Untersuchungen sind auf das Innigste mit der ganzen Geschichte der Menschen verknüpft, und der Ueberfluß der Gramineen, die reichliche Menge der Palmen oder Zapfenträger hat Einfluß auf den geselligen Zustand der Völker, auf ihre Sitten und auf die mehr oder minder schnelle Entwicklung ihrer Kultur. Gewisse Gattungen und Familien gehören ausschließend gewissen Zonen an, aber eine noch größere Anzahl wird ohne Unterschied in allen Zonen angetroffen: die Arten aber von derselben Gattung nehmen in den kalten Gegenden und in großen Höhen regelmäßig ab. In der heißen Zone

bemerkt man bereits vier verschiedene Vegetationssysteme, nämlich das System der neuen Welt, das des westlichen Afrika, das indische und endlich das von Neuholland. Allerdings findet man viele Verschiedenheiten und Modifikationen in diesen Begrenzungen, aber das wird, nach Humboldt, die Naturforscher nicht abhalten, dieses interessante Studium fortzusetzen, so wenig, als man auf die Entwerfung der Landkarten Verzicht geleistet hat, als man die beynahe unübersehbaren Krümmungen und Busen der Flüsse und der Meeresufer erkannte. Der englische Ingenieur Webb hat durch seine trigonometrischen Messungen eine Spitze des Himalajagebirges im nördlichen Indien über 24,000 Pariser Fuß hoch, also viel höher als den Chimborasso, gefunden, und man bezweifelte die Richtigkeit dieser Messung, weil der ewige Schnee auf diesem Berge nicht so tief herabgeht, als man nach der geographischen Breite vermuthen sollte, und weil man daselbst noch auf Pflanzen stößt, welche sonst nirgends auf dieser Höhe angetroffen werden. Allein Humboldt zeigte durch Berechnung, daß man, um die Höhe dieses Berges auf das Niveau des Chimborasso herabzusetzen, zu der Annahme gezwungen wäre, daß der Coefficient der terrestrischen Refraktion 0·3 ist, da er doch, wie bekannt, nur nahe 0·08 beträgt. Ueberhaupt fand Humboldt, daß die Grenze des ewigen Schnees ein sehr komplicirtes Resultat vieler physischen Ursachen ist.

Unter den Bäumen, die einen milchartigen Saft geben, ist der in Amerika bekannte »Kuhbaum« besonders merkwürdig. Seine Milch, weit entfernt, wie die bekannte Wolfsmilch und viele andere, schädlich zu seyn, ist vielmehr ein der Gesundheit sehr zuträgliches Nahrungsmittel. Er scheint unter die Familie der Breyapfelbäume zu gehören, und seinen klebrigen, balsamisch riechenden Saft, den man durch Einschnitte in den Baum erhält, genießen die Neger häufig, indem sie ihr Mais- oder Maniokbrot darein brocken.

Indem Decandolle den Einfluß der Elemente auf die Pflanzenwelt untersuchte, fand er, daß man dabey vorzüglich zwey Verhältnisse berücksichtigen müsse: die Heimat (habitatio) und den Standort (statio) der Pflanzen. Das erste bildet die Geographie und das zweyte die Topographie des Pflanzenreichs, und viel Verwirrung wäre in der Botanik vermieden worden, wenn man diese beyden Dinge immer unterschieden hätte. Die Art von Krieg, welchen die Pflanzen mit einander führen, indem sie sich den Raum streitig machen, und die Umstände, welche die Vermehrung gewisser Gattungen begünstigen oder verhindern, führen zu sehr interessanten Betrachtungen, da diese Umstände

an einigen Orten gar manche Pflanzen zwingen, sich gesellschaftlich mit einander zu vereinigen, die sonst nur getrennt und isolirt zu wachsen pflegen. Er schätzt die Anzahl der bisher den Botanikern bekannten Pflanzen auf 56,000, und die Gesammtzahl der auf der Erde existirenden auf 120,000 Arten. Coquebert hat zu dieser Geographie des Pflanzenreichs durch eine eigene Karte beygetragen, in welcher er mit großer Genauigkeit die Grenzen der Anpflanzungen des Weinstocks, des Maises, der Olive und des Orangenbaumes in Frankreich bestimmt hat.

Dutrochet hat über die Keimungsprozesse der Samen sehr interessante Untersuchungen angestellt, welche sich besonders auf die Richtung der ersten entwickelten Theile gegen die Erde oder gegen die obere Luft beziehen. Daß die Bäume, selbst Obstbäume, wenn sie von der Wurzel bis zu den Zweigen ihrer Rinde beraubt werden, nicht nur fortwachsen, sondern auch diese Rinde wieder ersetzen, hat Petit-Thouars durch vielfältige Versuche dargethan, was für die Oekonomie sehr wichtig werden kann. Schon Frisch hat in den Miscell. Berol. v. J. 1723 diese Behauptung aufgestellt, allein man hielt sie für zu unwahrscheinlich, um sie einer weiteren Beachtung zu würdigen.

Die merkwürdige Empfindlichkeit der Sensitiven hat Fodera genauer untersucht. Immer ziehen sich nur so viel Blätter derselben zusammen, als unmittelbar berührt werden, ohne daß diese Kontraktion auch den nebenstehenden Blättern mitgetheilt wird; allein wenn man ein Blatt durchsticht oder den Wirkungen eines Brennglases aussetzt, so theilt sich die Sensation auch den übrigen Blättern des Zweiges schnell mit. In einem dunklen Zimmer verschlossen, legt sie doch einige Zeit durch, wenn die Sonne unter den Horizont geht, ihre Blätter zusammen, aber nach mehreren Tagen verliert sich diese Erscheinung. Wird die Pflanze in einem Wagen schnell gefahren, so zieht sie sich anfangs zusammen, bis sie sich an diese Bewegung gleichsam gewöhnt. Diese und ähnliche Phänomene scheinen mit den sogenannten sympathetischen Bewegungen der Thiere Aehnlichkeit zu haben, an welchen letzteren weder das Gehirn, noch die übrigen Hauptpunkte des Nervensystems Antheil haben. Er hat die Ursache dieser Sensibilität der Pflanzen in dem Rindenmarke derselben gefunden.

Nach Lamouroux ist die Vertheilung der Seepflanzen denselben allgemeinen Regeln unterworfen, die wir bey den Landgewächsen beobachten. Auf dem Meere gibt es eben so, wie auf dem festen Lande, große Gegenden, wovon eine jede ihr eigenthümliches Vegetationssystem hat, und die Ursachen dieser Begrenzung sind dieselben, wie auf dem Kontinente.

Viele leben nur dort, wo Ebbe und Fluth ihre täglichen Veränderungen erzeugt, andere leben nur gesellig, und wieder andere isolirt.

Zoologie.

Nach Provençal's lange fortgesetzten und sehr sinnreichen Versuchen über die Respiration der Thiere folgt, daß nach der Durchschneidung des achten Nervenpaares (nervus vagus) die Absorption des Sauerstoffs und die Erzeugung der Kohlensäure durch das Athmen abnehme, und daß eben dadurch auch die animalische Wärme immer geringer werde. Sehr junge Thiere können viel länger leben ohne zu athmen, als ältere. Legallois bemerkt, daß die abgeschnittenen Köpfe der Thiere nahe eben so lange zu leben fortfahren, als das Thier von demselben Alter die Respiration entbehren kann. Es scheint daher, daß solche Köpfe nur aus Mangel der Respiration sterben. Fontana's Versuche aber haben gezeigt, daß der von dem Kopfe getrennte Rumpf eine längere Zeit fortlebt, wenn man Luft in die Lunge bläst. Das unmittelbare Prinzip des Lebens ist daher nicht, wie viele glaubten, in dem Kopfe, sondern vielmehr in dem eigentlichen Stamme des Körpers zu suchen. Es ist aber auch bekannt, daß das Leben eines jeden Theiles des Körpers eine unmittelbare Kommunikation mit dem Rückenmarke vermittelst der Nerven erfordert. Dieß könnte auf die Vermuthung leiten, daß durch die einfache Zerstörung eines Theiles des Rückenmarks nur diejenigen Theile des Körpers afficirt werden, welche mit dem gestörten Rückenmarkstheil durch Nerven in Verbindung stehen. Allein die Versuche Legallois zeigen das Gegentheil, da nach ihnen die Zerstörung irgend eines Theiles des Rückenmarks immer den ganzen Körper schnell tödtet, und sonach eine größere Wirkung herbeyführt, als selbst die Enthauptung. Er bemerkte dabey, daß durch diese Verletzung des Rückenmarks besonders die Cirkulation des Blutes geschwächt, und der größte Theil der Schlagadern schnell entleert wird, daß also eine Schwächung des Herzens den eigentlichen Tod herbeyführe. Das Herz scheint daher von dem ganzen Rückenmarke abzuhängen, und das letztere seinen Einfluß darauf besonders durch die großen sympathischen Nerven zu äußern. Auf diese Weise wird es erklärbar, wie das Herz, ohne unmittelbar vom Gehirn abzuhängen, doch von den Leidenschaften so heftig bewegt werden kann, und es ist dadurch zugleich gezeigt, daß das Herz, dem man bisher die Nerventhätigkeit abgesprochen hat, eben so, wie alle übrigen Muskeln, der Herrschaft der Nerven unterworfen ist. Da endlich die Unterdrückung des Gehirns die Bewegungen des

Herzens nicht unmittelbar afficirt, während dieselben doch durch die Zerstörung des Rückenmarks vernichtet werden, so erhält die Meinung ihre völlige Bestätigung, nach welcher das Gehirn nicht die einzige Quelle der Nerventhätigkeit ist, zu welcher letzten vielmehr jeder Theil des ganzen Nervensystems das Seinige beyträgt.

Jacobson hat in den vorderen Nasenöffnungen der Quadrupeden ein eigenes Organ entdeckt, einen engen Sack, mit einer knorpeligen Haut bedeckt, und innerlich mit einer drüsenartigen Schleimhaut versehen. Es enthält sehr ausgezeichnete Nerven, und öffnet sich meistens hinter den Schneidezähnen durch einen Kanal in den Gaumen. Der Mensch hat dieses Organ gar nicht, und die fleischfressenden Thiere nur unvollkommen. Die grasfressenden aber, besonders die Pferde und das Hornvieh, haben es in sehr vollkommener Entwicklung. Es scheint, daß dadurch diese Thiere von der Natur mit einem, dem Menschen leider fehlenden Organe versehen wurden, wodurch sie die ihnen schädlichen Pflanzen und giftigen Substanzen unterscheiden und vermeiden, wie denn diese Thiere bekanntlich einzelne giftige Kräuter, selbst unter einer großen Menge Futters, nicht zu berühren pflegen.

Früher glaubte man, daß die erste Verdauung im Magen bloß von der Reibung der muskulösen Wände desselben herrühre. Allein Spallanzani, der darüber ein eigenes Werk voll der scharfsinnigsten Beobachtungen schrieb, hat bewiesen, daß die Verdauung ihre Hauptursache in dem Magensafte habe. Nahrungsmittel, welche in nicht zusammendrückbaren, an beyden Enden offenen Röhren enthalten waren, wurden eben so gut verdaut, als andere. Er wendete diesen Saft auch außerhalb des Magens an, und fand, daß er, wenn er nur von einer hinreichenden Wärme unterstützt wird, beynahe dieselbe Wirkung, wie im Magen selbst, hervorbringt. Der Saft des nüchternen Magens ist, nach Montegre's Versuchen, dem Speichel sehr ähnlich, und geht, einer größeren Wärme außer dem Magen ausgesetzt, bald in Fäulniß über. Wenn aber dieser Saft, durch Zusatz von Essigsäure, sauer gemacht wurde, so hielt er die Fäulniß der damit vermengten Substanzen auf.

Die Bienen leiden an einer eigenen Art von Eingeweidewürmern, von welchen zwar nur ein einziger in der kranken Biene angetroffen wird, der aber viel größer, dicker und länger, als die Biene selbst ist, so daß dadurch der Unterleib dieses Insekts ungemein aufgetrieben erscheint. Bekanntlich werden die männlichen Bienen, wenn sie zur Fortpflanzung nichts mehr taugen, von den Arbeitsbienen getödtet, wo dann oft eine

Digitized by Google

fürchterliche Niederlage unter jenen angerichtet wird. Man glaubte bisher, daß dieſe Operation nur wenige Tage daure, und daß ſie niemals unterbleibe; allein nach den Beobachtungen Billardièrr's iſt beydes unrichtig. Die Arbeitsbienen bedürfen bisweilen viele Wochen, ihre Schlacht auszukämpfen, und wenn ſich keine Königin in dem Stocke befindet, oder wenn die Königin, wie dieſes zuweilen geſchieht, keine Männchen mehr erzeugt, ſo werden die alten männlichen Bienen gänzlich verſchont.

So wie die Pflanzen, haben auch die Thiere ihre eigene Geographie, und ſind an gewiſſe beſtimmte Grenzen gebunden. Latreille zeigte dieſes beſonders an den Inſekten, die offenbar mit den in derſelben Gegend wachſenden Pflanzen im innigen Verhältniſſe ſtehen müſſen. Man findet auf den Bergen eines heißeren Landes diejenigen Inſekten wieder, von welchen die Ebenen eines kühleren Landes bewohnt werden. Ein Unterſchied von zehn bis zwölf Breitegraden bedingt, in derſelben Höhe, immer beſondere Inſekten, und nach zwanzig Breitegraden ſind die Inſekten faſt alle verändert. Die alte Welt ſowohl als die neue hat ihre eigenen Gattungen.

Das wilde Weib, welches vor mehreren Jahren aus der Mitte Afrika's nach Paris gebracht und hier öffentlich gezeigt wurde, zeichnete ſich vor allen bisher bekannten Menſchenraſſen durch ihren ſehr kleinen Wuchs, durch eine ganz eigenthümliche Form des Kopfs und beſonders durch das außerordentliche Hervorſpringen der Hinterbacken aus, und ſcheint zu einer bisher noch unbekannten Raſſe zu gehören, die in Afrika von den anderen Wilden ſehr verfolgt werden ſoll. Da dieſes Weib in Paris ſtarb, ſo fand Cuvier Gelegenheit, es zu ſeciren, wo er denn die ſo oft beſprochene und in der neueren Zeit für fabelhaft erklärte natürliche Schürze derſelben entdeckte, die aber weder in einer Falte der Bauchhaut, noch in einem beſonderen Organe, ſondern bloß in einer beträchtlichen Verlängerung des oberen Theiles der Nymphen beſteht. Die Hervorragungen der Hinterbacken beſtehen bloß aus einem mit Fett angefüllten Zellgewebe, ſo wie die Höcker der Kamehle. Der Kopf zeigte eine auffallende Miſchung der Charaktere des Negers und des Kalmucken, und die dünnen und zarten Armknochen hatten einige Aehnlichkeit mit denen gewiſſer Affen.

Die gelbe Viper oder Lanzenotter auf Martinique iſt die furchtbarſte unter den giftigen Amphibien, und nur der Klapperſchlange an Gefährlichkeit nachſtehend. Sie erfüllt alle Gegenden dieſer Inſel, beſonders aber die Zuckerplantagen, wo ihr unzählige Schaaren von Ratten zur Nahrung dienen,

und wo sie sich ungemein schnell fortpflanzt, da sie auf einmal funfzig bis sechzig Junge erzeugt. Ihre Länge beträgt oft mehr als sechs Fuß, und man hat sich bisher vergebens bemüht, sie zu vertilgen. — Unter den zahlreichen Gattungen der Bienen befindet sich auch eine, Halikte genannt, welche ebenfalls in Gesellschaft lebt und gemeinschaftlich ein Loch in die Erde gräbt, welches auf den Seiten mit Höhlen kommunicirt, die zur Aufnahme der Larven bestimmt sind. Die Haliften arbeiten nur des Nachts an ihrem Bau, während des Tages wiegen sie sich auf Blumen, aus deren Pollen sie kleine Kugeln bilden, die zur Ernährung ihrer Larven bestimmt sind. Unter ihnen gibt es keine geschlechtslosen, und die Weibchen, welche allein Theil an der Arbeit nehmen, bilden nahe drey Viertheile der sämmtlichen Gesellschaft. Die größte Sorgfalt dieser kleinen Thierchen ist darauf gerichtet, an dem Eingange ihrer Höhle abwechselnd Wache zu halten, und nur die Mitglieder der Gesellschaft einzulassen. Sie werden oft von Feinden besucht, die ihren gesammelten Honig verzehren, oder die ihre eigenen Eyer unter die der Haliften legen, wo dann die aus diesen Eyern hervorgehenden Jungen die Larven der Haliften verzehren. — Eine neue Vogelspinne in Amerika, Mygale avicularia, ist so groß, daß allein ihre Körperlänge anderthalb Zoll beträgt, daher sie selbst kleine Vögel angreift. Sie webt kein Netz, sondern wohnt nur in den Spalten der Felsen, und wirft sich mit großer Gewalt auf ihre Beute. Sie tödtet die Kolibris, Mückenvögel und die kleinen Eidechsen. Ihre starken Kiefern scheinen in die Wunden, welche sie beybringt, einen giftigen Saft zu ergießen. Ihre Eyer, deren sie oft zweytausend legt, umhüllt sie mit einer weißen, seidenartigen Schale. Diese ungemeine Fruchtbarkeit und ihr sehr zähes Leben würden bald das ganze Land mit diesem Raubthiere erfüllen, wenn sie nicht an den rothen Ameisen einen eben so thätigen als zahlreichen Feind hätte, welche letztere die meisten kleinen Spinnen, wenn sie eben aus ihren Eyern kriechen, verzehren. — In den Antillen lebt ein durch seine Größe und Stärke ausgezeichneter Frosch, der Bullfrosch, der bloß des Nachts seine feuchten Schlupfwinkel verläßt, nie im Wasser lebt, und eine so gewaltige Schnellkraft hat, daß er Mauern von fünf Fuß Höhe überspringt. In den Wohnungen der Menschen aufgenommen, wird er bald zahm und mit den Menschen vertraut. Die Kolonisten brauchen ihn als eine gute Speise auf ihren Tischen.

Wir wollen diese Bemerkungen mit einigen Resultaten der äußerst sinnreichen Untersuchungen des Gehirns von Serre, Vorsteher der Anatomie an dem Hospice de la Pitié, beschließen. Er betrachtet dieses Organ bey den verschiedenen Thieren von der

Periode des ersten sichtbaren Embryo bis zur völligen Ausbildung des Thieres. In allen Thieren bildet sich das Rückenmark früher, als das Gehirn. Das Rückenmark besteht bey den jungen Embryonen zuerst aus zwey nach hinten nicht vereinigten Strängen, welche eine Rinne bilden; bald darauf verschmelzen diese Stränge in ihrem hinteren Theile mit einander und ihrer ganzen Länge nach, und das Rückenmark ist nunmehr eine hohle Röhre. Der Kanal dieser Röhre verwächst bey dem Menschen im fünften Monat, bey Kühen und Pferden im sechsten Monat, bey dem Kaninchen am 25sten Tage, bey Hunden und Katzen am 30sten Tage. Das Rückenmark ist bey allen jungen Embryonen von gleichem Durchmesser in allen seinen Theilen und ohne beträchtliche Anschwellungen. So lange diese Anschwellungen fehlen, fehlen auch dem Embryo die vorderen und hinteren Extremitäten, und wie später diese Glieder erscheinen, entstehen auch die Anschwellungen des Rückenmarks. In dieser Beziehung leiden die Embryonen des Menschen, der Säugethiere, der Vögel, der Reptilien und der Frösche ganz ähnliche Metamorphosen. Diese Anschwellungen des Rückenmarks haben immer an der Stelle Statt, welche den neuen Gliedmaßen, den Händen, den Füßen, den Flügeln, den Floßen oder dem Schweife gegenüber liegen. Bey dem menschlichen Fötus ist nur in den unteren Theilen des Rückens, während den drey ersten Monaten des Uterin-Lebens, ein Rückenmark zu bemerken. Während dieser Periode zeichnet sich dieser Embryo durch eine, dem Anatomen allgemein bekannte schweifartige Verlängerung aus, die sich im vierten Monate zu derselben Zeit verliert, zu welcher das Rückenmark nun auch in die höheren Theile des Körpers zu steigen anfängt. Wenn bey krankhaften Embryonen das Emporsteigen des Rückenmarks gestört wird, so kömmt die Frucht mit einem Schweife, wie bey den Thieren, zur Welt, wie dieses durch sehr viele Fälle hinlänglich bekannt ist Bey denjenigen Thieren, in welchen das Rückenmark sehr hoch steigt, wie bey den Schweinen, Kaninchen, Affen, ist die Schweifverlängerung sehr klein; bey denjenigen im Gegentheile, wo es sich weniger hoch erhebt, wie bey dem Pferde, dem Eichhorn, dem Rinde, wird diese Verlängerung sehr groß. Alle Thiere haben, während der ersten Zeit ihres Embryonenlebens, diesen Fortsatz am Ende ihres Rückens, auch z. B. die Fledermaus, die ihn aber sehr bald verliert, weil das Aufsteigen des Rückenmarks bey diesem Thiere sehr schnell vor sich geht. Alle Arten der Frösche gewähren dieselbe Erscheinung: so lange das Rückenmark nur unten ist, behält die Larve ihren Schweif, aber wenn ihre Metamorphose eintritt, und das Rückenmark in seinem Kanale steigt, fällt der Schweif ab, oder ver-

schwindet gänzlich, und die Extremitäten der Glieder treten immer mehr und mehr hervor, und wenn das Rückenmark in seinem Aufsteigen gehindert wird, so behält der Frosch den ursprünglichen Fortsatz seines Rückens eben so, wie der menschliche Fötus.

Da die königl. Menagerie zu Paris so viele, zum Theil höchst seltene fremde Thiere besitzt, die noch mit jedem Jahre von den sehr thätigen Reisenden Diard, Duvaucel, Milbert u. s. f. vermehrt werden, so ist es eine erfreuliche Erscheinung, diese Schätze gleichsam fixirt und der Nachwelt aufbewahrt zu sehen in der Histoire des Mammifères de la Ménagerie, die Geoffroy St. Hilaire und Frederic Cuvier seit mehreren Jahren herausgibt, und wahrscheinlich noch lange eifrig fortsetzen wird. Unter diesen und anderen von der französischen Regierung mit großen Kosten in fremde Welttheile ausgesendeten Reisenden hat sich vorzüglich Delalande ausgezeichnet. Er hat sich das südlichste Afrika zu seinen Untersuchungen ausersehen, und von daher bereits 1500 Arten jeder Gattung und überhaupt mehr als 10,000 Individuen nach Frankreich gesendet, von welchen viele für die Naturgeschichte und für die vergleichende Anatomie von der größten Wichtigkeit sind. Es wäre zu wünschen, daß fernerhin nur solche Reisende ausgesendet werden, welche sich längere Zeit, mehrere Jahre, in bestimmten Gegenden aufhalten können; da die früheren kursorischen Durchflüge nur selten erschöpfende Untersuchungen, aber desto mehr oberflächliche und halbwahre Bemerkungen zur Folge hatten.

Ein ausgezeichnetes Werk der neueren Naturgeschichte ist Feruſſac's Geschichte der Land- und Süßwasser-Mollusken. Es verbreitet sich mit Scharfsinn und tiefem Untersuchungsgeiste über eine Klasse von Geschöpfen, die bisher noch sehr wenig bekannt war, und voll von unerwarteten, merkwürdigen Erscheinungen ist. Nicht minder interessant sind die Untersuchungen Savigny's über eine Gattung von Thieren, die wir, da wir sie täglich mit Füßen treten, bisher kaum der Beachtung würdig gefunden haben, über die Regenwürmer. Man hat sie bisher alle für gleicher Art gehalten, aber Savigny zeigt, daß bloß in den nächsten Umgebungen von Paris über zwey und zwanzig Arten dieser Thiere angetroffen werden, die sich sämmtlich in den Gärten finden. Man unterscheidet sie leicht an den Borstenreihen, welche den Körper seiner ganzen Länge nach durchlaufen, und bey einigen Arten getrennt, bey anderen aber paarweise stehen; ferner an den großen Poren unter dem Bauche, die diesen Thieren zur Begattung dienen, und die bey den verschiedenen Arten auch verschieden gebaut und geordnet sind; und endlich an dem Gürtel, der in einer An-

schwellung hinter den großen Poren, bald aus wenigen, bald aus vielen Ringen besteht, und wieder mit eigenen kleinen Poren besetzt ist. Savigny hat auch eigene Samendrüsen bey den Regenwürmern entdeckt, die neben den Poren stehen, und sich mittels eines kleinen Stieles in dieselben einfügen. Die Anzahl dieser Drüsen ist immer dieselbe mit der Anzahl der Poren, gegen welche sich ihre Mündung bey der Begattung lehnt, um sie mit einer weißen Feuchtigkeit zu bedecken, welche von diesen Poren absorbirt und den Ovarien zugeführt wird. Diese und andere schöne Entdeckungen, welche über ein einheimisches, täglich vorkommendes und doch noch so wenig bekanntes Thier gemacht worden sind, können als ein redendes Beyspiel von der Wahrheit dienen, die man in den letzten Zeiten so oft und immer vergebens gepredigt hat, daß es nicht immer nothwendig ist, mit großen Kosten in fremde Welttheile zu reisen, um Entdeckungen in der Naturgeschichte zu machen, und daß die Natur selbst in unserer Nähe noch Schätze darlegt, die wir noch gar nicht kennen. Ein zweytes Beyspiel bieten unsere Bienen dar, die zwar schon oft untersucht, aber noch immer nicht völlig bekannt sind. Die beyden Huber, welche diesem interessanten Geschöpfe einen großen Theil ihres Lebens gewidmet haben, fanden die bisher allgemein angenommene Meinung ganz unrichtig, daß die Bienen das Wachs aus dem Pollen der Blumen bereiten. Nach ihren Versuchen machen die Bienen kein Wachs, wenn man ihnen bloß Pollen und Früchte darbietet, aber sie machen es sogleich wieder, wenn sie Blumen mit Honig oder Nektar erhalten. Den Pollen brauchen sie nur zur Ernährung für ihre Larven, und sie vermischen ihn zu diesem Behufe mit etwas Honig. Das Wachs aber erscheint an diesen Thierchen in kleinen Schuppen, die sich zwischen den Ringen des Unterleibes einiger Bienen, nicht aller, ablösen. Daher diese Gattung von Bienen von Huber die Wachsbienen genannt werden. Daraus folgt also, daß das Wachs eigentlich ein Exkrement der Bienen ist, welches, wie alle Exkremente, seinen Ursprung in der Ernährung des Thieres hat, und welches aus den Nahrungsmitteln ausgesogen wird.

Die Untersuchungen über das Nervensystem von Flourens, einem jungen Arzte, sind von der größten Wichtigkeit. Er zeigt, daß der Reiz, der an den Nerven angebracht wird, sich durch alle Muskeln fortpflanzt, in welchen der gereizte Nerv seine Zweige verbreitet. Wenn man das Rückenmark in verschiedenen Punkten durchschneidet, so verlieren nach und nach alle Theile, welche ihre Nerven unter der Durchschneidung haben, das Vermögen, dem Thiere Schmerzen zu verursachen. Man kann sogar

von dem Gehirne die sogenannte Hemisphäre, die gestreiften Körper, die Sehhügel und das kleine Gehirn schichtenweise nach und nach entfernen, ohne Kontraktionen oder schmerzliche Empfindungen zu verursachen. Wenn man das Gehirn selbst sticht oder schneidet, so zeigt es für sich keine Empfindung, aber demungeachtet müssen alle Empfindungen des übrigen Körpers bis zu dem Gehirne gelangen, um eine deutliche Form zu erhalten, ins Bewußtseyn überzugehen und dauerhafte Erinnerungen zurückzulassen. Wenn man einem Thiere die Hemisphäre der einen Seite nimmt, so sieht es nicht mehr mit dem Auge der entgegengesetzten Seite: entfernt man aber beyde Hemisphären, so wird das Thier blind und taub: es zeigt dann in seinem ganzen Benehmen ein schlaftrunkenes Ansehen; es hat keinen selbstständigen Willen mehr; es überläßt sich keiner freywilligen Bewegung, und wenn man es schlägt oder sticht, so zeigt es nur noch die Bewegungen eines aus einem tiefen Schlafe erwachenden Thieres. Legt man es auf den Rücken, so richtet es sich wieder empor; der Frosch springt auf, wenn man ihn berührt; der Vogel fliegt, wenn man ihn in die Luft wirft — aber bey allen diesen Bewegungen verfolgt das Thier keinen bestimmten Zweck, es hat kein Gedächtniß, keinen eigenen Willen mehr, und es befindet sich ganz in dem Zustande des tiefen Schlafes. Anders sind die Erscheinungen, wenn man das sogenannte kleine Gehirn des Thieres verletzt. Bringt man nur die ersten Schichten desselben weg, so zeigt sich bloß einige Schwäche und Mangel an Harmonie in der Bewegung; bey der Entfernung der mittleren Schichten folgt eine fast allgemeine Unruhe, und das Thier führt hastige und regellose Bewegungen aus, ohne sein Gesicht oder Gehör zu verlieren. Schneidet man endlich das kleine Gehirn gänzlich weg, so wird jede regelmäßige Bewegung unmöglich; es sieht noch den ihm drohenden Schlag oder Stoß, hört das Geschrey, sucht der Gefahr zu entgehen und macht tausend Anstrengungen dazu, aber ohne seinen Zweck erreichen zu können; es hat noch das Vermögen, zu fühlen, aber die Fähigkeit, seine Muskeln nach Willkür zu bewegen, ist verloren. Wenn also die Entfernung des großen Gehirns das Thier in eine Art von schlafendem Zustand versetzt, so bringt die Wegnahme des kleinen Gehirns einen Zustand der völligen Trunkenheit hervor.

In dem indischen Meerbusen findet man eine merkwürdige Koralle, die man Orgelwerk genannt hat. Sie besteht aus schönen, rothen, parallel neben einander gelegten und durch Querblätter vereinigten Röhren. In jeder dieser Röhren wohnt ein hellgrüner Polyp, der sechzig Stiele hat, wovon ein jeder mit zwey oder drey Reihen kleiner Wärzchen besetzt ist. Unter

ihrer Mündung findet man kleine Eyer oder eyartige Kügelchen. Eine trichterförmige Haut befestiget das Thier an den Rand der Röhre. — Bory de Saint-Vincent hat über die mikroskopischen Verwandlungen der Konferven, der Fadenthiere u. s. w. sehr interessante Untersuchungen angestellt, indem er sich bemühte, bis auf die ersten materiellen Verbindungen der Elemente bey der Erzeugung dieser Thiere zurückzugehen. Er fand, daß ein dem Lichte ausgesetztes Wasser zuerst die Gestalt eines einfachen farbe- und formlosen Schleimes annimmt, und wenn das Wasser eine thierische Substanz enthält, so erzeugt sich aus diesem Schleime an seiner Oberfläche ein Häutchen. Bald darauf trübt sich die ganze Masse und läßt eine unzählige Menge lebender Atome sehen, die selbst unter starken Mikroskopen noch ungemein klein erscheinen, aber sich demungeachtet mit einer für ihre kleinen Dimensionen wahrhaft außerordentlichen Geschwindigkeit nach allen Richtungen bewegen. Bory nennt diesen Zustand seiner Masse die Materie im lebenden Zustande. Wird das Wasser noch weiter dem Lichte und der Luft ausgesetzt, so bildet sich in demselben sehr bald die sogenannte Priestley'sche grüne Materie, in welcher viele Naturforscher den ersten Zustand gewisser Konferven oder pflanzenähnlichen Wesen erblickt haben. Bory glaubt, daß diese Priestley'sche Materie eine allgemeinere Beschaffenheit habe, und daß sie, halb Pflanzen-, halb Thiernatur an sich tragend, zur Erzeugung jener Thierchen besonders beytrage, und er nennt diese Verbindung die Materie im vegetativen Zustande. Die grüne Farbe der Infusionsthierchen leitet er aus dieser ebenfalls grünen Materie Priestleys her, und schreibt endlich dieser Materie eine allgemeine Zeugungskraft zu, welche von der uns bekannten gewöhnlichen Art der Disposition der Körper zur Erzeugung der ihnen ähnlichen Geschöpfe ganz verschieden seyn soll. Es wird aber immer schwer, wo nicht unmöglich seyn, bis zu jenen ursprünglichen Prozessen der Organisation, bis in jene dunklen Kammern vorzudringen, wo die Natur ihren Wesen den ersten Keim des Daseyns einhaucht.

Derselbe Bory erzählt einen merkwürdigen Krankheitsfall einer vierzigjährigen Frau, die, nachdem sie durch zwanzig Jahre vergebens unter den Händen der Aerzte gewesen war, sich endlich einem Adepten anvertraute, der sie durch ein heftiges Brechmittel zu kuriren versprach. Sie fühlte sich, nachdem sie dieses Mittel genommen hatte, in der That bald besser; aber nach einigen Tagen stellte sich ein heftiges Jucken über ihren ganzen Körper ein, und an allen Stellen, wo sie sich kratzte, traten eine unzählige Menge kleiner, brauner, fast unbemerklicher Thierchen her-

vor. Bory fand durch starke Mikroskope, daß es milbenartige Thierchen wären, von denen sie nur durch einen eigens gebauten Saugerüssel unterschieden waren. Von der Kranken, auf welcher sich diese lästigen Gäste besonders bey heißen Tagen in sehr großer Menge erzeugten, gingen sie weder auf ihre Wärter, noch auf ihren Mann über, obschon der letzte nach wie vor bey ihr geblieben war. Die Besserung des Zustandes der Kranken war nur von kurzer Dauer: sie unterlag dem Ausbruche dieser Thierchen, nachdem dieselben angefangen hatten, sich auch in dem Inneren ihres Körpers zu erzeugen.

Moreau de Jonnès hat uns nähere Nachrichten über die schon oben erwähnte gelbe Schlange von Martinique gegeben, welche auf den Antillen so große Verheerungen anrichtet, daß sie die Bevölkerung dieser Insel um ein volles Jahrhundert verspätet hat. Trotz der ununterbrochenen Verfolgung, der sie von allen Einwohnern ausgesetzt ist, vermehrt sie sich immer stärker, und bringt jährlich vielen Menschen, besonders unter den Negern, einen sehr schmerzhaften Tod. Sie wird sechs bis sieben Fuß lang, und ihre Gifthaken sind oft anderthalb Zoll groß. Ihre Geschwindigkeit, außer der Zeit ihrer Verdauung, ist so groß, daß ihr ihre Beute nur selten entgeht Ein wilder Instinkt bestimmt sie, sich auf die Vorübergehenden zu stürzen, und wenn man sie bemerkt, so befindet sie sich gewöhnlich schon in einer angreifenden Stellung, spiralförmig aufgerollt, den offenen Rachen gegen ihren Feind gerichtet, auf den sie sich mit einer starken Schnellkraft in einem einzigen Augenblick stürzt. Ihr Gehör ist sehr scharf, und sie erwacht bey dem leisesten Geräusch. Ihre hervorspringenden und lebhaften Augen dienen ihr, vermittelst einer starken Erweiterung ihrer Pupille, bey Nacht eben so gut als bey Tag. Sie hält sich gewöhnlich an dunklen Orten auf, und wählt zu ihren Raubzügen die Abenddämmerung. Sie hat eine sehr starke Lebenskraft, da ihr Körper sich noch halbe Tage bewegt, wenn auch der Kopf schon von dem Rumpfe getrennt ist. Die Fruchtbarkeit dieses gefährlichen Thieres ist so groß, daß sie auf einmal gegen sechzig Junge gebiert. Oft stößt man beym Abmähen der Zuckerrohrfelder auf Nester von hundert und mehr solcher jungen Schlangen, die von zwey oder mehr Müttern kommen; diese Zuckerpflanzungen dienen ihnen zum Hauptschlupfwinkel, und so hat die Kultur des Bodens in der That mehr zur Verbreitung, als zur Verminderung dieser schädlichen Thiere beygetragen. Ihre Hauptnahrung besteht in der ungeheuren Menge von Ratten, welche die Europäer hieher gebracht haben, und welche nun alle Inseln der Antillen bedecken. Es ist daselbst sehr gefährlich, in den Wäldern über hohle Baum-

stämme zu gehen, worin sich diese Schlangen gerne aufhalten, oder mit den Händen in Vogelnester zu greifen, in welchen sie zu schlafen pflegen, nachdem sie die Jungen gefressen oder die Eyer ausgesaugt haben. Vorzüglich wird sie durch die Hühnerschläge angelockt, und oft verbirgt sie sich auch in dem Schilfrohre, mit welchem man die Häuser bedeckt. Da die Menschen zu ihrer Ausrottung unzulänglich gefunden wurden, so hat man jetzt englische Jagdhunde auf die Inseln gebracht, von denen man sich besseren Erfolg verspricht. Noch vortheilhafter würde der hochbeinige Raubvogel angewendet werden, der unter dem Namen des Schlangenfressers in dem mittägigen Afrika bekannt ist, wo er den Einwohnern in der Vertilgung ähnlicher Schlangen schon seit Jahrhunderten die besten Dienste that.

Magendie unterwarf die für einen jeden unserer Sinne bestimmten Nerven einer besonderen Untersuchung, die auf ganz unerwartete Resultate führte. Bisher nahm man z. B. an, daß die sogenannten Nerven des ersten Paares bloß für den Geruch bestimmt seyn. Er durchschnitt bey einem jungen Hunde diese Nerven, und das Thier verlor dadurch seinen feinen Geruch nicht im mindesten. Aehnliche Versuche an anderen Thieren gaben dasselbe Resultat. Als er aber die Nerven des fünften Paares durchschnitt, zeigte sich bey allen Thieren, mit denen der Versuch gemacht wurde, sogleich die Abwesenheit alles Geruches. Dieser Umstand sollte noch weiter dadurch bestätigt werden, daß man untersuchte, ob die Thiere, bey welchen das erste Nervenpaar eine Zerstörung erlitten hat, dennoch fortfahren, ihre Nahrung mittels des Geruches aufzusuchen und zu unterscheiden. Dieses fünfte Nervenpaar ist aber nicht bloß zur Ausübung des Geruches nothwendig, sondern es unterstützt alle Sinne in den Organen, zu welchen sich die Zweige desselben verbreiten. Wenn man z. B. dasselbe bey einem Thiere durchschneidet, so findet auch eine Vernichtung des Gefühls Statt, aber bloß in dem vorderen Theile des Kopfes, während die äußeren Ohren und der Hinterkopf ihr Empfindungsvermögen ungeschwächt behalten. Die stärksten chemischen Reize und Agentien können, wenn das fünfte Paar durchschnitten ist, keine Thräne mehr aus dem Auge erpressen; die Augenlieder und die Iris werden unbeweglich und starr; nach einiger Zeit wird die Hornhaut undurchsichtig und weiß, die Bindehaut und die Iris entzünden sich und eitern, und endlich verwandelt sich das Auge in einen Tuberkel, der nur noch einen kleinen Theil der Orbita einnimmt, und die Substanz desselben gleicht der frisch geronnenen Milch. Auch die Zunge wird dann unempfindlich, sie hängt aus dem Munde heraus, und scheint selbst sehr empfindliche Nahrungsmittel nicht mehr zu

schmecken. Oft zieht diese Durchschneidung des fünften Nervenpaares sogar den Verlust des Gehörs nach sich, so daß alle Sinne ohne Ausnahme unter dem Einflusse dieses Nervens zu stehen scheinen.

Arzneykunde.

Chaussier stellte lange fortgesetzte Untersuchungen in dem Hospice de la Maternité über das den Wöchnerinnen so verderbliche Puerperalfieber an. Bisher war man beynahe der allgemeinen Meinung, daß es von einer milchartigen Ergießung herrühre, weil man in der Bauchhöhle der daran Gestorbenen eine seröse, mit Flocken und einer käseartigen Substanz untermischte Flüssigkeit findet. Aber er zeigt, daß diese Stoffe der Milch bloß dem Aeußeren nach gleichen; er führt Krankheiten ganz ähnlicher Art auch bey jungen Mädchen und bey männlichen Individuen an, und findet, daß man es mit einer katarrhalischen Krankheit zu thun habe, der übrigens die Wöchnerinnen, ihrer besonderen Verhältnisse wegen, mehr ausgesetzt sind, als andere. Er zeigt, daß in sehr vielen Fällen die Anwendung von Dampfbädern und die Einreibungen von Merkurialsalben in den Unterleib die glücklichsten Folgen hatten.

Die Krankheiten des Ohrs gehören bekanntlich zu denjenigen, die der Kunst bisher noch am meisten widerstanden. Der äußerste Theil dieses Organs, der Gehörgang, ist, wenn er erkrankt, leicht zu heilen, weil die Instrumente hier eine offene und ungehinderte Anwendung finden. Der innere Theil, welcher aus der Eustachischen Trompete und der Trommelhöhle besteht, ist schon schwerer zu heilen, weil man nicht mehr gut zu ihm gelangen kann. Am schwersten aber ist der am tiefsten liegende Theil des Ohrs oder das sogenannte Labyrinth zu behandeln, das aus Höhlen und mehreren komplicirten Kanälen besteht, die mit einer gelatinösen Feuchtigkeit angefüllt sind, worin sich die Fäden des Gehörnervens ausbreiten. Dieser Theil ist der eigentliche Sitz des Gehörs, und die meisten Tauben leiden an ihm. Man kann aber mit keinem äußeren Mittel in das Labyrinth eindringen, und man kennt auch kein inneres Mittel, welches eine sichere Wirkung äußert. Die Meinung, daß das sogenannte Trommelfell zum Hören nöthig ist, scheint ungegründet. Schon das bekannte Kunststück einiger Tabakraucher, die den Rauch aus der Mundhöhle durch die Ohren herausgehen lassen, beweist das Gegentheil, und der berühmte Chirurg Astley Cowper in London hat gerade durch die Durchbohrung des Trommelfells mehrere Taube vollkommen geheilt. Der französische Chirurg Itard durchbohrte sogar das

Trommelfell, bloß um die Trommelhöhle, die der Sitz der Krankheit war, herzuſtellen, und ſie durch Einſpritzungen von lauem Waſſer zu heilen, welche Einſpritzungen ohne Durchbohrung des Trommelfells nicht bis zu der Trommelhöhle hätten gelangen können. — Die immer gefährlichen Amputationen des Armes im Schultergelenke führen oft den Tetanus oder Starrkrampf als Folge nach ſich, und dann wird das kranke Individuum meiſtens ohne Hoffnung aufgegeben. Baron Larrey fand, daß in dieſem Zuſtande die Anwendung des Feuers treffliche Wirkung thut, wenn es auf denjenigen Stellen angebracht wird, wo ſich das Centrum der nervöſen Reizung befindet. Das Beſpritzen mit kaltem Waſſer, welches deutſche und engliſche Aerzte empfehlen, fand er nicht befriedigend. — Gegen die großen Verheerungen, welche das ſogenannte Hoſpitalfieber an den Orten anzurichten pflegt, wo viele Menſchen in einem engen Raume zuſammengepreßt werden, ſchlägt Maſuyer das eſſigſaure Ammoniak oder den Spiritus Mindereri vor, der, in größeren Gaben angewendet, ſeinen Zweck nie verfehlt haben ſoll.

Man hat in den neueſten Zeiten manche Zweifel gegen die Einimpfung der Pocken erregt. Die Akademie der Wiſſenſchaften in Paris hat ſchon im Jahre 1812 eine eigene Kommiſſion zur Unterſuchung dieſes Gegenſtandes niedergeſetzt, der die geſammte Menſchheit in einem ſo hohen Grade intereſſirt. Das Reſultat ihrer Forſchungen war: 1) daß die Einimpfung des Kuhpockengiftes keinen Stoff in den Körper einführt, der in demſelben eine bedeutende Störung veranlaſſen könnte; 2) daß die unglücklichen, in einigen Fällen beobachteten Ausgänge der Impfung offenbar von fremden Urſachen abhängen, und anderen, auch ohne der Vaccine ſich entwickelnden Krankheiten zuzuſchreiben ſind; 3) daß die nachfolgenden Störungen offenbar ganz beſondere, von individuellen Umſtänden abhängige Fälle waren, und daß ſie, da ihre Zahl keineswegs mit der unermeßlichen Summe der von allen böſen Folgen ganz freyen Fälle in Verhältniß ſteht, zu keiner allgemeinen Folgerung berechtigen könne; 4) daß jene unglücklichen Fälle, wenn man ſie ſelbſt als unbeſtreitbar annehmen wollte, doch durch die zahlreichen Beyſpiele von chroniſchen und anderen Krankheiten, welche ſich in Folge der Impfungen mit Kuhpockengift verloren haben, mehr als ausgeglichen worden ſind; 5) daß die Impfung mit Kuhpockengift der mit gewöhnlichem Blatterngift bey weitem vorzuziehen iſt; 6) endlich, daß die präſervative Kraft der Vaccine eben ſo wenig geläugnet werden kann, als die des Blatterngiftes ſelbſt, und daß die Vaccine noch den großen Vortheil hat, daß ſie die Blattern-Epidemie beſchränkt, und bey fortdauernder Anwendung ſogar

hoffen läßt, daß man endlich eine der fürchterlichsten Geißeln der Menschheit gänzlich verschwinden sehen wird.

Schon die Aerzte des sechzehnten Jahrhunderts berichten mehrere Fälle, wo es gelang, eine verlorene Nase dadurch wieder herzustellen, daß man ein Stück Fleisch aus dem Arme ansetzte. Vor nahe einem halben Jahrhundert will der Chirurg Garengeot eine Nase wieder anwachsen gesehen haben, die in einer Schlägerey mit den Zähnen abgebissen, in den Koth geworfen und bereits völlig kalt geworden war. Man spottete über den Erzähler, und Niemand wagte es, die vorgebliche Operation nachzumachen. Unlängst aber ist ein nicht minder außerordentlicher Fall in Schottland sogar gerichtlich bestätigt worden, indem nämlich ein von der Hand völlig getrennter Finger in wenigen Tagen wieder anwuchs, und nur der Nagel verloren ging. Der französische Chirurg Percy, der diese animalischen Pfropfungen vielleicht häufiger, als irgend ein anderer, vorgenommen hat, war nie so glücklich, dergleichen auffallende Operationen gut verlaufen zu sehen, außer in dem Falle, wenn abgeschnittene Glieder und Fleischpartien noch wenigstens durch einen Lappen mit dem übrigen Körper zusammenhingen. Dieser Lappen war eine nothwendige Bedingung des Gelingens. Doch scheint die Sache noch weitere Untersuchungen zu verdienen, da sie noch keineswegs erschöpft ist. Bekannt ist, daß selbst sehr tiefe und viele Zoll tiefe Fleischwunden, z. B. Säbelhiebe in dem Schenkelfleische, bloß durch das längere Andrücken der abgeschnittenen Theile an ihre vorige Stelle wieder, und zwar in sehr kurzer Zeit, anheilen.

Orfila's, eines jungen Spaniers, Werk über die Gifte, Traité général des poisons, in vier Theilen, ist das Vollständigste, was wir über diesen Gegenstand besitzen, der für die Arzneykunst, für die Rechtspflege und selbst für das gemeine Leben von der größten Wichtigkeit ist. Der scharfsinnige Verfasser hat alle seine Vorgänger eifrig benützt, und viel Neues aus seinen eigenen Versuchen hinzugefügt. Ein eben so ausgezeichnetes Werk ist das des Chaussier über die gerichtliche Medizin, dessen Hauptzweck darauf gerichtet ist, die Aufschlüsse der Anatomie, Chemie und Physiologie auf die möglichen Ursachen des Todes bey den Leichenöffnungen anzuwenden. Es ist zu erwarten, daß durch dieses Werk das Leben vieler Schuldlosen erhalten und die Bestrafung vieler Schuldigen erreicht werden wird: Sontibus inde tremor, civibus salus, wie das treffend gewählte Motto des Buches sagt.

Unter allen Krankheiten, die den Menschen befallen, sind wohl die Gemüthsaffektionen die traurigsten und am meisten

geeignet, seinen Stolz zu demüthigen, besonders die noch nicht völlig ausgebildeten und unvollständigen Affektionen. Wenn ein Mensch in eine Wuth verfällt, die sich durch nichts bändigen läßt, oder wenn er in eine gänzliche Geistesschwäche verfällt, die ihn noch unter das Thier herabwürdigt, so erregt zwar ein so erschütternder Anblick tiefen Schauder, aber wir sehen doch nichts, als eine allgemeine Affektion des Gehirns, welche dieses Werkzeug des Geistes zu seinen Verrichtungen untauglich macht. Aber wenn sich ein, an Körper und Seele gesunder, seiner vollen Vernunft mächtiger und sonst in allen übrigen Beziehungen geregelter Mensch bloß in einzelnen Ideen oder Ansichten von den allgemein als wahr angenommenen Voraussetzungen entfernt; wenn er bloß einzelne geistige Verrichtungen irrig vollführt, oder gewisse besondere Empfindungen zu haben glaubt, denen nichts Aeußeres zu Grunde liegt, so sehen wir ihn als unsers Gleichen an, und die Besorgniß, daß auch uns ein ähnliches Loos in gesunden Tagen treffen, daß uns vielleicht, ohne daß wir es wissen, ein solches Loos schon getroffen haben kann, wirkt ergreifender auf uns, als der, wenn gleich an sich selbst viel schrecklichere Anblick eines Rasenden, der an seiner Kette reißt, der uns aber doch nur als ein Kranker erscheint, der mit uns weiter keine Aehnlichkeit hat, und dessen Schicksal uns, wie wir hoffen, immer fremd bleiben wird. Indessen kommt doch gerade diese Art der Geisteskrankheit am häufigsten vor, und sie ist zu keiner Zeit so selten gewesen, daß sie nicht die besondere Aufmerksamkeit der Aerzte verdient, und daß sie nicht für jeden Beobachter sehr wichtige Daten zu der moralischen Geschichte unseres Geschlechtes geliefert hätte. In den neuesten Zeiten hat sich damit vorzüglich Esquirol beschäftigt, und in seiner sehr scharfsinnigen Schrift gezeigt, daß diese Krankheit bald einen akuten, bald einen chronischen Gang verfolgt, und daß man dabey, wie bey allen anderen Krankheiten, Fortschritte, Paroxysmen, Abnehmen und oft auch einen glücklichen Ausgang beobachtet. Große Veränderungen in der Existenz der Kranken oder in ihren Verhältnissen und nächsten Umgebungen, oder andere wichtige oder ihnen wichtig scheinende Ereignisse, wenn sie einen lebhaften Eindruck auf die Einbildungskraft machen, vermehren oft diese Gattung von Zufällen, und heben sie eben so oft glücklicher, als alle unmittelbaren Heilmittel. Esquirol führt besonders viele und auffallende Beyspiele aus den letztverflossenen dreyßig Jahren an, welche Zeit denn allerdings besonders geeignet war, solche Erscheinungen zu erzeugen. Ein in Folge schwerer Anklagen seiner Würde entsetzter Mann glaubt immerwährend Stimmen zu vernehmen, die ihm seine Fehler vorwerfen; eine Frau, die in

ihrer Jugend den Leidenschaften fröhnte, sieht zuweilen Wesen, die sie für ihre Ausschweifungen strafen wollen; eine andere, einem kontemplativen Leben ergeben, sieht sich bereits der Erde entrückt und wandelt unter Geistern. Da diese Erscheinungen, bey einem sonst gesunden Körper, nur in einer gestörten Einbildungskraft liegen, so muß bey der Heilung derselben auch auf diese Einbildungskraft besonders hingewirkt werden. Man muß die Imagination zu lenken, auf eine mächtige Art zu überraschen suchen, sich den Irrthümern des Kranken eine Zeit lang hingeben, um ihm Vertrauen einzuflößen; man muß ihn in solche Lagen versetzen, wo sein sonst noch gesunder Verstand ihn selbst von dem Irrthume seines Wahnes überzeugt, und vor allem, man muß das Urtheilsvermögen der Jugend durch eine kräftige und zweckmäßige Erziehung auszubilden suchen, die den Menschen fähig macht, allen weichlichen, entnervenden und mystischen Eindrücken kraftvoll zu widerstehen.

Unter allen Lauten unserer Sprachen ist bekanntlich das R am schwersten auszusprechen. Unsere Kinder plagen sich oft lange damit, und viele Menschen lernen ihn ihr ganzes Leben nicht gehörig auszudrücken. Man nennt die letzten Scharrer oder Ratscher (grasseyeurs). Man wird darüber weniger erstaunen, wenn man erfährt, daß die Physiologen bereits über sechs und zwanzig deutliche Bewegungen von Seite der Muskeln, des Larynx, des Gaumensegels, der Zunge, der Lippen und der Unterkiefer aufgefunden haben, welche zu der Aussprache dieses Buchstaben erforderlich sind. Fournier hat uns ein Mittel gelehrt, diese Unvollkommenheit der Aussprache zu heilen, wenn sie bloß von der Gewohnheit abhängt, und nicht eine fehlerhafte Organisation der Sprachwerkzeuge zur Ursache hat. Dieses Mittel hat er von dem berühmten Schauspieler Talma erhalten, und es besteht darin, die Scharrenden solche Worte, in welchen dieser Buchstabe oft vorkömmt, immer schneller und anfangs so aussprechen zu lassen, daß man statt des R ein T substituirt, daß man also z. B. statt »rothe Rosen, rare Raben« sehr schnell »tothe Tosen, tate Taben« zu sprechen sucht. Vielfältige Erfahrungen haben die Güte dieses Mittels bewährt. Es scheint, als ob durch die schnelle Aussprache mehrerer T die oben erwähnten Sprachwerkzeuge zur Hervorbringung des Lautes R eingeübt und gleichsam vorbereitet würden.

Der Gebrauch des Feuers in der Medizin ist von Einigen mit Enthusiasmus gerühmt, von Andern mit Abscheu verworfen worden. Gondret hat durch seine Versuche gezeigt, daß es in manchen Fällen, die allen andern Mitteln Trotz bieten, sehr vortheilhaft angewendet wird. Er hat durch weißglühendes Eisen,

welches er dem Scheitel so stark näherte, daß es nicht nur die allgemeinen Bedeckungen verbrannte, sondern auch die äußeren Theile des Knochens zerstörte, den schwarzen Staar, Epilepsie mit Idiotismus und andere chronische Uebel gehoben. Die Pariser Akademie ließ diese Versuche durch mehrere Monate prüfen, und hat darüber die befriedigendsten Resultate erhalten.

Das gelbe Fieber ist eine nicht weniger schreckliche Krankheit, als die Pest der Levante. In den Gegenden, wo es wüthet, hat es oft den vierten, ja sogar den dritten Theil der ganzen Bevölkerung vernichtet. Lange Zeit auf die heißen Länder beschränkt, scheint es seit einigen Jahren auch auf Europa übergehen zu wollen. Es hat in den letzten Zeiten viermal in Kadix getobt, und mehr als 25,000 Menschen dieser Hafenstadt dem Tode zum Opfer gebracht. Die Regierungen haben daher auf Mittel gedacht, diesem Verderben bey uns Einhalt zu thun, und mehrere Aerzte haben sich beeilt, den Tribut ihrer Erfahrungen und Einsichten öffentlich mitzutheilen. Wir besitzen schon viele, und zwar sehr gute Werke über diese Krankheit, aber wir sind noch nicht zu ganz sicheren Resultaten geführt. Nicht einmal die Hauptfrage ist beantwortet, ob sich dieses Fieber von einem Menschen zu dem anderen fortpflanzt, und ob Sanitätsmaßregeln, denen gegen die orientalische Pest ähnlich, nothwendig sind oder nicht? Erzeugt sich vielleicht diese Krankheit bloß durch die Wirkung der Luft und ihrer ungesunden Bestandtheile, wo dann Barrieren jeder Art nur nichts vermögende Hindernisse wären? Sub judice lis est. Wir wissen es nicht! Deveze, der das gelbe Fieber in Haiti und in Philadelphia kennen gelernt hat, erklärt sich gegen die Ansteckung. Er sah die Krankheit sporadisch auf den Antillen herrschen, er sah die angekommenen Fremden lebhaft davon ergriffen werden, ganze von Europa hinübergeschickte Armeen wegmähen: aber er sah keinen einzigen, der bloß durch seinen näheren Umgang mit den Kranken auch krank geworden wäre. Auf den Antillen ist das heiße Klima, in Philadelphia die Vereinigung der Hitze mit den fauligen Ausflüssen der Kanäle die Ursache dieser Krankheit. Aber sie erhält und verbreitet sich nur dort, wo diese Ursachen vorhanden sind, und nur diejenigen werden davon befallen, die sich diesen Ansteckungsherden aussetzen. Diesen Orten ganz nahe, aber freye und luftige Plätze, bleiben von der Krankheit frey. In der Stadt davon Befallene werden auf das freye Land gebracht, und sterben auch oft auf dem freyen Lande, weil sie die Ursache des Todes mit sich brachten; aber diejenigen, welche sie auf dem Lande pflegen, bleiben von der Krankheit verschont. Sedillot hat diese Meinung des Devezes ebenfalls angenommen,

ja sie sogar auch auf den Typhus und auf die Pest selbst ausgedehnt. Audouart aber erklärt sich für die Ansteckungskraft dieser Krankheiten, ja er geht sogar so weit, zu behaupten, daß selbst das Wechselfieber ansteckend werden könne. Auch Moreau de Jonnès ist für die Ansteckung des gelben Fiebers; Girardin aber sucht den Mittelweg einzuschlagen, indem er dieses Fieber gewöhnlich als nichtansteckend ansieht, aber unter bestimmten Einflüssen auch zu den ansteckenden zählt. Bey diesem Zustande wird es also immer noch nothwendig seyn, öffentliche Sicherheitsmaßregeln anzuwenden, und die aus Amerika kommenden Schiffe einer eben so genauen Quarantaine zu unterwerfen, als die aus der Levante kommenden sich bisher gefallen lassen mußten.

Derselbe Moreau de Jonnès hat auch eine andere Geißel der Menschheit, die Cholera morbus, zum Gegenstande seiner näheren Untersuchung gemacht. Diese Krankheit, die bekanntlich aus Ostindien stammt, wurde zum ersten Male im J. 1819 durch eine englische Fregatte von Calcutta nach Isle de France gebracht, wo sie binnen sechs Wochen über sechstausend Neger tödtete. Sie hat sich über ganz Hindostan, das mittägige China und über die Philippinen verbreitet, und in diesen Gegenden ungeheure Verwüstungen angerichtet. Man behauptet, daß das Olivenöhl, innerlich mit Aether und Kampfer genommen, bis jetzt das einzige Mittel gegen dieses schreckliche Uebel sey. Nach den Beobachtungen desselben Arztes scheint sich diese Krankheit, welche bisher nur die östlichen Gegenden verwüstet hat, allmälich Europa von mehreren Seiten zu nähern. In sieben Jahren (von 1817 bis 1823) zog sie von den Molukken nach den Küsten von Syrien und von Isle de France bis Astrachan an dem kaspischen Meere, und sie ergriff auf diesem Wege ohne Unterschied jedes Alter, jedes Geschlecht, jedes Temperament und jede Menschenrasse. Sie scheint nicht von individuellen Prädispositionen abzuhängen, noch sich um die Temperatur der Atmosphäre zu kümmern. Sie ist nicht die Folge der Feuchtigkeit tief liegender oder überschwemmter Orte; denn sie wüthet im Thale ganz eben so, wie auf den hohen Bergen von Nepaul, in den Steppen der Tartarey ganz eben so, wie in den Sandwüsten von Diarbekir. Sie ist auch nicht das Resultat einer schädlichen Nahrung, wie man bisher angenommen hat, da sie auf so weit von einander entlegenen Orten ausbricht, die in Beziehung auf die Nahrungsstoffe, welche sie den Menschen darbieten, völlig verschieden sind. Auch von den Winden wird sie nicht weiter getragen, weil sie die zwischen den inficirten Gegenden liegenden Ortschaften gänzlich verschont. Sie brauchte ein

Jahr, um die indische Halbinsel zu durchlaufen; drey Jahre, um sich über die Inselgruppe des indischen Oceans zu verbreiten; vier Jahre, um in den persischen Meerbusen einzudringen; und sieben Jahre endlich, um die Ufer des mittelländischen Meeres zu erreichen.

Eine noch schrecklichere Plage der Menschheit, als die Pest, das gelbe Fieber und die Cholera morbus ist endlich die Varioloide, deren nähere Beschreibung uns Moreau de Jonnès gegeben hat. Sie ist eine Art von Menschenblattern, die aber noch viel tödtlicher ist, als die Blattern je gewesen sind, und gegen welche bisher keine Vaccine geschützt hat. Sie hat sich bereits häufig in den vereinigten Staaten gezeigt, wie auch schon auf den Antillen, und scheint sich jetzt auf den britannischen Inseln verbreiten zu wollen. Man tröstet uns damit, daß die Vaccine, wenn sie auch die Varioloiden nicht verhindert, wenigstens ihre Wirkungen beschränkt. Ja man hat die Beobachtung an vielen Orten gemacht, daß die vaccinirten, von der Varioloide ergriffenen Individuen nicht leicht sterben, während diejenigen beynahe alle unterliegen, die nicht vaccinirt worden sind, und zwar selbst dann, wenn sie die natürlichen Menschenblattern gehabt haben. Uebrigens unterscheiden sich die Varioloiden von den Menschenblattern durch die deutlicher ausgesprochene tuberkulöse Form ihrer Pusteln; durch eine Flüssigkeit, welche, anstatt in einen eiterartigen Zustand überzugehen, ganz klar bleibt; durch einen weniger charakteristischen Geruch; durch Krusten, welche sich zwischen den Fingern nicht in Staub verwandeln, und durch kleinere und seichtere Narben. Der Anfang der Krankheit ist von Uebelkeiten und Erbrechen begleitet; bald darauf wird besonders die Lunge sehr afficirt, aber Fieber gegen das Ende der Krankheit sind selten. Moreau hält dafür, daß auch sie aus den östlichen Gegenden, besonders aus Indien, komme, indem die heiligen Bücher der Indier neun Sorten dieser Blattern erwähnen. Die Nachrichten, welche er von den Verheerungen gibt, welche die Varioloiden schon seit länger in Asien verüben, sind Schrecken erregend.

* * *

Das ganze Werk wird mit der Rede beschlossen, die der Verfasser in der Akademie zur Zeit der Rückkehr des Seefriedens gehalten hat. Es mag uns erlaubt seyn, einige der vorzüglichsten Ideen derselben hier kurz zusammen zu stellen. — Nachdem er über die Wichtigkeit der Klassifikation und einer passenden Nomenklatur in der Naturgeschichte gesprochen hat, von der die Al-

ten, so viel uns bekannt, nicht einmal einen Versuch gemacht hatten, geht er auf die großen Verdienste Linné's über, der vorzüglich dadurch seinen Ruhm begründet hat. Allein er irrte, wenn er durch bloße kurze Definitionen den unendlichen Reichthum der Natur hinreichend zu unterscheiden gedachte, und im Vertrauen auf seine Autorität glaubten seine Schüler, so oft ihnen seine Phrasen anwendbar schienen, alle Gattungen und Arten dadurch bestimmt zu haben. Erst nach dem Tode des großen Meisters durften es Männer, wie Buffon, Daubenton, Jussieu u. a. unternehmen, vollständige Beschreibungen zu liefern, und dadurch viel feinere und genauere Merkmale anzugeben. Bald nach ihnen brach der fünf und zwanzigjährige Krieg aus, der durch die Unterdrückung des Handels und die Kontinentalsperre allen Wissenschaften, besonders aber der Naturgeschichte, sehr schädlich zu werden drohte, und ganz unerwarteter Weise besonders nützlich für sie wurde. Die Naturforscher, welche bisher zu sehr durch ihre Exkursionen in fremde Welttheile zerstreut wurden, haben sich nun auf die Erzeugnisse des heimischen vaterländischen Bodens geworfen, auf welchem sie noch reiche und ihnen selbst ganz ungehoffte Schätze fanden; sie bemühten sich, das bisher Gesammelte, das in großer Unordnung vor ihnen lag, zu sichten und zu ordnen; sie drangen mehr in das Innere der Wesen ein; sie suchten ihrem Aggregate von zerstreuten Kenntnissen eine wissenschaftliche Form zu geben u. s. w. Diese Aenderungen zeigten bald ihre sehr wohlthätigen Folgen. Die Herrschaft der alten Naturgeschichte hatte aufgehört, und an ihre Stelle trat eine kräftige jugendliche Wissenschaft, die unter dem Drucke des Krieges geboren und erzogen, sich bey den ersten Strahlen des kommenden Friedens rasch entfaltete, und freudig heranwuchs. Ein bisher unbekannter Eifer bemächtigte sich der für diese Wissenschaft lebenden Generation. Wer kennt nicht die Leiden des Roß und Parry auf ihren dreymaligen Reisen zu dem Nordpol; die Gefahren, welche Franklin bestand; die Unfälle des Kapitäns Turkey; den schmälichen Tod Perons und Delalandes in Afrika; den Untergang Havet's in Madagaskar, Godefroy's in Manilla und Duvaniel's in Indien, deren die einen durch die Seuchen ungesunder Gegenden, andere durch die Hitze des Klima, durch unwissende Wilde oder durch wilde Thiere ihr der Wissenschaft geweihtes Leben verloren. Der alte Noël de la Moriniere, von der Last der Jahre und seiner früheren Arbeiten gebeugt, brachte noch seine letzten Tage freudig zum Opfer und starb am Cap-Nord. Badia, der auf dem Wege nach Mekka ermordet wurde; Seetzen, der in Nubien vergiftet; Ritchie, der in Fezzan

erschlagen; Kuhl, der in Batavia durch eine ansteckende Krankheit getödtet wurde — alle diese unglücklichen Vorgänger konnten den Muth ihrer Nachfolger nicht erkalten machen, und bald nach ihnen rüstete sich der kühne und geistreiche Bowdich in das Innere von Afrika, begleitet von seiner jungen und talentvollen Gattin, und beyde fanden in Gombien den Tod. So kann der Ruhm, nicht bloß jener des Helden auf dem Schlachtfelde, nur durch Gefahren und Ertragung von Mühseligkeiten errungen werden, und die Wissenschaft, so wie die Kriegskunst, wählt nur unter sehr harten Bedingungen diejenigen aus, welche sie würdiget, in ihren Annalen für die Zukunft verzeichnet zu werden. Aber nicht bloß unglückliche Expeditionen dieser Art müssen angeführt werden. Wer erinnert sich nicht der reichen Beute, welche Krusenstern, Kotzebue d. J., und der Kapitän Freycinet aus den entferntesten Gegenden in ihre Heimat gebracht haben? Milius und Philibert haben unsere Treibhäuser bereichert; Duperrey hat die schönsten Sammlungen aller Art bekannt gemacht; Pol und Schott sind von Oesterreich und Spix und Martius von Bayern nach Brasilien gesendet worden; Diard und Duvaucel wurden von Frankreich nach Sumatra geschickt; Leschenault nach Koromandel, Fontanier nach Tiflis; Cailliaud nach Nubien; Lachesnaye nach Carolina und Guadelonpe; Moreau de Jonès nach Martinique; Peley nach den Antillen u. s. w. Und sollen wir noch des Königs der Reisenden, sollen wir A. Humboldt's erwähnen? Sein Ruhm ist in aller Munde, und seine Verdienste sind so anerkannt, daß es uns nicht ziemt, sie selbst anzupreisen.

Die leidenschaftliche Liebe, welche in den neuesten Zeiten für die Naturwissenschaften erwachte, ist selbst bis zu den höheren Klassen vorgedrungen. Der Prinz Maximilian von Neuwied und der Prinz Paul Wilhelm von Würtemberg ist noch von keinem Naturforscher an Muth, Geduld und an dem Reichthum ihrer Sammlungen übertroffen worden. Selbst der Handel treibende Privatmann richtet sein Auge auch auf diesen Zweck, und ihm verdanken wir einen sehr großen Theil der Schätze, auf welche jetzt unsere Naturalienkabinette mit Recht stolz sind.

Die Folge so vielfältiger, sämmtlich zu einem Ziele gerichteter Bestrebungen ist ein Reichthum von Kenntnissen, den wir noch vor wenigen Jahren kaum ahnen durften. Linné zeigte im J. 1778 in seinem allgemeinen Kataloge der Pflanzen nahe 8000 Arten an. Nach dreyßig Jahren erschien das Werk Wildenow's, das 25,000 Arten enthält. Decandolle beschäftigt sich jetzt mit einem, das 40,000 enthalten wird. Die seltsamen Formen dieser neuen Pflanzen befremden uns nicht weni-

ger, als dieſe Zahlen, und Linné hat gewiß nicht die Exiſtenz der Raflesia vermuthet, dieſer Schmarotzerpflanze, die weder Stamm noch Blätter zeigt, und die bloß in einer Blume beſteht, aber in einer Blume, die drey Fuß im Durchmeſſer hat. Man hat dieſes merkwürdige Gewächs in den Wäldern von Sumatra entdeckt.

Eben ſo ſehr iſt die Zahl der jetzt lebenden Quadrupeden angewachſen. Buffon hat ſie auf nahe 300 geſchätzt, Desmarets zählt ihrer jetzt ſchon 700. Man glaubte, die größeren Arten wären bereits alle bekannt, aber das einzige Indien hat uns ſehr viele große und ganz neue Thierarten kennen gelehrt. Lacepede zählte vor zwanzig Jahren noch nicht 300 Fiſcharten, das königliche Kabinet in Paris beſitzt jetzt ſchon 2500 Arten. Von den Würmern, welche in dem Körper anderer Thiere leben, hat uns Rudolphi eine ganz neue Welt aufgeſchloſſen. Noch mehr aber muß uns die täglich wachſende Anzahl der Inſekten mit Staunen erfüllen. Jeder Reiſende bringt Tauſende derſelben nach ſeiner Heimat zurück. Das k. Kabinet in Paris beſitzt gegenwärtig über 25,000 Arten, und nach einer mäßigen Schätzung befinden ſich in den übrigen Kabinetten Europas wenigſtens noch einmal ſo viel. Latreille hat berechnet, daß ein Menſch, der alle bisher geſammelten Inſekten beſchreiben wollte, dreyßig Jahre ohne Unterbrechung daran arbeiten müßte. Während dieſer Zeit werden aber, wenn der Eifer der Reiſenden nicht nachläßt, wieder eben ſo viel neue Species gefunden werden. Dazu muß bemerkt werden, daß hier bloß von kurzen äußeren Beſchreibungen die Rede iſt, denn viele dieſer Inſekten, ſelbſt die am meiſten verachteten, bieten in ihrer inneren Organiſation ſo viel Wunder dar, daß die genaue Beſchreibung von zwey oder drey derſelben ſchon ein ganzes Menſchenleben vollauf beſchäftigen würde. So hat Lyonnet zehn volle Jahre an einem Werke über eine einzige Raupe gearbeitet, und Strauß hat uns mit einem ähnlichen über den Maykäfer beſchenkt. In dieſem kaum einen Zoll langen Thierchen findet man die wunderbarſte Einrichtung und eine Zartheit und Schönheit der innern Theile, die das Auge entzückt, als ob alles nur darauf berechnet wäre, dem Menſchen zu gefallen, dem Menſchen, der vielleicht, ſeitdem die Welt beſteht, zum erſten Male ſeinen Blick darauf geworfen hat. Welchen Zweck mag die Natur gehabt haben, ihre verborgenſte Werke, die ſie unſern Blicken gleichſam neidiſch entzogen hat, mit den reichſten Schönheiten auszuſtatten? Jene Tauſende von Fiſchen z. B., deren Schuppen mit dem Glanze des Goldes und aller Edelſteine geſchmückt ſind, worin ſich alle Farben des Regenbogens ſpiegeln — warum ſind ſie, unſeren Blicken ent-

zogen, in den Tiefen des Oceans verborgen, wo sie sich kaum einander selbst sehen können, da das Licht nicht mehr in den Abgrund dringt, in welchem sie leben.

Das Vorhergehende kann allerdings noch keinen genügenden Begriff von dem wahrhaft übergroßen Reichthume des Werkes geben, welches wir den Lesern näher anzeigen wollten. Wir haben uns in dieser Anzeige nur auf einige, nicht sowohl dem bloßen gelehrten Naturforscher, als vielmehr dem größeren Kreise von Lesern interessante Resultate beschränken müssen, um diese Bemerkungen nicht zu sehr auszudehnen. Uebrigens darf zu einer vollständigen Würdigung des Werkes nicht übersehen werden, daß es eigentlich nur eine Sammlung der sogenannten Berichterstattungen ist, welche Cuvier über die von verschiedenen Physikern der Akademie eingesendeten Memoiren in den Versammlungen der Akademie vorgelesen hat. Da diesen Berichten die Memoiren, auf welche sie sich beziehen, gewöhnlich in demselben Bande, der die Berichte enthält, umständlich folgen, so war es allerdings zweckmäßig, sich so kurz zu fassen, und gleichsam nur eine allgemeine Anzeige der Memoirs selbst zu geben. Allein in unserer gegenwärtigen Sammlung erscheinen diese Anzeigen ohne jene Memoiren, und ihre dort sehr zweckmäßige Kürze wird vielen hier nicht mehr sehr angemessen erscheinen. Ohne Zweifel würde die Absicht, wegen welcher eine solche Sammlung unternommen worden ist, besser erreicht worden seyn, wenn sich ihr berühmter Verfasser zu einer ausführlicheren Darstellung der in ihr enthaltenen Gegenstände entschlossen hätte. Die Masse der Materialien, welche hier vor uns aufgethürmt erscheint, ist so groß, daß ein umständliches alphabetisches Inhaltsverzeichniß, wie bereits erwähnt, als ein dringendes Bedürfniß erklärt werden muß, wodurch der Uebersetzer den Gebrauch des Werkes in einem hohen Grade erleichtert haben würde. Hätte er überdieß bey so mannigfaltigen einzelnen Gegenständen noch den Band und die Seitenzahl der Memoiren angegeben, wo man die umständliche Auseinandersetzung findet, so würde er dem Wunsche vieler Leser entgegengekommen seyn. Großen Dank würden wir ihm noch wissen, wenn er in beygesetzten Noten die Lücken, welche der Verfasser übrig gelassen hat, auszufüllen gesucht hätte, um dem Ganzen mehr Vollständigkeit zu geben. Das von dem Uebersetzer am Ende des vierten Bandes mitgetheilte Namenregister erfüllt nur den kleinsten Theil der hier aufgestellten Forderungen, und ist bey der Form, die man ihm gegeben hat, von wenigem Nutzen. So vollständig oder vielmehr so reich das Werk an den schönsten und interessantesten Notizen ist, so bezieht es sich doch größtentheils nur auf die Entdeckungen der Landsleute

des Verfassers und auf die Bereicherungen der Naturgeschichte durch französische Naturforscher. Bey einer Sammlung der Memoiren einer ebenfalls französischen Akademie wird und kann man nichts anderes erwarten. Allein bey der Uebersetzung einer solchen Sammlung darf man mit Recht andere Forderungen aufstellen, und Hr. Dr. Wiese, der sich bereits sehr vortheilhaft in der wissenschaftlichen Welt gezeigt hat, hätte sich nicht darauf beschränken sollen, bloß das von ihm Gelesene in einer andern Sprache wieder zu geben, da ohnehin die meisten, welche der Inhalt des Werkes interessirt, der französischen Sprache so mächtig seyn werden, daß sie es im Original werden lesen können. Bey all dem großen Reichthum an Kenntnissen und Belesenheit, die der französische Verfasser in seinem Werke niederlegte, läßt sich doch nicht läugnen, daß ihm vieles von dem entgangen ist, was in derselben Periode, deren Geschichte er beschreibt, von englischen, italienischen und deutschen Naturforschern geleistet worden ist, und der Uebersetzer würde den Werth des Werkes sehr erhöht, und ihm aus seiner anfangs beschränkten und vorzüglich nur für Frankreich berechneten Bestimmung eine allgemeine, eine gleichsam weltbürgerliche Tendenz gegeben haben, wenn er die in dieselbe Periode fallenden Entdeckungen der nicht französischen Naturforscher in seine Darstellung mit aufgenommen hätte. Allerdings wäre dann die Arbeit sehr vermehrt worden, und sie würde mit der eines bloßen Uebersetzers nicht mehr verglichen werden können. Allein dasselbe würde dann auch von dem Verdienste und von dem Ruhme des deutschen Herausgebers gesagt werden können. Etwas Bedeutendes zu leisten ist immer schwer, und die Götter gaben in den alten und geben in den neuen Zeiten nichts ohne Mühe und Anstrengung, die der nicht scheuen darf, dem es um Auszeichnung irgend einer Art zu thun ist. Denn in jeder Gattung der menschlichen Bemühungen kann, um mit den eigenen, früher schon angeführten, Worten Cuvier's zu schließen, der Ruhm nur durch Mühe und Beschwerden errungen werden, und die Wissenschaft, so wie der Sieg auf dem Schlachtfelde, wählt nur unter harten Bedingungen diejenigen aus, denen sie die Palme zuerkennt, und die sie für würdig hält, in ihre Jahrbücher eingetragen zu werden.

J. J. Littrow.

Art. III. Briefe aus Italien über das Geheimnißvolle der Schönheit und die Kunst. Von J. G. v. Quandt. Gera, Heinsius'sche Buchhandlung. 380 S. kl. 8.

Der geistreiche Verfasser setzt in der Vorrede zu seinem in vielen Beziehungen ausgezeichneten Werke als Aufgabe fest, das

innere Wesen der Schönheit zu entwickeln, ohne die Einheit ihres Daseyns aufzuheben, welches nicht allein ihrem auf Einheit beruhenden Wesen entgegen seyn würde, sondern auch dem Künstler Abneigung gegen die Wissenschaft des Schönen einflößen müßte. Er stellt gleich von vorne herein den Standpunkt ästhetischer Urtheile sicher und richtig durch die Bemerkung fest, daß es im Gemüthe ein Urbildliches gebe, mit welchem wir alle Wahrnehmungen vergleichen, und welches über Einheit, Wesenheit, Beziehung und Wirklichkeit in weit höherem Grade und vollständiger entscheidet, als die Quantitäts-, Qualitäts-, Relations- und Modalitäts-Kategorien des Verstandes, welche sich nicht unmittelbar auf die Dinge selbst, sondern auf das Vorstellen und Denken beziehen. Da die Schönheit als Offenbarung eines Urbildlichen auch immer etwas Geheimnißvolles trägt, weil wir dieß nicht weiter erklären noch beweisen können, sondern es als letzten Grund zu einer Erklärung des Wohlgefallens an dem, was wir schön nennen, annehmen; werden wir auch gleichsam nothwendig zur Enthüllung dieses Geheimnisses aufgefordert. Die Lösung dieser Aufgabe ist der Zweck des vorliegenden Werkes, wobey jedoch der Verfasser bemerkt, daß es ihm nicht sowohl um eine Erklärung, als eine Entfaltung des sich Hingeben und Aufgehen des Geistigen in einem Gegenstande durch die Kunst, und des sich wieder Zurücknehmen, des sich Herüber- und Hinüberspiegeln des einen in das andere zu thun sey. Da der Verfasser bemerkt, daß er kein System der Aesthetik aufstellen wollte, sondern bloß Eingebungen des Augenblicks überliefern, weßhalb er auch die Briefform in seinen Mittheilungen gewählt habe, so können wir auch in der Erörterung und Prüfung seiner Ansichten nicht den eigentlich systematischen Weg einschlagen, sondern nur jedes von ihm vorgebrachte Erkenntniß, wie er es eben bietet, der Betrachtung unterziehen.

Im ersten Briefe stellt der Verfasser die Schönheit als eine in der Anschauung unzertrennliche und unauflösbare Einheit dar. Er erklärt scharf und gut die ästhetische Betrachtung von der logischen dadurch verschieden, daß das Subjekt bey ersterer sich weniger des Objekts, als des dadurch in ihm erregten Zustandes bewußt wird; auch die Hindeutung auf das Nothwendige des mit der Betrachtung des Schönen verknüpften Wohlgefallens ist an seinem Orte, und nur zu bedauern, daß der Verfasser die Gelegenheit, welche sich bey Anführung der Bemerkung des Simonides, daß die bildende Kunst eine stumme Poesie sey, ihm unmittelbar darbot, nicht ergreift, um von dem Verhältnisse zu reden, in welchem alle schönen Künste zur Poesie stehen. Es hätte dabey anschaulich gemacht werden

können, wie alle schönen Künste nur gleich Strahlen von der Weltsonne Poesie, nicht Dichtkunst, welche nur die im Worte verkörperte Poesie ist, ausgehen; wie durch jenes nothwendige Verhältniß sich zugleich die unmittelbare Verwandtschaft aller schönen Künste unter einander erweise, daraus hätte der Uebergang zu den Verhältnissen genommen werden können, in welchen die schönen Künste zu einander stehen, wovon der Verfasser erst in der Folge spricht.

Im zweyten Briefe handelt der Verfasser von der Richtung der subjektiven Thätigkeit dem schönen Gegenstande gegenüber. Er erklärt die Beschaffenheit jenes Zustandes, in welchen das Subjekt sich bloß mit der gefühlsweisen Betrachtung des durch das Objekt hervorgebrachten Eindrucks beschäftigt, und bemerkt, daß weder die objektive noch subjektive Richtung der Thätigkeit des Ichs für sich allein zu der Kenntniß der Schönheit führe, sondern daß vielmehr in dem Vereinigungspunkte bey der Richtung jener Thätigkeit die Region sey, in welcher man die Schönheit aufzusuchen habe.

Im dritten Briefe unterzieht der Verfasser die bedeutendsten Meinungen über die Natur der Schönheit, der Prüfung. Er theilt dabey alle bisher gegebenen Definitionen über das Schöne und die Schönheit von einigem Gehalt in drey Klassen ein. Die Grund-Idee der Definitionen der ersten Klasse faßt er in folgenden Satz: Was um seiner selbst willen gefällt, ist schön, und die Schönheit selber, also die Eigenschaft der Dinge, welche sie ohne andere Rücksichten wohlgefällig macht. Als zweyte Klasse der Definitionen des Schönen erklärt er die, welche das für schön erklären, was wegen seiner Vollkommenheit gefällt. Die dritte Klasse der Definitionen, sagt er, geht davon aus, daß die Schönheit auf dem Erkennen der Einheit in der Mannigfaltigkeit beruhe; schön also das, woran wir Einheit in Mannigfaltigkeit erkennen, demnach die Schönheit die Einheit einer Mannigfaltigkeit wäre.

Der Verfasser bekennt, daß keine der angegebenen Definitionen ihm genüge, und sucht sie demnach zu widerlegen. Die Bemerkung, welche er jenen Erkenntnissen vorangehen läßt, ist unbedingt richtig; doch nicht so ganz ist dieß dasjenige, was er daraus ableiten will. Die Bemerkung besteht darin, daß erstens das subjektive Merkmal der Schönheit Wohlgefallen ist, das heißt, daß beym Schönen das Gemüth in sich selbst ein Gefühl der Freudigkeit findet; zweytens, daß das objektive Merkmal der Schönheit Form der Realität ist, womit gefordert wird, daß

wir mit dem Begriff einen Gegenstand setzen, den wir in Raum und Zeit denken.

Wir können uns nicht überzeugen, daß die Vereinigung des objektiven Weges mit dem subjektiven der Untersuchung der Natur des Schönen gedeihlich sey, und sind vielmehr der Meinung, daß eine doppelte Untersuchung, ganz verschiedener Art, die eine auf dem subjektiven, die andere auf dem objektiven Wege, müsse eingeleitet werden, je nachdem man Objekt oder Subjekt in die Frage nimmt. Das Schöne scheint uns von der Schönheit verschieden. Ersteres Prädikat kommt dem Gefühle, letztere dem Gegenstande zu. Schönheit ist ein Materielles, Sichtbares, Erregendes, das Schöne ein Unsichtbares, Geistiges, Erregtes. Die Natur verschiedenartiger Dinge kann aber unmöglich auf dem nämlichen Wege gefunden werden, das Gefühl nicht im Gegenstande, und das körperlich Erregende nicht in der geistigen Welt der Gefühle. Daß man auf diese Trennung von schön und Schönheit nicht Rücksicht nahm, scheint bisher in die Schönheitslehre der meisten Aesthetiker eine große Verwirrung gebracht zu haben. Der Sprachgebrauch hat dieselbe begünstigt, da er die Beschaffenheit des Objektes und den Zustand des Subjektes mit demselben Prädikate schön bezeichnete. Wir können diesen Irrthum am besten gewahr werden, wenn wir auf das Erhabene Rücksicht nehmen, bey welchen dasselbe Verhältniß Statt findet, wobey aber der Sprachgebrauch uns dasselbe begreiflicher macht, indem er das, was bey der Betrachtung des Gegenstandes im Subjekte vorgeht, erhaben, den Gegenstand aber erhebend nennt.

Was die Widerlegung der oben angeführten Definitionen betrifft, so gibt der Verfasser selbst zu, daß die der ersten Klasse inneren Zusammenhang habe, nur meint er, ließe die Beantwortung der Frage: was ist schön? durch sie, immer noch die weitere Frage frey: was es denn eigentlich sey, was ein Ding um seiner selbst willen unbedingt wohlgefällig macht, und ein uninteressirtes Wohlgefallen erregt? Wir glauben, diese zweyte Frage damit beantworten zu können, es sey das, was der ästhetischen Urtheilskraft durch Reflexion gefällt; eine Definition, welche zugleich die Unterschiede des Schönen von dem ihm nah verwandten Angenehmen und Guten erkennen läßt, da das Wohlgefallen am ersteren auf den Sinn, am zweyten auf den Verstand sich stützt.

Das Unstatthafte der Behauptung der Definition zweyter Klasse setzt er genügend aus einander, und bemerkt von den Definitionen der dritten Klasse richtig, daß sie, obgleich befriedigender, doch nicht völlig ausreichend seyen. Uebrigens erklären sie nicht den

Zuſtand des Gemüthes, ſondern nur die Beſchaffenheit des Gegenſtandes, ſind alſo rein objektiv.

Im vierten Briefe ſtellt der Verfaſſer ſeine Definition des Schönen alſo auf: dasjenige, in deſſen Erſcheinung ſich Vernunftgemäßes darſtellt, iſt ſchön. Die Schönheit iſt das Vernunftgemäße in ſinnenfälliger Form. Der Verfaſſer definirt hier ſichtlich bloß das objektiv Schöne, das Hervorbringende und nicht das in uns hervorgebrachte Gefühl. Er ſucht die Richtigkeit ſeiner Definition im fünften Briefe folgendermaßen zu erweiſen.

Die Schönheit ſoll an etwas erkannt werden, und daher muß die objektive Richtung in Thätigkeit ſeyn. Wir ſollen einem Gegenſtande die Eigenſchaft ſchön beylegen, wir müſſen uns alſo bewußt werden, daß die Seele nicht ſich ſelbſt, ſondern einen Gegenſtand kennt. Die Schönheit iſt eine Eigenſchaft des Gegenſtandes. In einer nothwendigen Ideenverbindung a priori kommt, da wir alle Dinge in Raum und Zeit uns denken müſſen, der Schönheit das Merkmal formaler Realität zu, Raum und Zeitform, wodurch aber, wie der Verfaſſer bemerkt, nicht behauptet wird, daß das Ding wirklich ſey, ſondern nur, daß es in der Form des Daſeyns gedacht werden müſſe. Wenn wir aber beym Erkennen eines Gegenſtandes auf deſſen Eigenſchaften reflektiren, ſo urtheilen wir, werden uns deſſen beym Schönen bewußt, und folglich nicht allein der objektiven, auf die Gegenſtände gerichteten Thätigkeit, ſondern auch der Thätigkeit des Geiſtes. Wir werden uns dem ſchönen Gegenſtande gegenüber bewußt, daß ein freudiger Zuſtand das Gemüth erfüllt. Dieſer Zuſtand entſteht dadurch, daß der Geiſt einen Gegenſtand in ſich aufgenommen hat, der den Forderungen und Geſetzen ſeiner Urtheilskraft entſpricht, und daß es alſo die Harmonie eines äußeren Gegenſtandes mit einer Forderung ſeiner Geſetze iſt, welche ihn in den Zuſtand der Freude ſetzt.

Da der Verfaſſer hier die logiſche Urtheilskraft von der äſthetiſchen nicht genug unterſcheidet, ſo verfällt er bey Gelegenheit der Begründung ſeiner Definition in denſelben Fehler, welchen er im dritten Briefe rügte, in den nämlich, der Verwechslung des Schönen mit dem Vollkommenen Auch beym Vollkommenen wird vom urtheilenden Subjekte eine Uebereinſtimmung des Gegenſtandes mit den Forderungen und Geſetzen der Urtheilskraft wahrgenommen. Auch hier kann dieſe Wahrnehmung Luſt im Subjekte erzeugen. Und doch iſt dieſe Luſt ganz anderer Art, als die am Schönen. Sie geſellt ſich nicht nothwendig zur Erkenntniß der Beſchaffenheit des Gegenſtandes, wie dort, und

die Uebereinstimmung wird vom Subjekte mit dem Verstande, beym Schönen aber mit dem Geschmacke wahrgenommen.

Darin, daß der Verfasser vom Schönen begehrt, daß es zugleich vernunftgemäß sey, hat er allerdings Recht; nur geht er zu weit, wenn er Schönheit und Vernunftgemäßheit als identisch bezeichnet; denn das Gute allen seinen Theilen nach, das theoretische wie das praktische, ist gleichfalls vernunftgemäß, und doch ist das Gute von dem Schönen wesentlich verschieden. Die Allgemeingültigkeit der Urtheile über das Schöne und die Nothwendigkeit des damit verknüpften Wohlgefallens könnte wohl auch auf der ursprünglich gleichen Einrichtung des Geschmacks beruhen, welcher, wenn er die erforderlichen Eigenschaften erkannt, nothwendig vom Gefühle der Lust durchdrungen werden muß, und durch das Bewußtseyn des Gefühls gleichfalls nothwendig zum Urtheile gebracht wird, der Gegenstand sey schön.

Auch können wir der Meinung nicht seyn, daß die Schönheit bey der Natur, nur eine glückliche Zufälligkeit sey, wie viel Vortreffliches der Verfasser auch bey Gelegenheit der Begründung seiner Meinung vorbringt. Wir glauben vielmehr, daß die höchste Schönheit nur in der Natur bestehen könne, und daß diese nothwendig die Schönheit hervorbringen müsse, und nur durch Zufälligkeiten darin unterbrochen werden könne; daß jedes Schöne in der Natur ein Nothwendiges, jedes Häßliche ein Zufälliges sey. Eben darin, glauben wir, ist der Ursprung und die Vervollkommnung der Kunst zu suchen. Der erste Künstler mußte mit der Bewunderung der Schönheiten der Natur zugleich die Trauer empfinden, daß ihre Werke so schnell vergehen, daß ihre Hervorbringungen reiner Schönheiten durch so viel Zufälliges entstellt werden, und daß der Moment höchster Schönheit, der bey jeder schönen Naturwirkung nothwendig eintritt, meist unbemerkt unser Auge vorübergeht. Diese Betrachtungen und diese Gefühle mußten den Wunsch in ihm hervorbringen, der Naturschönheit längeres Leben zu verleihen. Das Bewußtseyn der ihm verliehenen Kraft bestimmte ihn zur Nachahmung, und so gelang es ihm, dem in der Natur flüchtig vorüberschwebenden, oder durch ungünstige Zufälle entstellten Schönen längere Dauer, und in sofern ein reineres Daseyn zu verschaffen, als es in seiner Freyheit stand, Zufälligkeiten zu beseitigen, welche die willenlos wirkende Natur nicht beseitigen konnte. Immer aber blieb die Leistung der Kunst unter der Hervorbringung der Natur, wenn nämlich das Schöne rein aus ihrer Werkstätte hervorging, weil der Künstler Wahrheit und Leben, welche sich ungeschwächt in Naturwerken finden, nur nachahmungsweise ins Kunstwerk über-

tragen, und mit dem beſten Willen nur den Schein an die Stelle der Wirklichkeit zu ſetzen im Stande war.

Der Verfaſſer bemerkt, daß alle Dinge in der Natur den Geſetzen des Daſeyns und beſtimmten Bedingungen unterworfen ſeyen, welche von ihren Zwecken als Theile eines fortdauernden, ſich fortpflanzenden, ihre Erzeugung wieder auflöſenden und fortgeſtaltenden großen Ganzen abhängen. Er meint, er müſſe, wenn er ſie als Naturprodukt betrachte, ſich zugleich die beſonderen Zwecke denken, welche die Natur durch ſie beabſichtigt und erreicht. Unter dieſem Geſichtspunkte ſtehe ſelbſt der Menſch, als die edelſte Erſcheinung, nicht höher als jedes Thier. Es werde an ſeiner Geſtalt, ſeiner Organiſation erblickt, daß er, wie jedes andere Geſchöpf, beſtimmt ſey, einen Theil des unendlichen Ganzen auszumachen, ſich eine Zeit lang als ſolchen zu erhalten, daß ihm Werkzeuge dazu gegeben ſeyen, bewegliche Hände und gelenke Beine, um ſeine Nahrung zu finden und zu bereiten, ſich fortzupflanzen und endlich neuen Produktionen Platz zu machen. Als ein ſolches nun, glaubt er, könne kein Naturprodukt Gegenſtand des unbedingten Wohlgefallens ſeyn, denn das Schöne ſoll gefallen ohne Bedingung, ohne beſonderen Zweck, der damit verbunden iſt.

Obſchon dieſe Bemerkungen an ſich richtig ſind, ſo ſind es doch nicht die Folgerungen, welche der Verfaſſer daraus ableiten will. Es iſt außer dem Zweifel, daß jedes ſchöne Naturprodukt, auch zugleich als etwas Vollkommenes, von Seite der Vollkommenheit und auch von der der Nützlichkeit betrachtet werden könne, zugleich aber auch außer dem, daß die Betrachtung der Schönheit und die der Vollkommenheit und Nützlichkeit des Naturprodukts von einander verſchieden ſeyen, daß beyde von einander getrennt gedacht werden können, und jede andere Thätigkeiten im beurtheilenden Subjekte vorausſetzt. Wir können daher die Naturſchönheit eben ſo gut bloß äſthetiſch beurtheilen, als die Kunſtſchönheit bloß logiſch. Daß bey erſterer die Vollkommenheit und Nützlichkeit ſich jedesmal nothwendig mit der Schönheit verbindet, was bey der letzteren nicht der Fall iſt, hebt unſere Behauptung nicht auf, weil dieſer Verein auf die äſthetiſche Betrachtung keinen Einfluß hat, und wenn er einen hätte, nur einen die Gewalt des äſthetiſchen Eindrucks verſtärkenden haben müßte. Daß der ſchöne Menſch, den die Natur hervorbringt, zugleich ein brauchbarer ſey, iſt wahr; wir nehmen aber, wenn uns die Betrachtung ſeiner Schönheit, als ſolche, zur Luſt bewegt, eben ſo wenig Rückſicht auf ſeine Brauchbarkeit, als bey der ſchönen Natur, die uns gefällt. Daß die Schönheit nicht ohne die Brauchbarkeit beſtehen könnte, fällt uns erſt ein, wenn wir

bereits über die Schönheit als solche geurtheilt haben. Auch ist die Nützlichkeit (Brauchbarkeit des Gegenstandes als Mittel zu einem Zwecke) mit der Schönheit der Kunstwerke verbunden.

Was der Verfasser von der Nachahmung der Natur in der Kunst sagt, ist treffend und wahr. Er warnt vor dem bloßen sklavischen Nachahmen derselben mit der Hand, und hält nur ihre Wiederdarstellung durch die Einbildungskraft für die richtige. Studium und Veredlung der Natur hält er für unerläßliche Erfordernisse von Seite des Künstlers. Dem letzten möchten wir nicht immer, sondern nur dann beystimmen, wenn der Künstler gemeine Stoffe darstellt, oder wenn das Naturprodukt, was er nachahmt, was nicht immer nothwendig der Fall ist, in seinem Entwicklungsgange eine unreine Zuthat erhalten hat. Der Verfasser erkennt, daß der Künstler die Natur nur dann richtig nachahmt, wenn er sich mit den Gesetzen des Organismus bekannt gemacht hat, die Natur in ihren mannigfaltigen Formen nachbildet, und dadurch mit ihr so vertraut wird, daß er sie in ihren Bildungen ganz verstehen lernt, daß er sie so in sich aufnimmt, von ihrem Wesen so durchdrungen wird, daß er in Naturformen denkt, und was ihnen zuwider ist, ihm gar nicht in den Sinn kommen kann; wie der Dichter, der eine Sprache sich ganz zu eigen gemacht hat, von ihrem Geiste durchdrungen ist, und ohne der grammatischen Regel sich in den einzelnen Fällen bewußt zu werden, immer richtig denkt und spricht; die Sprache mit seinem Geiste beseelt und von ihr geleitet wird. So meint er, wird auch der Künstler, der die Natur in sich aufgenommen und zum Eigenthum gemacht hat, ohne sie im Einzelnen zu kopiren, in ihrem Sinne bildlich sich aussprechen und denken, und Wahrheit und Schönheit in seinen Werken innigst vereinen.

Damit, daß der Verfasser den Künstler darauf aufmerksam macht, daß wir ihm nie einen Widerspruch im Wesen seines Werkes verzeihen, macht er zugleich auf eine klare Weise anschaulich, daß die richtige Art der Nachahmung der Natur nur die sey, welche die Gesetze, nach welchen die Natur hervorbringt, beobachtet, und nicht jene, welche das, von dieser hervorgebrachte, Produkt so genau als möglich nachzubilden strebt. Die bey Gelegenheit jener Entwicklung vorkommende Behauptung, daß die Natur nicht als schön, sondern nur als höchst zweckmäßig zu betrachten sey, und daß wir sie aus uns rekonstruiren müssen, um sie als schön anzuschauen, ist schon vorher widerlegt worden, und mag nun nur noch beygesetzt werden, daß wir die Schönheit eines Gegenstandes nur nach dem in uns hervorgebrachten Gefühle jener eigenthümlichen Lust, die wir die Lust am Schönen nennen, beurtheilen können; daß wir einem Gegenstande das Prädikat

ſchön nur dann durch Urtheil beylegen, wenn er jene Luſt in uns hervorbringt, wir alſo, weil Naturhervorbringungen, wie wir täglich an uns und anderen erfahren können, jene Luſt in uns hervorbringen, auch gewiſſen Naturprodukten das Prädikat ſchön beyzulegen gezwungen werden.

Sehr richtig iſt die Bemerkung, daß die objektive Schönheit mehr in der Vereinigung der Theile zu einem Ganzen, als in der Beſchaffenheit jener Theile, wenn man ſie einzeln betrachtet, zu finden ſey. Anſchaulich erklärt dieß jene Stelle S. 60: »Man denke ſich, wie eine menſchliche Figur dem natürlichen Sinne faſt unmenſchlich vorkommen würde, wenn man, um ſie zu bilden, zu den Beinen einen gewandten und kräftigen Tänzer, zu dem Rücken einen Laſtträger, zu den Armen einen Gärtner, zu den Händen einen Klavierſpieler zu Modellen genommen hätte, wenn gleich alle dieſe Modelle von demſelben Alter geweſen wären.« Daß ſich eine Statue nicht aus Stücken von verſchiedenen Statuen ergänzen läßt, beweiſt er durch die Hinweiſung auf die berühmte Statue, welche die Venus aux belles fesses genannt wird, weil dieſe Zuſammenfügung zweyer fremdartiger Theile doch kein Ganzes ausmacht, und jedem geübten Auge, welches fähig iſt, den Charakter der Formen zu erkennen, jedem künſtleriſchen Sinne, der Widerſpruch auffällt, welcher zwiſchen dem oberen und unteren Theile dieſer Statue Statt findet. In dieſem Verhältniſſe einzelner Theile zu einem Ganzen liegt, wie wir glauben, das Eigenthümliche der Schönheit, welches in ſofern wohl ein Geheimniß wird bleiben müſſen, da es der Verſtand weder feſtſtellt, noch auffinden kann. Iſt es da, ſo bringt es den Geſchmack zur Luſt, und wir müſſen demnach urtheilen, daß es das richtige ſey. Aber nur der Geſchmack kann es erkennen, der Verſtand findet bey aller Sorglichkeit der Betrachtung die innerſte Natur jenes Verhältniſſes nicht heraus, noch kann er angeben, wie es mit Sicherheit durch die Kunſt herbeyzuführen ſey, noch den Grund, warum uns gerade dieſes und kein anderes Verhältniß mit Luſt erfüllt. So wie die Begriffe in der Verſtandesthätigkeit, ſcheinen die Urformen alles Schönen in der des Geſchmacks zu ſchlummern, und durch einzelne in der Erſcheinung uns vorkommende Fälle geweckt zu werden. An jene Schönheitsform, welche die Natur jedem Subjekte gleichmäßig verlieh, hält es das ihm vorkommende Objekt, wird durch die urſprüngliche Einrichtung ſeiner Natur zu einem Vergleiche mit derſelben genöthigt, kalt gelaſſen, wenn es keine Uebereinſtimmung damit erkennt, mit Unluſt erfüllt, wenn es derſelben geradezu widerſpricht, und mit Luſt, wenn es ſich derſelben nähert oder ihr gleich kommt. Die Beſchaffenheit jenes Urbildes

kann das Subjekt aber nicht mit Deutlichkeit angeben; nur in der künstlerischen Natur tritt es lebendiger hervor, und bestimmt sie zur Darstellung desselben außer ihr selbst. Weil der Künstler das von seiner Hand vollendete Werk strenge an jenes Urbild hält, muß er bey allem Beyfall, der ihm von Anderen zu Theil wird, beständig mit Unzufriedenheit erfüllt bleiben, und sich so der Grund des Göthischen Worts erklären, »wenn's fertig ist, ist's nie dem Meister recht.«

Im sechsten Briefe beantwortet der Verfasser die Frage, wie es zugehe, daß das Vernunftgemäße sinnlich angeschaut wird, oder wie sich die Vernunft auf wahrnehmbare Weise offenbare, und zwar dergestalt: Der Geist, wenn seine Thätigkeit ganz objektiv ist, erkennt da nur den Gegenstand, auf den seine Thätigkeit gerichtet ist. Die Thätigkeit des Geistes hat aber zwey Richtungen, deren Einigungspunkt das höhere Bewußtseyn ist. Die nach innen gerichtete Thätigkeit würde sich selbst nicht erkennen ohne Gegensatz, und diesen findet sie in dem Gegenstande, der die objektive Thätigkeit fixirt, und so kommt das Ich zum Bewußtseyn, daß es denkt, also zum Selbstbewußtseyn und zum Wissen des Gedachten, des Gegenstandes Es ist also kein Wissen ohne Selbstbewußtseyn, und kein Selbstbewußtseyn ohne Wissen möglich. Man kann die Anschauung eines Gegenstandes als das Medium der Selbstanschauung der Seele betrachten; so ist es in allen Beziehungen, unter welchen wir die Thätigkeit der Seele, oder sie selbst betrachten mögen. Die Vernunft ist also im angeschauten Vernunftmäßigen angeschaut, der Wille wird zur That und in dieser erkannt. Die Vernunft, fährt er fort, ist in allen Fällen eine Autonomie, und, nicht bloß im praktischen Sinne gesetzgebend, sondern auch den Sinnen gebietend, fordert sie Wahrnehmungen, bestimmt sie wie sie seyn sollten, und wird als solche Kunstsinn genannt. Sie fordert Schönheit von der Sinnenwelt, und ist in sofern der Sinnenwelt gesetzgebend, wie sie es für das Praktische ist. Da sie aber der letzte und oberste Grund aller Gesetzgebung ist, so ist keine weitere Läuterung und Erklärung möglich. Es läßt sich also von der Schönheit nur eine Anschauung geben. In dieser Anschauung des Schönen erkennt sich nun die Vernunft selbst wieder als das, was Schönheit fordert, und so wird immer ein Inneres in einem Aeußeren angeschaut, und beydes gegenseitig immer auf einander bezogen. Also ist alle Kunst nur Darstellung innerer Gebilde, und diese Darstellungen, welche sinnlich wahrnehmbar sind, offenbaren das innere Bildwerk, die Vernunft, welche als Bildungsvermögen Phantasie genannt wird.

Im siebenten Briefe stellt der Verfasser die Frage

auf, ob es nicht gemischte, mit einander vereinbare Gefühle gibt, und welches die, mit dem Wohlgefallen am Schönen vereinbaren seyen, und benützt diese Gelegenheit, um das Erhabene mit dem Schönen zu vergleichen, und die Natur des ersteren zu erklären. Er hält beyde Gefühle so nahe mit einander verwandt, daß eines in das andere überschmelzen kann. Beyde sind ihm ein unbedingtes, von keinem Zwecke geleitetes, Wohlgefallen. In diesen wenigen Worten sind genau alle Berührungspunkte beyder Gefühle angegeben, welche weder auf Sinnenempfindung noch dem Begriffe beruhen, ein bloß gefühltes Wohlgefallen betreffen, und vom Bewußtseyn der Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit begleitet werden. Nicht so ganz können wir mit der Folgerung, welche der Verfasser aus jener Erkenntniß ableitet, und mit dem, was er von der Verschiedenheit derselben angibt, einverstanden seyn. Wenn er S. 81 sagt: Der Grund der Verschiedenheit des Erhabenen und Schönen kann nicht im Gemüthe, sondern im Objekte aufgefunden werden, und zwar in der Art und Weise, in welcher es auf das Gemüth einwirkt, so müssen wir dagegen bemerken, daß der Grund jener Verschiedenheit eben so wohl im Gemüthe als Objekte liegt, welch ersteres aus der Betrachtung hervorgeht, daß nicht nur schöne und erhabene Gegenstände, sondern auch schöne und erhabene Gefühle von einander verschieden sind, daß zwischen letzteren es zwar Berührungspunkte gibt, in welchen sie sich ähnlich, aber keinen Vereinigungspunkt, in welchem sie sich gleich sind. Das Bewußtseyn unseres Zustandes dem Schönen und dem Erhabenen gegenüber überzeugt uns, daß wir hier und dort ganz anders fühlen. Beym Schönen reine Lust, beym Erhabenen Lust mit Unlust gemischt.

Aus dieser Betrachtung geht auch hervor, daß die Definition des Verfassers: Erhabenheit sey das freudige Gefühl der intellektuellen Ueberlegenheit, keine ganz richtige sey, weil beym Erhabenen das Gefühl der Freude oder richtiger Lust nie ein reines ist. Auch wird dabey, wie der Verfolg dieses Aufsatzes zeigen dürfte, vom Subjekte nicht immer jene intellektuelle Erhabenheit erkannt, von welcher der Verfasser spricht. Er ist nämlich der Meinung, daß dieses Bewußtseyn der Ueberlegenheit nur dann entstehen kann, wenn eine Kraft mit der andern gemessen, eine Größe mit der andern verglichen wird, wovon der Grund darin liege, daß alles Große und Mächtige nur relativ ist, und erst mittelbar durch eine Vergleichung mit etwas Kleinerem oder Schwächerem erkannt wird. Das ist nun wohl beym mathematisch Erhabenen der Fall, aber nicht beym dynamischen, am wenigsten aber bey dem zu jenem gehörigen pathetischen, wo wir wohl eine

Ueberlegenheit des Geistes über unsere Sinnlichkeit, in uns, aber keineswegs eine Ueberlegenheit unserer Natur über den außer uns befindlichen Gegenstand wahrnehmen. Daß aber der Verfasser den Unterschied zwischen mathematisch und dynamisch Erhabenem nicht gelten lassen will, ist nicht mit gehörigen Gründen unterstützt. Da das mathematisch Erhabene durch Ausdehnung, das dynamisch Erhabene durch Kraftäußerung das Gefühl des Erhabenen in uns anregt, so sind sie, bey der offenkundigen Verschiedenheit von Ausdehnung und Kraftäußerung, gleichfalls verschieden. Daß aber bedeutende Größen im Raume, so wie eine bedeutende Kraftäußerung von erhebender Wirkung seyn können, lehrt uns die Erfahrung. Was übrigens der Verfasser von der Beschaffenheit der Größe, welche er als Element jedes Erhabenen annimmt, so wie davon sagt, daß das objektiv Große nur großartig seyn, nie aber den Charakter der Erhabenheit tragen könne, ist sehr bezeichnend. Am Schlusse dieses Briefes bringt der Verfasser die Frage zur Beantwortung: wird durch ein Kunstwerk das Gefühl der geistigen Erhebung auch nur wie durch die Erscheinungen der Natur vermittelt und veranlaßt? oder wenn Kunstwerke das Erhabene in ihrem Daseyn darstellen, müssen wir sie nicht für erhabene Gegenstände an sich anerkennen? — Auf den ersten Theil der Frage antwortet der Verfasser mit Ja, auf den andern mit Nein. Kunstwerke können, nach seiner richtigen Ansicht nur das Gefühl der Erhabenheit veranlassen und vermitteln, dennoch erkennt er, daß es sich mit den Kunstwerken, welche das Gefühl der Erhabenheit vermitteln, etwas anders als mit den Naturerscheinungen verhalte. Von der Großheit dieser, meint er, müssen wir erst durch Messung mit einem idealen Maße überzeugt werden. Bey den Kunstwerken ist dieß nicht der Fall, denn diese sind schon nach einem idealen Größenmaße gebildet, sind die Darstellung einer Idealgröße, sind selbst großartig an sich, Maß und Gemessenes in Einem, und wir brauchen keine niedere Potenz, um durch Vergleichung uns von der Großheit des Kunstgegenstandes zu überzeugen, durch welche das Gefühl der Erhabenheit in uns geweckt wird.

Im achten Briefe handelt der Verfasser von der Rührung, dem zweyten Gefühle, welches sich mit dem Schönen vereinigen läßt. Er setzt ihre Unterschiede darein, daß die Freuden, welche uns das Schöne gewährt, von keinem Interesse geleitet sind, und die Schönheit immer objektiv erkannt wird, indeß die Regung der Rührung eine ganz subjektive sey, in welcher sich das Gemüth selber anschaue und sich bewegt erkenne. Er macht darauf aufmerksam, daß Rührung nie als etwas Selbstständiges, vom Gefühle des Schönen Getrenntes, vom

wahren Künstler behandelt werden soll; nur wenn es der Gegenstand mit sich bringt, möge der Künstler ein menschliches Interesse zu dem reinen Wohlgefallen mischen, und uns dieser Gefühle nicht erwehren, welche freylich uneigentlich schöne Gefühle heißen, bloß weil sie mit der Schönheit nicht im Widerspruch stehen. Von allen schönen Künsten, meint er, vermöge die Dichtkunst und die Musik am meisten Rührung zu erregen, minder die Malerey und am wenigsten die Plastik, da letztere in ihrer ganzen Würde nur durch Verwirklichung des Schönen im Raume auftritt, das Subjektive aber, die Selbstwahrnehmungen des Gemüthes, durch die Werke der bildenden Kunst nur vermittelt werden können. Die Malerey aber setzt er in dieser Beziehung über die reine Plastik, weil ihr die, beym Darstellen von Gemüthsbewegungen günstige, Farbe zu Hülfe steht, welche diese entbehrt.

Im neunten Briefe handelt der Verfasser vom Tragischen, seinen allgemeinsten Verhältnissen nach; auch berührt er die Ironie und die Nebenbeziehungen, durch welche neue Mischungen der Gefühle, außer dem Schönen, Rührenden, Erhabenen und Tragischen entstehen. Wenn der Mensch im Kampfe, sey es mit einer äußeren feindlichen Macht oder einer großen Leidenschaft, unterliegt; so ist es die Anschauung dieser Kraft oder die der Idee der Sittlichkeit, zu der sich unser Blick erhebt, und die mit dem Schmerz einen Genuß verbindet. Er nennt es daher tragisch, wenn wir das Individuum untergehen und eine siegreiche Idee hervorgehen sehen. Er unterscheidet das Tragische vom Schmerzhaften und Schreckenerregenden, und nennt tragisch nur jenes Kunstwerk, in welchem die Darstellung großer Schmerzen oder Leiden das Maß einer dynamischen Größe ist, durch welche im Gemüthe das Gefühl des Erhabenen geweckt wird. Die sittliche Idee aber, meint er, kann sich direkt und indirekt in dem Kunstwerke zeigen. Direkt verbindet sie sich z. B. im standhaften Prinzen, indirekt zeigt sie sich im Lear. Der Gegensatz treibt uns gewaltig auf die sittliche Idee hin, und ist die hohe Ironie der Kunst, welche durch den Gegensatz die poetische Wirkung erhöht. Da die bildende Kunst ihrer Natur nach alles gegenwärtig darstellt, sie die Kunst der Verwirklichung der Ideen ist, so ist sie zugleich die Einzige, welcher die Ironie versagt bleibt. Ihre Darstellungen sind direkt tragisch. Als die höchsten Werke, welche im Tragischen die Plastik hervorgebracht hat, bezeichnet er Niobe in der Florentiner Sammlung und Laokoon im Vatikan; als ein Beyspiel höchst tragischer Darstellung durch die neuere Kunst die Grablegung von Raphael in der Gallerie Borgheſe. Diesen Erkenntnissen ist nichts bey-

zuſetzen, nur fällt es auf, daß der Verfaſſer das Tragiſche ganz und gar vom Erhabenen unterſcheidet, da es doch nur ein Theil des Erhabenen iſt. — Was die gedachten Miſchungen der Gefühle betrifft, ſo glaubt er, daß ſie ins Unendliche vervielfältigt werden können, dabey jedoch alle einen Grundcharakter haben müſſen, nämlich, daß ſie nothwendig ein, von keinem Zwecke bedingtes und abhängiges, von keinem äußeren Intereſſe geleitetes, aber von einer Freudigkeit der Seele begleitetes Wohlgefallen erregen.

Im zehnten Briefe ſtellt der Verfaſſer die Bemerkung auf, daß es außer dem Schönen, Erhabenen, Tragiſchen und Rührenden noch manches gebe, was uns Genuß gewährt, welcher jedoch, weil er immer nur ein bedingter, nie dem unbedingt wohlgefälligen des Schönen vorgezogen werden könne. Er nimmt damit Veranlaſſung, das Weſen des Reizenden, des Angenehmen, Hübſchen, Niedlichen, Zierlichen und Komiſchen zu unterſuchen, worauf er am Schluſſe des Briefes zu den Gegenſätzen übergeht.

Vom Reizenden bemerkt er, daß es ſeiner ſinnlichen Natur nach nur einen ſehr unvollkommen befriedigenden, aber darum geringen Genuß gewähre, welcher aber der einzige iſt, zu dem manche gelangen können. Da Reiz nur ein Erregungsmittel iſt, ſo ſetzt er immer die Erſchöpfung der Genußfähigkeit voraus, wann er gefallen ſoll. Das Angenehme ſtellt er in eine Reihe mit dem Reizenden, nur daß es von einem unbeſtimmten Charakter und von einer unentſchiedenen Wirkung ſey. Er glaubt, daß wir den angenehmen Dingen unſer Wohlgefallen und unter bedingten Umſtänden unſeren Beyfall nicht verſagen dürfen, das heißt, wenn wir nicht das Beſſere oder Schönere bekommen können, dem wir ſonſt den Vorzug einräumen müßten. Den Grund von der gewöhnlichen Erſcheinung, daß die Menge dem Schönen und Erhabenen das Angenehme vorzuziehen pflegt, findet er darin, daß das Vorzügliche eine gewiſſe Achtung abnöthigt, und um es zu genießen, eine Gattung Anſtrengung erfordert, was Weltleuten unbequem werden kann; wir möchten ihn darin finden, daß beym Angenehmen die ſinnliche, beym Schönen und Erhabenen aber die geiſtige Zuthat das Uebergewicht erhält, die Menge aber vorzugsweiſe der erſten zugethan iſt. Das Hübſche bezeichnet, ſeiner Anſicht nach, ein individuell wohlgefälliges Ding. Er läßt es ſich durch ſpezielle Merkmale von der hohen allgemeinen Schönheit unterſcheiden, indem es entweder wegen ſeiner Sonderbarkeit oder wegen einer individuellen Neigung, die wir zu einer Beſchaffenheit des Dinges, durch welche es ſich von andern unterſcheidet, hegen, wohlgefällig wird. Dem Be-

griffe nach ist es, wie sehr der Verfasser auch dagegen spricht, eigentlich das minder Schöne. Er hält es aber für identisch mit dem Pikanten, von dem es sich, unserer Meinung, dadurch unterscheidet, daß es, wie das Schöne, auf allgemeine Gültigkeit Anspruch macht, obschon nicht auf Nothwendigkeit des mit dem Urtheile verbundenen Wohlgefallens. Wenn wir von einem Gegenstande geurtheilt haben, er sey hübsch, so begehren wir, daß jeder Gebildete mit unserem Urtheile übereinstimme; wir beschuldigen seinen Geschmack, wenn er den Gegenstand für schön und wenn er ihn für häßlich hält, der nicht gehörigen Bildung, aber wir lassen es uns gefallen, wenn er bey der Betrachtung des Gegenstandes kein Vergnügen empfindet, weil wir nur bey der Betrachtung des reinen Schönen dieses Wohlgefallen als etwas nothwendig damit verbundenes erkennen. Bey unserem Urtheil über das Pikante aber begehren wir weder die Uebereinstimmung mit unserer Lust, noch die Uebereinstimmung mit unserem Urtheile. Wir begreifen eben so gut, daß Jemanden das, uns als pikant Vorkommende, als etwas Gewöhnliches erscheint, als wir begreifen, daß er dadurch zur Lust wie zur Unlust gebracht werden kann, was beym Hübschen wieder nicht der Fall ist, bey welchem wir wohl begreifen können, daß jemand Lust oder Nichtlust, aber nicht, daß jemand Unlust empfindet.

Das Niedliche ist, der Meinung des Verfassers zu Folge, immer mit der Vorstellung von Kleinheit verknüpft. »Wir erkennen,« sagt er S. 138, »den niedlichen Gegenstand immer kleiner, als das Maß, welches wir für Dinge seiner Art in uns tragen, und es macht uns eigentlich mehr Spaß als Freude, ein Ding in verkleinertem Maße vor uns zu sehen. Es reizt unsere Eitelkeit, daß wir ohne Anstrengung der Phantasie leicht etwas Größeres uns denken können. Ja es kann bey manchen Dingen sogar ein beträchtliches Mitleiden sich einmischen, und dieses zum Vergnügen am Niedlichen beytragen.« Auf Kunstsachen angewendet, meint er, bezeichne niedlich immer die geringe Größe und das beschränkte Talent, welchem man jedoch einen verhältnißmäßigen Beyfall zollen kann. Auf Naturgegenstände angewendet, besonders auf lebende, bezeichnet dem Verfasser dies Prädikat immer einen gewissen Grad von Verachtung, oft Mitleid. Er macht darauf aufmerksam, daß z. B. in dem Urtheile: »eine niedliche kleine Frau,« Spott und Rücksicht auf Unbedeutendheit der Gestalt zum Grunde liegt. Da der Verfasser das Niedliche für synonym mit dem Kleinlichen hält, so kann gegen seine allerdings richtige Ansicht nichts gesagt werden, als daß das Gefühl, welches, dem Kleinlichen gegenüber, in uns entsteht,

nicht wohl mit Verachtung bezeichnet werden kann, welche jede mögliche Luft aufheben würde.

Das Zierliche ſchildert er als etwas, das nicht durch ſich ſelbſt und an ſich ſelbſt, ſondern durch das hinzugethane Fremde gefällt. Wir berückſichtigen dabey, meint er, mehr die Ausſtattung als die Hauptſache. Auf Perſonen angewendet, hat das mit »zierlich« ausgeſprochene Lob immer einen Beyſchmack von Geringſchätzung. Es bezeichnet Menſchen, von denen uns bloß die künſtliche Außenſeite gefällt. Der Verfaſſer warnt davor, Zierlichkeit nicht mit Grazie zu verwechſeln. Aus der Berückſichtigung der Natur der genannten Eigenſchaften können wir uns leicht erklären, warum das Vergnügen am Reizenden, Angenehmen u. ſ. f. tief unter dem am Schönen und Erhabenen ſtehen müſſe. Nur läßt ſich nicht begreifen, wie der Verfaſſer den Geſchmack bloß als eine ſinnliche, und noch dazu als die niedrigſte der ſinnlichen Thätigkeiten anſehen konnte, welcher doch, in ſofern wir den transcendentalen darunter verſtehen, zu den edelſten und bedeutendſten der menſchlichen Natur gerechnet werden muß.

Was das Komiſche betrifft, ſo meint der Verfaſſer, es ſey ſehr ſchwer zu beſtimmen, ob es eine Freude höherer Art oder ein bloßes Vergnügen hervorbringt. Nachdem er die kantiſche Definition desſelben mit Recht als ungenügend erklärt, das Lachen ſey ein Effekt aus der plötzlichen Verwandlung einer geſpannten Erwartung in Nichts, und das Vergnügen darüber ein ganz und gar phyſiſches; geht er zur nähern Prüfung des Komiſchen über, welche er aber, unſerer Meinung nach, viel zu kurz abfertigt. Er gibt nicht die gehörigen Gründe an, die ihn bewegen, die geiſtreichen Erkenntniſſe von Adolph Wagner und Luden zu verwerfen, und berührt von den vielen Meinungen, welche ſeit Ariſtoteles bis St. Schütze geäußert worden ſind, nur die, welche das Komiſche in die Wahrnehmung eines unſchädlichen Kontraſtes ſetzt. Er verwirft dieſe Meinung wieder, ohne den eigentlichen Grund anzugeben, der, unſerer Anſicht nach, darin beſteht, daß der Kontraſt die komiſche Wirkung nie erzeugen, ſondern immer nur die, durch die Beſchaffenheit der kontraſtirenden Theile erzeugte, verſtärken hilft. Er ſelbſt erklärt das Komiſche für das unſchädlich Thörichte, und hält es für vollkommen identiſch mit dem Lächerlichen. Darin liegt, unſeres Dafürhaltens, der Grund des Ungenügenden der Definition des Verfaſſers, welche bloß als eine richtige des Lächerlichen angeſehen werden kann. Nun iſt aber dieſes vom Komiſchen in engerer Beziehung verſchieden. Etwas Lächerliches können wir uns nicht denken, ohne daß wir irgend einen Mangel

wahrnehmen. Beym Komiſchen in engerer Beziehung bemerken wir aber nicht nur keinen Mangel, ſondern ſogar das Vorhandenſeyn eines Vorzugs. Wir nennen den Thoren und den Gecken lächerlich, und ſchreiben dem witzigen oder humoriſtiſchen Manne eine komiſche Kraft zu. Es iſt aber nicht zu läugnen, daß wir bey jenem Mängel, bey dieſem Vorzüge wahrnehmen. Witz und Laune ſind von komiſcher Wirkung, und doch wird nichts Thörichtes dabey bemerkt. Dieſe Verſchiedenheit des Komiſchen vom Lächerlichen, welche beyde ſich in manchen Beziehungen wieder innig berühren, ſcheint auch einer der Gründe zu ſeyn, warum die Kunſtphiloſophen der Natur jenes Wohlgefallens immer noch nicht ganz auf der Spur ſind, und warum es ſchon Quintilian für unerklärbar erkannte.

Der Verf. gibt zwar S. 157 an, wie Witz und Scharfſinn auch bey dem Bemerktwerden des unſchädlich Thörichten ins Spiel kommen. Indem wir beym Gemeinkomiſchen das, was ein Thor will und wünſcht, mit dem vergleichen, was ein Vernünftiger fordert, ſagt er, wird der Witz beſchäftigt; indem wir beym Feinkomiſchen die Mittel prüfen, die ein Kluger wählt, und dieſe doch oft für thöricht erkennen, wird unſer Scharfſinn in Thätigkeit verſetzt, das Kluge und Unkluge in den Handlungen zu unterſcheiden. Im Hochkomiſchen, wo uns Mittel und Zweck thöricht erſcheinen, wird Witz und Scharfſinn angeregt. Dabey muß aber bedacht werden, erſtens: daß Witz und Scharfſinn beym arglos Thörichten nicht immer in Thätigkeit in uns geſetzt werden; zweytens: daß der Verfaſſer nur des Witzes und Scharfſinnes, der in uns angeregt wird, gedenkt, und nicht auf denjenigen, der außer uns befindlich, in der damit begabten Perſon z. B., Rückſicht nimmt. Auch können wir keineswegs zum arglos Thörichten jene überquellende Laune rechnen, welche man Luſtigkeit in edlerer Beziehung zu nennen pflegt, und die ſeit längerer Zeit, beſonders was Bühnenwerke betrifft, faſt gänzlich fehlt. In der Beſchaffenheit der, in den Luſtſpielen neuerer Zeit auftretenden, Perſonen im Vergleiche mit dem, was ſie ſeyn könnten und was ſie, beſonders die engliſche Bühne betreffend, geweſen ſind, läßt ſich der Unterſchied des Komiſchen vom Lächerlichen auf eine anſchauliche Weiſe darſtellen. Den Luſtſpiel-Charakteren neuerer Zeit wohnt in der Regel nur eine Komik inne, welche wir eine paſſive nennen möchten. Wir werden durch ſie nicht zum Lachen gebracht, ſondern wir verlachen ſie, woran die Beſchaffenheit des Mangels Schuld iſt, welchen wir bey ihnen an der Verſtandes- oder Geſchmacksbildung wahrnehmen. Es ſind Thoren, Gecken, Narren u. dgl. Ganz anders iſt es ſichtlich mit jener Komik, welche durch rege Thätigkeit von

Kräften hervorgebracht wird, die wir, obschon geringer als jene, welche das Erhabene erzeugen, doch immer als vorzügliche erkennen müssen, und welche wir im Gegensatze zur früheren die aktive nennen könnten. Wir verlachen die handelnde Person nicht mehr wegen ihrer Mängel, sie bringt uns zum Lachen durch ihre Vorzüge, welchen komische Kraft inwohnt. Dieses Lachen ist aber von dem Verlachen wesentlich verschieden. Es ist eine höhere, reinere Lust, der sich nicht jene Geringschätzung des Gegenstandes beygesellt, die vom Verlachen desselben unzertrennlich ist. Wir können das deutlich an uns erfahren, wenn wir die Eindrücke mit einander vergleichen, welche eine komische Gestalt Shakespeare's, Fallstaff zum Beyspiel, mit jener, welche eine komische Gestalt Kotzebue's, beyspielsweise der Baron im Kind der Liebe, in uns hervorbringt. Auch darin zeigt sich der Unterschied des Komischen vom Lächerlichen, daß Jeder gern eine komische Kraft besitzen, Niemand aber gern lächerlich seyn will.

Was die Gegensätze betrifft, so stellt der Verfasser dem Schönen das Häßliche, dem Erhabenen das Niederträchtige, dem Tragischen das Abscheuliche, dem Rührenden das Gleichgültige, dem Reizenden das Ekelhafte, dem Angenehmen das Unangenehme, dem Hübschen bas Garstige, dem Zierlichen das Rohe, dem Niedlichen das Plumpe und dem Komischen das Klägliche entgegen. Diese Gegenüberstellungen, welche durch den Kontrast sehr dazu dienen, die Natur der vorgedachten Eigenschaften in ein noch klareres Licht zu stellen, sind der Mehrzahl nach scharf und gut, im Einzelnen möchten wir dem Erhabenen lieber das Gemeine und dem Tragischen das Lächerliche entgegensetzen.

Im eilften Briefe handelt der Verfasser von dem empirischen Schönen und von den Eigenschaften, welche der Künstler braucht. Als empirische Schönheit erklärt er die als Ebenmaß angeschaute Gesetzmäßigkeit. Er bemerkt, wie jeder Versuch, das empirisch Schöne auf Prinzipe zurückzuführen, Regeln darin zu finden, ein vergeblicher seyn müsse, und wie sich verständiger Weise nichts thun lasse, als höchstens das Maß für die Erscheinungen angeben, über welches die Darstellung der Erscheinungswelt nicht hinausgehen, und unter welchem sie nicht zurückbleiben soll. Als Erfordernisse des Künstlers nimmt er Genialität und Talent an. Unter Genialität versteht er die Fähigkeit, etwas anschaulich sich denken zu können; unter Talent die Kraft, es sich so vollständig zu denken und den Gedanken so fest zu halten, daß man vermag, in einem Stoffe es außer sich dergestalt auszuprägen, daß andere den Gedanken sinnlich wahrnehmen.

Wer nur eine der vorgenannten Eigenschaften besitzt, ist dem Verfasser ein Halbkünstler. Es ist zu verwundern, daß der Verfasser bey Bestimmung der Natur der Genialität auf die in derselben vorherrschende Kraft, die der Erfindung, keine Rücksicht genommen hat. Das Genie erfindet das Musterhafte, das Talent vermag dem, von Andern Erfundenen, eine zweckmäßige Form zu geben. Sehr zweckmäßig rügt der Verfasser den Gebrauch, die Aufgabe zu einem Kunstwerke den Stoff zu nennen, den der Künstler bearbeitet, und in dieser Beziehung z. B. von einem historischen, rührenden oder erhabenen Stoffe zu sprechen, der sich dem Künstler darbietet, da der Künstler sich eines Stoffes wohl zur Darstellung einer Idee bedient, dieser aber nicht die Idee und die Aufgabe selbst, sondern bloß das Versinnlichungsmittel, also das ganz Materielle, ist. »In der höchsten Vollendung des Kunstwerks verschwindet,« sagt er, »in der Einheit der Idee und der Darstellung, der Stoff, aus welchem das Kunstwerk gebildet, welches zur Darstellung verarbeitet worden ist.«

Im zwölften Briefe handelt der Verfasser von den Künsten insbesondere, ihrer Eintheilung, ihren Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten, und vom Kunstideale. Die Kunst erklärt er für die Versinnlichung innerer Anschauung. Diese Versinnlichung, meint er, nimmt nicht erst der Künstler vor, sie geht gleich in ihm selbst vor sich. Er schaut sein Inneres in sinnlich wahrnehmbarer, objektiver Form an, seine Gedanken werden ihm gleich in verklärten Leibern geboren, und das Talent besteht nur darin, diese inneren Originale außer sich treu zu kopiren. Von den bestehenden Eintheilungen der Künste wählt er die in Künste, welche im Raume, und in solche, welche in der Zeit innere Anschauung darstellen; von den sonst noch vorhandenen berücksichtigt er hauptsächlich nur die Eintheilung in tonische, plastische und mimische Künste, die in schöne und praktische und die in Künste organischer und unorganischer Natur. Der Eintheilungen der Künste in die des Scheins und die der Wahrheit, so wie der vielleicht brauchbarsten in redende, bildende und praktische gedenkt er nicht.

Was die gedachte Eintheilung des Verfassers betrifft, so ist sie, in sofern sie zu den interessantesten Folgerungen für die Natur der Künste Anlaß gibt, von entschiedener Wichtigkeit; nur läßt sich dagegen sagen, daß wir bey der innigen und nothwendigen Verknüpfung von Raum und Zeit als Grundformen der Anschauung des Realen, eines von dem anderen nicht trennen, und demnach die Künste des Raumes eben so zugleich als Künste der Zeit betrachten müssen, wie die Künste der Zeit, als die des

Raumes. Aber dazu genügt die vom Verfasser aufgestellte Bemerkung, daß sie uns aufmerksam macht, daß die elementarischen Bestandtheile, aus welchen Kunstwerke zusammengesetzt sind, entweder vorzugsweise neben einander als Körper oder nach einander als Dauer erscheinen, und wir so den Umfang der schönen Künste und die Verhältnisse, in welchen sie zu einander stehen, bestimmen können. Was der Verfasser darüber vorbringt, so wie die S 200 und 204 aufgestellten Tabellen, sind meisterhaft. In Rücksicht der letzteren wäre nur zu wünschen, daß sie der Verfasser auf alle schönen Künste, und nicht bloß auf einige ausgedehnt hätte. Zur ersten Klasse, den Künsten, welche im Raume darstellen, zählt er wieder zwey Unterabtheilungen als Gattungen. Zur ersten Gattung solche, welche den Raum wirklich erfüllen, Plastik und Baukunst, zur zweyten, welche ihn nur scheinbar einnehmen, Malerey und Zeichnenkunst. Die zweyte Klasse, welche in der Zeit innere Anschauung darstellt oder vergegenwärtigt, wird ebenfalls in zwey Gattungen eingetheilt, in solche Künste, welche die Zeit als Gegenwart darstellen, und in solche, welche nur eine Zeitanschauug in uns voraussetzen. Zu den ersten zählt er das Drama und die Musik, zu den zweyten die epische und die dramatische Dichtkunst.

Was die Verwandtschaften der Künste zu einander angeht, so ist der Verfasser hier, wie Batteux, in einen Fehler gefallen, in welchen der Scharfsinn, wenn er durchaus Verschiedenartiges einer von ihm erfundenen Form einverleiben und Heterogenes zur Einheit zu bringen strebt, gewöhnlich verfällt. Besonders ist das, was der Verfasser in dieser Rücksicht von der Polarität, in welcher Baukunst und Musik zu einander stehen, auffallend; welch Vortreffliches auch der Verfasser über die Natur jener Künste, besonders der Baukunst, ausspricht. Da alle schönen Künste denselben Hauptzweck zu erreichen haben, und ihre Verschiedenheit von einander nur darin liegt, daß sie sich verschiedenartiger Mittel bedienen, um zu jenem Zwecke zu gelangen, stehen sie zugleich nothwendig in den innigsten Verhältnissen zu einander. Das Verhältniß der Baukunst zur Musik ist der Hauptsache nach dasselbe, wie das jener Kunst zur Dichtkunst. Die Architektur kann eben so gut eine Musik, als ein Gedicht im Raume genannt werden. Dichtkunst und Schauspielkunst stellen eben so gut, wie Baukunst und Musik, Gemüthszustände dar, und rufen sie hervor. Da sie alle von einer Mutter Natur geboren, wie Geschwister unter einander verwandt sind, und alle dasselbe Ziel als ein letztes zu erreichen haben, so konnte die Verschiedenheit ihres Wirkens nur durch das Maß der ihnen von

Natur aus gemeinsamen Kräfte herbeygeführt und begründet werden, und der Weg, die Wahrheit hier zu finden, war der, die einzelnen schönen Künste auf die elementarischen Bestandstoffe zurückzuführen, bey welchen sie bey ihren Leistungen ausgehen, woraus sich am sichersten entnehmen ließ, was jede Kunst vermag oder nicht vermag. Die bildende Kunst z. B., von der beschränkenden Linie ausgehend, kann mit eben so wenig Glück ins Reich des Bewegten schweifen, wie die redende, von Bewegung ausgehend, ins Gebiet des plastisch Begrenzten. Wir behalten uns eine nähere Ausführung dieses Gegenstandes für einen anderen Ort vor.

Was der Verfasser zur logischen Demonstration des Ideals vorbringt, ist wieder von besonderer Vorzüglichkeit. Für den gemeinsamen Ursprung aller Künste erklärt er das innere Anschauungsvermögen; den Gegensatz zwischen Kunst und Natur setzt er darein, daß die Natur Erkanntes, ein Gegenstand der Erkenntniß, die Kunst aber in ihren Werken eine Erkenntniß selbst ist. Der Einigungspunkt ist der aller Erkenntnisse und deren Gegenstände, die Uebereinstimmung zwischen Vorstellung und Vorgestellten, welches in der Kunst wie in allen anderen Beziehungen Wahrheit genannt wird. In der Kunst ist es die Wahrheit, mit welcher ein innerer Gegenstand, dieser mag nun eine Idee, ein in der Vernunft angetroffener, oder ein Gefühl, ein im Gemüthe wahrgenommener Gegenstand seyn, sich selbst gleich ist, also Identität der Anschauung, denn in der Doppelseitigkeit der Kunst ist alles Innere und Aeußere zugleich, und spiegelt sich nach beyden Richtungen. Für die Obliegenheit der Kunst erklärt er das Produciren des Schönen, für die der auf Kunst angewandten Philosophie die Doppelnatur der Schönheit darzuthun, und getrennt die sinnliche und geistige Seite der Schönheit zu erörtern.

Im dreyzehnten Briefe bestimmt der Verfasser die Schranken der Kunst und der Kunstphilosophie, und erkennt die Aesthetik als keine reine Vernunft-, sondern als eine abgeleitete Wissenschaft, bey welcher Logik und Metaphysik in Anwendung gebracht werden. Sie steht, meint er, der Metaphysik, welche die Lehre von der unempirischen, rein geistigen Erkenntniß selbst ist, am nächsten; denn die Lehre vom sinnlichen Wahrnehmen ist eine Lehre vom sinnlichen Erkennen, und also eine jener untergeordnete Lehre.

Im vierzehnten Briefe macht er darauf aufmerksam, daß Sinnlichkeit und Außenwelt zwey gleiche Größen sind, und daß dieß nicht allein der Fall mit äußeren, sondern auch mit inneren Wahrnehmungen sey.

Im funfzehnten Briefe wird die Prüfung einiger Sinne als Leiter von Vorstellungen unternommen. Der Verfasser stellt hier wiederholt die früher schon gedachte, fast unerklärbare Ansicht auf, nach welcher er den Geschmack als etwas bloß Sinnliches annimmt, der doch als Vermögen, durch Lust zu urtheilen, sich auffallend von jeder bloß sinnlichen Thätigkeit unterscheidet, da der Sinn nur auffaßt, der Geschmack aber über das Aufgefaßte urtheilt. In seiner Beziehung hält der Verfasser den Geschmack für den entbehrlichsten aller fünf Sinne, und stellt von den übrigen den Sinn des Gesichts und des Gehörs am höchsten, welch ersterer dem Verstande die Materialien zu Begriffen zuführt, letzterer aber das Gemüth rührt. Interessant ist, was der Verfasser vom Geruchsinn sagt, den er, halb im Scherz, halb im Ernst, einer höheren Ausbildung fähig hält, und von dem er glaubt, daß er mit dem Gemüthe in einen engen Bund und Einverständniß gebracht werden könnte. Es ist gewiß, daß manche Gerüche bestimmte Gefühle hervorbringen, z. B. der Geruch der Rose Heiterkeit, der des Weihrauchs eine feyerliche Stimmung. Die Blumensprache der Liebenden im Morgenlande spricht gleichfalls dafür, daß sich Gefühle durch duftende Sträuße, wie durch eine Sprache mittheilen lassen. In dem Selam sehen wir eine ausgebildete Kunst des Geruchs vor uns, und es liegt immer eben so nahe, die Bedeutungen der Blumen von ihren Gerüchen, als von ihren Farben und Formen abzuleiten. Sehr bezeichnend weist der Verfasser darauf hin, daß selbst die Sprache des gemeinen Lebens, welche ihre Ausdrücke oft sehr treffend wählt, weil die natürliche und unbefangenste Beobachtung sie ihr darbietet, mit dem Geruche moralische Eigenschaften bezeichnet, daß man z. B. von dem, der seinen guten Ruf verloren hat, sagt, er sey in einen üblen Geruch gekommen, und von einem klugen und vorsichtigen Manne, er habe eine feine Nase. Es ist gewiß, daß die Sprache des Volks diese Redensarten nicht würde haben wählen können, wenn sich zwischen dem Geruchsinne und dem Geiste keine höhere Verbindung denken ließe.

Im sechzehnten Briefe wird die Forderung erwiesen, daß jeder Künstler in seinen Werken nach Schönheit streben müsse, und die, daß jedes Kunstwerk ideal sey. Auch erweist der Verfasser, daß von allen Künsten Einheit des Raumes und der Zeit zu fordern, was übrigens nicht ganz materiell zu verstehen. Zu bedauern ist, daß die auf Zeit und Raum bezügliche wichtige Frage, ob die bildende, im Raume darstellende Kunst sich auf Zeitdarstellung, und die in Zeit darstellende, die Musik, sich auf Raumdarstellung einlassen dürfe, zu kurz ver-

handelt wird. Der Verfasser bejaht sie im Allgemeinen, bemerkt jedoch hiebey, daß die bildende Kunst sich nicht Zeitvorstellung, die Musik sich nicht Raumdarstellung zur Aufgabe selbst mache, sondern daß, wo es die Aufgabe nun einmal mit sich bringt, diese Schwierigkeit auch nebenbey mit gelöst werde. Wir möchten diese Frage verneinend beantworten, weil der Künstler, dessen Elemente seiner Kunst im Raume erscheinen, folglich den Charakter des Ruhenden tragen, nicht Erscheinungen in der Zeit, deren Charakter Bewegung ist, genügend darstellen kann, eben so wenig, als der, welcher der Natur seiner Kunst nach sich solcher Elemente bedienen muß. welche in der Zeit erscheinen, den Charakter des Ruhenden vollkommen auszudrücken im Stande ist. Bewegung verträgt sich eben so wenig mit der Natur einer Bildsäule oder eines Gebäudes, als ein Stillestehen mit einem Tanze oder mit Musik. Die Künste im Raume sowohl, als die in der Zeit haben übrigens so viele brauchbare Stoffe in ihrem Bereiche, daß sie nicht nöthig haben, sich gegenseitig ins Gebiet zu fallen, um unvollkommene Kunstwirkungen zu erreichen. Die Dichtkunst hat vor allen schönen Künsten wohl in Rücksicht ihres reingeistigen Wesens den größten Spielraum; doch darf auch sie sich bey ihren Darstellungen nicht alles erlauben, wenn sie sich der möglichsten Wirkung erfreuen soll. Sie wird zum Beyspiel in der Darstellung der körperlichen Schönheit von der bildenden Kunst übertroffen, weil sie die Natur hierin nicht so glücklich nachmachen kann, wie es die bildende Kunst vermag. In der Natur, welche zuerst schöne Gestalten erzeugte, und nach deren Maßstabe wir auch die von der Kunst hervorgebrachten messen, erscheint das Verhältniß der einzelnen Theile, welches uns gefällt, sichtbar dem Auge und fühlbar der Hand, und zwar dergestalt, daß wir die Vereinigung auf einmal wahrnehmen; der bildende Künstler kann eben so produciren, wie die Natur producirte, er kann uns die Vereinigung der einzelnen Theile zu einem Ganzen auf einmal überblicken lassen, wie die Natur es thut, und eben so zuerst auf unser Auge und unsern Betastungssinn wirken, wie sie; das kann aber der Dichter bey dem besten Willen nicht, was die Natur auf einmal reicht, reicht er Stück für Stück, und zwingt dadurch unsere Einbildungskraft, das mühsam zusammen zu setzen, was der Sinn in der Natur und in der bildenden Kunst leicht und wohlgefällig auf einmal überblickt. Das, was beyde dem Auge reichen, reicht er dem Ohre, und verkehrt demnach die Ordnung des Producirens der Natur, die wir von der Kunst so treu als möglich nachgeahmt wissen wollen.

Im siebzehnten Briefe stellt der Verfasser die Bemerkungen auf, daß die Tanzkunst nur auf einen kleinen Kreis

innerer Anschauung angewiesen sey, an welchen die Sinnlichkeit einen zu großen Einfluß hat, und er die Schauspielkunst nur als eine Dienerin der dramatischen Dichtkunst betrachte. Wir werden diese Ansichten bey Gelegenheit des zwey und zwanzigsten Briefes, bey welcher sie wieder zur Sprache kommen, besprechen.

Im achtzehnten Briefe beantwortet der Verfasser die Frage, ob wir berechtigt sind, das Erhabene zu einer Forderung an den Künstler zu machen, dahin, daß wir in einem gewissen Sinne wohl auch von der Kunst heischen können, daß sie uns zum Gefühle der dynamischen Kraft und der Würde des Gemüths erhebe; daß wir aber, da es nicht immer darauf abgesehen ist, daß in uns das Bewußtseyn des Uebergewichts des Geistigen geweckt werde, worauf das Gefühl des Erhabenen beruht, wir auch nicht von jedem Kunstwerke fordern können, daß es dies Bewußtseyn wecke, welches sich wohl mit der Schönheit verträgt, aber doch von ihr verschieden ist. Eben so sey es auch mit dem Tragischen und Rührenden, welche Wirkungen auf das Gemüth sind, die mit der Freudigkeit und dem Wohlgefallen, welche Schönheit erweckt, im Einklange stehen können; allein nur als Mischungen innerer Erscheinungsformen der Schönheit zu betrachten, und daher durchaus auch nicht für nothwendige Forderungen an die Kunst anzusehen sind.

Im neunzehnten Briefe handelt der Verfasser von der Forderung der Wahrheit an die Kunst und von den ebenfalls von den Darstellungen der Kunst zu fordernden Vollkommenheiten. Bey Erörterung der Wahrheit, unter welcher er Uebereinstimmung der inneren Anschauung und der Versinnlichung derselben versteht, macht er darauf aufmerksam, daß die Wahrheit der Kunst von gemeiner Sinnentäuschung verschieden sey, und darauf, daß auch das Kunstwerk nicht wahr sey, welches durch die Sinne einen inneren Zustand wirklich erregt, der dargestellt werden soll, weil ein erregtes Gefühl noch kein dargestelltes ist. Die höhere ästhetische Wahrheit erkennt er als ein Eigenthum des Genies, welches durch keine bloßen Beobachtungen der Erscheinungswelt erworben wird; doch hält er zugleich empirische Kenntnisse und mechanische Uebungen, Studium und Fleiß zur Erfüllung der höheren Kunstforderungen für unerläßlich. Die S 301 aufgeworfene Frage, wie der Künstler die Natur nachzuahmen habe, wird nicht vollständig beantwortet. Wir glauben, er habe sie mehr nachzuahmen in der Art und Weise des Producirens, als im Produkte selbst, denn nur dort tritt uns das Nothwendige, hier aber häufig das Zufällige vor das Auge. Dem zu Folge muß die Nachahmung des Künstlers auf das Studium der Gesetze, nach welchen die Natur ihre Erscheinungen hervor-

bringt, gerichtet seyn; das Produkt darf er nicht unbedingt nachmachen, sondern er muß vorher untersuchen, ob es rein aus den Händen der Natur gegangen, oder ob sein Entwicklungsgang durch Zufälligkeiten modifizirt worden sey. Den Fleiß mag er immer an der Nachahmung des Naturprodukts, wie es ihm vor die Sinne tritt, üben.

Im zwanzigsten Briefe handelt der Verfasser von der Darstellung, unter welcher er Vergegenwärtigung der Idee in einem Kunstwerke versteht. Er unterscheidet die symbolische Darstellungsweise von der allegorischen, ihrem Seyn und ihren Wirkungen nach. Da ein jedes Zeichen (Symbol) mit dem, was dadurch bezeichnet wird, ein Sinnbild, welches in einem Bilde für die Sinne einen geistigen Sinn faßt, mit diesem Sinne übereinstimmend seyn muß, und also jede Darstellung übereinstimmend mit der Idee, ein Individuum aber ein in Raum und Zeit abgeschlossenes Ding ist, welches den höheren Gattungsbegriff durch das in seinem Inhalt eingeschlossene allgemeine Merkmal dieses höheren Begriffs vergegenwärtigt, so ist begreiflich die Darstellung als ein mit der Idee übereinstimmendes Zeichen zu betrachten, und in sofern im höheren Sinne jede Darstellung symbolisch, welche ein wahres Kunstwerk genannt zu werden verdient, und ein Ideales in dem Realen vor dem äußeren Sinne hinstellt. Die allegorische Darstellungsweise verdient, seiner Ansicht nach, gar nicht Darstellung genannt zu werden; denn durch die Allegorie wird nicht eine Idee selbst dargestellt, sondern nur darauf hingedeutet. Die Allegorie ist nicht identisch mit der Idee, wie das Symbol, sondern ihr nur ähnlich, bloß eine bildliche Andeutung; auch suchen Allegorien durch Ideen-Associationen sich zu helfen, sind bloß hinweisend und mehrerer Auslegungen fähig.

Der ein und zwanzigste Brief beantwortet die Frage, wie sich in der Plastik, in der Architektur, in der Malerey und in der Musik das Erhabene, das Tragische und das Rührende darstelle. Die Dichtkunst wird hier nicht insbesondere erwähnt, weil sie, nach der Ansicht des Verfassers, durch das geistige Mittel alles reiner und unmittelbarer, als alle anderen Künste darzustellen vermag, worüber wir schon früher unsere Meinung geäußert haben. In der Plastik erscheint ihm die Schönheit als Ebenmaß der Glieder, das Erhabene wird durch äußere Größe und Kraft vermittelt. Zur Darstellung des Rührenden, dessen die Plastik ihrer Natur nach eigentlich nicht recht fähig ist, will er, daß sich die Plastik weicher, runder, ruhender Formen bediene, zu der des Tragischen, eine angemessene Aufgabe für jene Kunstdarstellung des Ausdrucks, eines physischen Schmerzes.

Wir glauben, daß die Gruppen Niobe und selbst die Laokoon zeigen, daß die Darstellung großer geistiger Leiden von der Behandlung durch die Plastik nicht ausgeschlossen seyen, und vielleicht noch wirksamer als die physischer erscheine. Der leidende Vater Laokoon ergreift uns mehr, als der physisch leidende Mensch; ja, der plastische Künstler müßte in Darstellung physischer Qual noch sorglicher als der redende zu Werke gehen, um durch das unmittelbar sinnliche, unser Auge berührende Verhältniß, welches beym Leidenden widerwärtig erscheint, das Schönheitsgefühl nicht zu verletzen. In der Architektur stellt sich, nach der Ansicht des Verfassers, die Schönheit wie bey der Plastik im Ebenmaße von Größe dar; nur daß dies Ebenmaß nicht, wie dort, allein von einer Idee bedingt, sondern auch nach geometrischen Regeln bestimmt wird. Ausgezeichnet ist die Bemerkung des Verfassers, daß die Säule das geometrische Schema vom Götterbilde des Tempels, an dem sie steht, und dessen Gebälke sie trägt, enthalte, und daß so auch Werke der Architektur ein geistiges ideales Leben durchdringe. Zur Erregung des Gefühls der Erhabenheit bedient sich, nach dem Verfasser, die Architektur in ihren Darstellungen des Großen, auch hält er sie der Anklänge des Rührenden und des Tragischen für fähig. Das letzte, meint er wohl etwas seltsam aber geistreich, drücke sich in der Architektur durch schwere Massen aus, welche von schwachen Theilen getragen werden, denen sie fast zu erliegen scheinen, das Rührende durch gleichmäßige öftere Wiederholungen derselben Formen.

In der Malerey stellt sich dem Verfasser die Schönheit in der Harmonie der Farben dar. Wir möchten eher darin das Angenehme als das Schöne in der Kunst erblicken, da die Farbe, ein bloß Sinnliches, durch materielle Berührung des Auges keinen andern, als einen sinnlichen Eindruck hervorbringen kann. Das Gefühl der Erhabenheit, meint der Verfasser, könne die Malerey als bildende Kunst auf dieselbe Weise, wie die Plastik, hervorrufen, ja noch größere Wirkungen hervorbringen, da sie über die Schranken der Möglichkeit hinaus, und die Zauber kunstreicher Täuschung zu Hülfe rufen kann. Das Rührende, meint er, stelle sie, im engeren Sinne, durch sanfte Farben und ein getrübtes Licht, das Tragische durch Abdämpfung der Farben und des Lichtes dar. In der Musik offenbart sich ihm die Schönheit in den rein harmonischen Akkorden; das Erhabene läßt er durch Kraft der Töne und eingreifenden Rhythmus vermitteln, das Rührende durch Molltöne und gemäßigten Takt, das Tragische durch Dissonanzen.

Im zwey und zwanzigsten Briefe stellt der Verfas-

ser die Meinung auf, daß Schauspiel, Oper und Ballet zwar wahre Kunstgenüsse gewähren, aber doch keine eigene Klasse von Künsten ausmachen, sondern nur als Dienerinnen der Künste oder aus Künsten gemischte Unterhaltungen erscheinen. Zur Begründung seiner Ansicht stellt er Folgendes auf: »Das Schauspiel sey nur eine Realisirung dessen, was der dramatische Dichter sich gedacht hat. Der Schauspieler verdiene nur dann unseren Beyfall, wenn er sich persönlich ganz auf-, und dem Dichter hingibt, nur das darzustellen sucht, was jener sich gedacht hat, und so zum Instrument des Dichters wird. Die Schauspielkunst sey demnach eine, der dramatischen Dichtkunst dienende, demnach nicht selbstständige Kunst. Die Oper sey noch weniger als ein Kunstwerk zu betrachten, sondern nur als ein seltsames Gemisch von Schauspiel und Musik. Da sie zu sehr von der Zuthat der Dichtkunst, dem theatralischen Prunk und anderen Nebendingen abhängt, könne sie nie reinen Kunstgenuß gewähren; auch sey sie nie etwas Selbstständiges, da sie ihrer Natur nach keine Handlung, sondern nur einen Charakter oder ein Gefühl, aus dem eine Handlung hervorgeht, darstellen kann. Noch schlimmer sey es mit dem Ballette, welches die Musik mit der Plastik zu verschmelzen strebt, aber vergeblich, weil die Musik in mehreren auf einander folgenden Momenten darstellt, und die Plastik immer nur in einem.

Wir möchten dagegen bemerken, daß, was die Oper betrifft, dieselbe gar nicht als eine Kunst überhaupt, sondern nur als Theil einer Kunst anzusehen, und darnach zu beurtheilen sey; Schauspielkunst und Tanzkunst aber, nach unserem Ermessen, eben so wie Dichtkunst, Musik, Zeichnenkunst u. s. w. auf Namen und Rang schöner Künste Anspruch machen können. Dieß geht klar daraus hervor, daß sie beyde im Stande sind, durch Kunstwerke, welche sich von denen anderer schönen Künste charakteristisch unterscheiden, ein reines uneigennütziges Wohlgefallen im betrachtenden Subjekte hervorzubringen. Wir empfinden dem schönen Werke der Schauspielkunst und dem der Tanzkunst gegenüber dasselbe, was wir Werken anderer schönen Künste gegenüber empfinden. Daß die gemeinten Künste nicht selbstständige sind, läßt sich nicht erweisen, da sie das ästhetische Wohlgefallen durch eigenthümliche Mittel erzeugen. Nur in der Art des Mittels sind alle schönen Künste von einander unterschieden, in Verfolgung desselben Zweckes sind sie sich gleich. Der Dichter und der Bildhauer erzeugen dieselbe Art des Wohlgefallens, nur der eine mit dem Mittel des Wortes, der andere mit dem Mittel des Steines. Der Schauspieler prägt nicht seine Darstellungen nach den Gesetzen der Dichtkunst, sondern nach den

eigenthümlichen, von jenen ganz verschiedenen Gesetzen der Schauspielkunst aus. Die Freyheit des Schauspielers ist eben so, wie die jedes anderen schönen Künstlers, von Willkür entfernt, und wird, gerade wie dort, vom Verstande geleitet. Der Schauspieler steht in demselben Verhältnisse zur Natur, wie jeder andere schöne Künstler, bedarf derselben Anlagen und desselben Fleißes.

Was die Tanzkunst betrifft, so läßt sich dasselbe auch von ihr behaupten. Auch hier kann der Künstler durch eigenthümliche, nur dieser Kunst zugewiesene Mittel reines ästhetisches Wohlgefallen an seinen Hervorbringungen bewirken. Daß diese Kunst leicht mißbraucht werden, daß die sinnliche Zuthat hier leicht die Oberhand über die geistige erhalten könne, muß zugegeben werden; doch kann das der Bedeutenheit der Kunst nicht schaden, wenn diese richtig gebraucht wird. Auch ist dasselbe bey anderen Künsten, bey der Dichtkunst z. B., der Malerkunst oder der Musik der Fall, auch hier kann der Künstler das Sinnliche in den Vorgrund treten lassen, wie bey der Tanzkunst. Was übrigens den Umstand betrifft, daß die Gebilde des Tanzes und der Oper der Wahrscheinlichkeit ermangeln, da die Personen, welche beyde vorführen, im gewöhnlichen Leben, welches doch die Kunst abschildern soll, sich weder durch Gesang noch Tanz von ihren Gesinnungen und Gefühlen zu verständigen pflegen, so muß dagegen bemerkt werden, daß die Kunst nur das Mögliche, nicht aber das objektiv Wirkliche zu berücksichtigen habe, und daß es doch unbezweifelt möglich wäre, daß sich Menschen nur auf die ausgedrückte Weise, oder wenigstens auch auf dieselbe, von den Vorgängen in ihrem Inneren gegenseitig unterrichteten. Der Künstler hat demnach seinen Zweck erfüllt und kunstgemäß gehandelt, wenn er einen möglichen Fall dergestalt als einen wirklichen ausführt, daß er nach den Gesetzen der Natur, unter den vom Künstler gegebenen Voraussetzungen und Bedingnissen, gerade so bestehen könnte und müßte, wie er ihn darstellte. Ohne diese Erlaubniß, daß die Kunst das, auch nur Mögliche, darstellen dürfe, könnten wir in keiner Kunst etwas Ideales, ja, was die Form betrifft, selbst Vers und Reim in der Dichtkunst nicht Platz finden lassen.

Im drey und zwanzigsten Briefe erkennt der Verfasser, daß die Kunst außer sich keinen Zweck habe, nicht als Mittel zur Befriedigung eines Bedürfnisses führen könne, sondern vielmehr eine nothwendige Forderung des Menschengeistes sey. In dieser Abgeschlossenheit der Kunst bemerkt der Verfasser ihre hohe Vollendung.

Im vier und zwanzigsten Briefe, welcher in

Beziehung seines Inhalts, und dessen Behandlung, einer der bedeutendsten in der Reihe der vorliegenden Briefe ist, spricht der Verfasser über die Anwendbarkeit der Kunst und ihre Nützlichkeit. Aus dem Inhalte des Briefes geht hervor, daß er bloß jene Kunst im Auge hatte, welche er die schöne nennt, wie es auch bey früheren Veranlassungen, sich darüber auszusprechen, der Fall gewesen. Indem er als Hauptgrundsatz aufstellt, daß die Kunst nur um ihrer selbst willen zu lieben sey, gedenkt er doch auch jener Zwecke, welche sie nach erreichtem Hauptzwecke erreichen kann und darf. Vor allem macht er hier auf die unmittelbare Berührung der Kunst mit der Religion aufmerksam, indem die Kunst an sich Vergegenwärtigung und Verwirklichung im Geiste ausgeborner Anschauungen ist, und die Religion eine Offenbarung, eine Allgegenwart des Göttlichen, in Zeit und Raum verwandelt. Einen weiteren Nutzen für die Religion hat ihm die Kunst dadurch, daß durch sie, was dunkel oder nur halb erkannt im Gemüthe lag, völlig zum Bewußtseyn gebracht wird, indem die Kunst das dem Gemüthe von Außen anschaulich zuführt, was die Reflexion nur von einer, von der intellektuellen, Seite zeigt. Auch berücksichtigt er den Gewinn, den die Kunst dadurch der Religion gewährt, daß jener sinnliche Mittel zu Gebote stehen, welche das Gemüth dieser zuwenden. »Es stand,« sagt er S. 356, »von jeher Religion und Kunst im engen Bunde, denn Denken und Fühlen, und Gedanken und Gefühl in irgend einer Form anschauen, ist dem Menschen unerläßlich, und es ist gar nicht zu berechnen, wie sehr Religion und Kunst sich gegenseitig entwickelt haben.« Interessant wäre es gewesen, wenn der Verfasser bey dieser Gelegenheit der bedeutendsten Bestrebungen redender Künstler, Kunst und Religion zu verbinden, von Pindar angefangen, nach seiner gewohnten Weise in anschaulichen Beyspielen entwickelt, und auch gezeigt hätte, wie die Plastik gleichsam vom Tempel heraus in die Welt trat, und die von der Naturanschauung hervorgegangene Malerey sich immer mehr und mehr darin eingebürgert habe.

Außer den religiösen Zwecken berührt der Verfasser auch die häuslichen und bürgerlichen, und zeigt, wie die Kunst diesen, und den menschlichen Verhältnissen überhaupt, hülfreich werden könne. Er beweiset, wie sie zur Veredlung des Charakters und Erhöhung des Lebensgenusses beytrage, wie sie als Trösterin in der Noth erscheine, als treue Freundin in der Zeit, in welcher alle Genüsse uns versagt sind, und wie sie dadurch, daß sie den Schmerz objektiv veredelt zur Anschauung bringt, unsere eigenen Schmerzen uns besiegen lehre. Am Schlusse dieses Briefes wird des vortrefflichen, nunmehr verewigten Grafen Lamberg in Wien

gedacht, welcher seine reiche Sammlung von Vasen, und treffliche Gemäldegallerie, öffentlichen Kunstinstituten durch testamentarische Verfügung hinterließ, und so noch im Tode als wahrer Freund der Künste sich bewährte. Wer den vortrefflichen Mann näher kannte, wird gewiß die Stelle mit voller Ueberzeugung unterschreiben, in welcher der Verfasser sagt: »Es war nicht nur eine Freude, seine Kunstsammlung zu sehen, sondern auch ihn unter den Kunstwerken, und die Liebe, Thätigkeit und Kraft des Gemüths zu beobachten, mit welchen sich der edle Greis über alles Schöne freute.«

Der fünf und zwanzigste und letzte Brief enthält die Ansichten, daß die Kunst dem moralischen Urtheile nicht unterworfen sey, den Künstler aber und die Anwendung der Kunst zu Zwecken außer ihrem Gebiete die Sittlichkeit richte. Gegen die erste Ansicht möchten wir bemerken, daß wir uns kein wahrhaft schönes Kunstwerk denken können, welches nicht auf einer rein sittlichen Basis ruht; schon deßhalb nicht, weil das Schöne seiner Natur nach reine Lust erzeugen soll, alles aber, was gegen Sittlichkeit, in höherer Bedeutung des Worts, anstößt, uns mit Mißbehagen erfüllen, folglich jene reine Lust, die wir vom Schönen begehren, trüben muß. Diese Berücksichtigung der Natur des Sittlichen hat freylich der schöne Künstler nicht so weit zu treiben, daß er dadurch gezwungen werden könnte, die Kunst als Mittel zu gebrauchen, sittliche Zwecke erreichen zu helfen, aber doch so weit, daß er nichts in sein Kunstwerk aufnehmen darf, was den Forderungen des Sittengesetzes in irgend einer Beziehung widerspricht. Der Künstler braucht den Moralisten bey Aufbauung seiner Gebäude nicht zu unterstützen, aber er darf eben so wenig ein Gebäude niederreißen wollen, welches der Moralist aufgebaut hat. In sofern jenes Erforderniß nun schon im Charakter der Kunst überhaupt liegt, ist diese allerdings dem moralischen Urtheile unterworfen. Sehr wahr ist übrigens das, was der Verfasser von jenen Menschen sagt, deren verderbte Phantasie bewirkt, daß sie beständig über die reinsten Werke der Natur und Kunst erröthen. Besonders ist dieß mit dem Urtheile über das Nackte in der bildenden Kunst der Fall, und sind darüber nicht selten die sinnlosesten Urtheile laut geworden.

Am Schlusse dieser Mittheilung können wir nicht anders, als dem Verfasser für sein Werk danken, welches, wie der Leser dieses Aufsatzes leicht entnehmen kann, zwar kein eigentliches System der Aesthetik, aber die brauchbarsten Materialien dazu enthält, woran es zur Zeit noch sehr noth thut. Wenn der Verfasser, was die Form betrifft, in manchen Briefen sich einige

Undeutlichkeit hat zu Schulden kommen lassen, so ist es um so mehr zu bedauern, da er hinlänglich bewiesen hat, wie er die Schärfe der Erkenntnisse mit der Klarheit des Ausdrucks zu vereinigen wisse. In der Ueberzeugung, daß nur durch eine ungeschminkt darstellende Ansicht Kunst und Wissenschaft gefördert werden können, haben wir die unsrige eben so unumwunden ausgesprochen, als es der Verfasser mit der seinigen zu halten pflegte. Deinhardstein.

Art. IV. 1) Musée de sculpture antique et moderne; dédié au Roi par M. le Comte de *Clarac*. *Paris*, de l'imprimerie royale. 1826 — 1828. 4 livraisons Text, welche den vollständigen ersten und den Anfang des zweyten Theiles bilden, mit 689 und 160 S. in gr. 8., und dazu in 4. ebenfalls in vier livr. 227 Kupferplatten.

2) Monumens inédits d'antiquité figurée grecque, etrusque et romaine, recueillis pendant un voyage en Italie et en Sicile, dans les années 1826 et 1827, par M. *Raoul-Rochette*, membre de l'Institut de France. 1ère et 2de livraisons. *Paris*, chez l'auteur et chez les éditeurs Dufour et C. 1828. Fol. 112 S. mit 24 Kupfertafeln.

3) Pompéi. Choix d'édifices inédits. Première partie: Maison du poète tragique: par *Raoul-Rochette*, membre de l'Institut, et *J. Bouchet*, architecte. 1. et 2. livr. *Paris*, 1828. Fol. mit 12 S. und 9 Kupfertafeln.

I.

Wir reden hier von einem Werke, welches am Tage seiner Vollendung einen unentbehrlichen Hausbedarf für jede Familie bilden wird, wo Kunst und Alterthum einen Verehrer zählen. Kunst ist Sprache durch Bilder und Gestalten, die ihr eigenes Leben in sich führen, Jedem etwas Angenehmes bieten und belehren, Geist und Herz zugleich erfreuen, und in stetem Maße dem tieferen Bedürfnisse auch ergiebigere Adern des Genusses eröffnen. Was aber in unserem Munde zum Alterthume wird, das ist die Jugend des menschlichen Geschlechtes, die Zeit der ersten Entwicklung, wo es, noch nicht eingetreten in alle die nothwendigen beengenden Verhältnisse des ausgebildeteren bürgerlichen Lebens, frey in den Armen der Natur schwelgte, und seinen Gedanken nur in den, von ihr entlehnten, Bildern Ausdruck gab. Festlich kommen da die Jahreszeiten als blühende weibliche Gestalten, jede mit ihren Gaben, einhergeschritten, den harmonischen Einklang in dem Gange und den Erscheinungen der Natur bezeichnet ein alter Silen, wohltönendes Spiel den

verſchieden geſtimmten Saiten der Cithara entlockend, und Amor, der Gott froher Eintracht, mit dem vereinigenden Kranze in der ausgeſtreckten Rechten; in lautem Genuſſe tobt im Hintergrunde die frohe Menge als Bacchiſches Gefolge, und die ſproſſenden Hörnchen an der Stirne der Faune und rückwärts das kleine Schweifchen zeigen deutlich, woher der Künſtler die Anzeichen unverwüſtlichen Scherzes und Munterkeit entlehnte; in der Mitte aber thront in ſchöner Geſtalt das Jahr, der Kreis nämlich von Tagen, der alle dieſe Freuden in ſich ſchließt, als jugendlicher Dionyſus, die Erſtlinge der Gaben empfangend. Auf ähnliche Art ſtellte man in andern, eben ſo lebhaft bewegten Bildern, die übrigen allgemeinen Anſichten über Natur und die menſchlichen Verhältniſſe dar, und gewiß iſt es nur dieſer geheime Reiz eines tieferen darunter verborgenen Sinnes, welcher den Kunſterzeugniſſen des Alterthums einen ſo hohen Werth und eine ſo allgemeine Anerkennung bis auf unſere Tage ſicherte.

Glücklich, wer unter dem warmen Himmel der ſüdlichen Länder (Italiens, Griechenlands, Kleinaſiens) ſich an der Selbſtbeſchauung der Denkmäler ergötzen kann, glücklich noch derjenige, der in einer vollſtändigen Folgereihe gelungener Zeichnungen und Kupferplatten, an dieſen ſchönen Geſtalten, der jugendlichen Hülle früher Bildung, ſein geiſtiges Auge in einem Ueberblicke erfreuen kann. Schwierigkeiten bietet das erſte Unternehmen wie das zweyte, nur daß die letztern beynahe die unüberſteiglichern ſind, ſo wenig ſind bis jetzt noch alle Denkmäler bekannt gemacht, ſo hart wird es für den Privatmann, alle die Quellen, wo es die einzelnen ſind, zu vereinen, und ſo ſtörend wirkt dann die erdrückende Maſſe der davon unzertrennlichen Beywerke, die Verſchiedenheit der Formate, die Ungleichmäßigkeit in der Behandlung der Abbildungen. Man ſetze den Fall, man glaube den Begriff, welcher den Darſtellungen der Alten in Bezug auf Apollo z. B. zum Grunde liegt, gefunden zu haben, man wolle nun ſeine Vermuthung an der ganzen Reihe der Vorſtellungen Apollo's und der anderen dahin bezüglichen Gegenſtände, wie ſie in den verſchiedenen Sammlungen ſich befinden und bekannt gemacht wurden, erproben, man verſuche es demnach, die einzelnen Werke zuſammen zu reihen, und man wird von der Zahl der Bände erdrückt werden, ohne doch auf Vollſtändigkeit vertrauen zu können. Was nun für das geſammte Alterthum, für alle Klaſſen von Denkmälern, die kleineren, nicht genug zu preiſenden Zuſammenſtellungen Millin's und Hirt's ſind, das wird dieß gegenwärtige des Grafen Clarac für die größeren antiken Monumente der Skulptur, und zwar vorzüglich die Statuen ſeyn, welche da ſämmtlich in demſelben Maßſtabe

gezeichnet, und in einfachen aber geistvollen Umrissen gestochen erscheinen, mit sorgfältiger Angabe dessen, was bey jeder einzelnen Statue das Werk neuerer Ergänzung ist. In besonderer Beziehung dann gibt es sämmtliche in dem Louvre in Paris aufgestellte antike Denkmäler, und eine, bis zu den Einzelnheiten durchgeführte, Darstellung dieses merkwürdigen Gebäudes selbst.

So viel im Allgemeinen in Betreff der Kupferplatten; in Bezug auf den sie begleitenden gedruckten Text zerfällt auch dieser in zwey große Theile, wovon der eine die Geschichte des Louvre enthält, der andere die Geschichte der Kunst bey den Alten und alles sich dahin Beziehende.

Der Verf., jetzt Direktor des königl. Museums im Louvre, hatte bey einem jahrelangen Aufenthalte in Italien, unter den glücklichsten Umgebungen, die reichsten Mittel zur Entfaltung eines seltenen Kunstgeschmacks, so wie die früheren Verhältnisse eines sehr thatenreichen Lebens bey ihm nicht anders als vortheilhaft auf jene Richtung des Geistes einwirken konnten, welche vorzugsweise Klarheit und lichtvollen Ueberblick sucht, und rasches Vorschreiten zum gesetzten Ziele. Alle diese Eigenschaften bilden eben so viele Anempfehlungen des gegenwärtigen Werkes, und gereichen zum großen Vortheile der Leser. In gedrängter, körniger, schön gerundeter Sprache gibt der Hr. Verf. in seinen Abhandlungen über die Kunst bey den Alten die ganze Fülle des dahin gehörigen Stoffes, klar gesondert, in entsprechender Ordnung, überall gestützt auf eigene Erfahrung und Selbstanschauung. Am Schlusse der meisten Abschnitte befördern Uebersichtsblätter die deutlichste fruchtbarste Auffassung, weil da die ganze Masse des zu einem Gegenstande gehörigen Stoffes, nach den verschiedenen Beziehungen in Haupt- und Nebenzweige abgetheilt, wie zu einem Gemälde, vereinigt erscheint.

Wir gehen zu der Angabe des Einzelnen über: der Verf. beginnt mit einem essai sur la partie technique de la sculpture, et sur les différentes substances employées par les anciens dans la pratique de cet art; es ist gleichsam ein Besuch in der Werkstätte eines großen Künstlers, den man da mit dem Verf. antritt, und wo er dem Leser den allmälichen Gang nachweist, wie aus einer unförmlichen Masse von Erde, Metall oder Stein, das schöne Gebilde entsteht, das man dann als vollkommenes Kunstwerk verehrt, und kaum noch die stufenweise, immer mehr vorbereitende Entwicklung ahnet, durch welche es zu dieser Vollendung gedieh. Gleich S. 3 und 4 geben eine allgemeine Uebersicht der plastischen Kunsterzeugnisse nach den verschiedenen Stoffen und deren verschiedener Behandlung geordnet, wie wir deren Nützlichkeit oben gepriesen haben. Dann

kommen, nach dem Alter ihres Gebrauchs, die einzelnen Werkzeuge angegeben, deren ſich die alten Künſtler bedienten. Man ſieht die ganze Wichtigkeit dieſer in der Regel ſo wenig geachteten Gegenſtände, und wie bedeutende Fortſchritte in der Erzeugung von Kunſtgegenſtänden von jeher nur in dem Maße der Veredlung und vollkommnern Ausſtattung dieſer unentbehrlichen Behelfe möglich waren. Hammer und Ambos eröffnen die ehrwürdige Reihe, und können als die Urahnen des zahlreichen Geſchlechtes aller ſpäter hinzugekommenen Werkzeuge gelten; dann kömmt die Zange und die Reihe der übrigen; hierauf folgt S. 22 die Plastique mit ihren Arbeiten in Thon und Wachs, S. 38 die sculpture en bois, und bey dieſer Gelegenheit in alphabetiſcher Ordnung die Aufzählung aller, nach den Angaben der Schriftſteller, bey den Alten verwendeten Holzarten. S. 45 Platre et moulage, ein vortrefflicher Abſchnitt mit den Unterabtheilungen estampage, moules à creux perdu und moules à bon creux, alles ſehr deutlich und unterrichtend vorgetragen. S. 55 Statuaire, nämlich die Bildnerey in Metallen, einer der wichtigſten Abſchnitte. Von ganz beſonderem Gehalte iſt, was hier vom Statuenguß in Bronze, nach den neueſten Erfahrungen *), mitgetheilt wird, und eben ſo den Künſtler befriedigend, als es für den Kunſtfreund angenehm überraſchend iſt, eine, beſonders mit Hülfe der dazu gehörigen Kupferplatten, ſo anſchauliche Darſtellung dieſes ſo ſchwierigen, ſo mannigfach zuſammenge-

*) So ſpricht der Hr. Verfaſſer unter Moulage au sable S. 118 ff. auch von einem von Hrn. Launay in Paris aufgeſtellten Verfahren im Bronzeguß, und man erkennt deſſen ganze Wichtigkeit, wenn man ſieht, daß Hr. Launay, der den größten Theil der großen Säule am Platze Vendome zu gießen hatte, es übernehmen würde, den koloſſalen Elephanten, wovon man in Paris das Modell bewundert, in einem Guße zu gießen. M. Launay paraît, au reste, si certain de ses opérations, qu'il se chargerait de fondre d'un seul jet la statue colossale de l'éléphant, haute de cinquante-quatre pieds avec la tour qu'il porte, et du poids de cinq à six cents milliers, en ménageant en bronze, dans l'intérieur de la jambe droite, l'escalier tournant qui doit y être pratiqué. Il se proposerait même de placer sur son piédestal, en six heures et avec six hommes, cette énorme masse, par le moyen de procédés hydrauliques qu'il n'a pas consignés dans le mémoire manuscrit qu'il m'a communiqué, mais qui, d'après l'explication qu'il m'en a donnée, s'ils ne sont pas d'une exécution tres-facile, sont cependant loin d'être impossibles, ou même impraticables. Il et fâcheux que le succès des expériences en petit ne soit pas toujours un sûr garant de leur réussite lorsqu'on en fait l'application à des masses colossales (S. 126).

ſetzten Kunſtverfahrens zu erhalten. S. 127 liefert der Hr. Verfaſſer die Koſtenberechnung einer koloſſalen Statue zu Pferd von 18 Fuß Höhe, wenn man ſie heut zu Tage in Bronze gießen und aufſtellen wollte. Wir heben dieſe Stelle mit den Worten des Hrn. Verfaſſers heraus, da die Summe die Möglichkeit zeigt, die öffentlichen Plätze größerer Städte, wie es bey den Alten der Fall war, wenn auch nicht gerade nur mit koloſſalen, Bronzſtatuen zu füllen, und ſo ähnlichen Kunſtſinn, wie bey den Alten, mit allen ſeinen wohlthätigen Folgen zu verbreiten.

Il n'y a pas de sculpteur, quelque habile et quelque renommé qu'il soit, qui ne fit le modèle en terre et ensuite en plâtre d'une statue équestre de dix-huit pieds de haut pour soixante mille francs . . . . . 60,000 fr.

Le moulage à cire perdue de cette statue, et tout ce qui a rapport à la fonte, en y comprenant cette opération, coûte de soixante-dix à quatre-vingt mille francs . . . . . 80,000»

Si la statue se fondait au sable, ce serait moins cher, et le meilleur fondeur s'en chargerait pour 120 ou 130,000 francs, en comptant le bronze, le réparage, le ciselage et la mise en place.

Pour le réparage et le ciselage d'une statue fondue à cire perdue, le statuaire n'a jamais donné plus de quinze mille francs au ciseleur . . 15,000»

Quant au bronze, le meilleur au dixième ne revient, prêt à être mis dans le fourneau, que de 22 à 25 sous la livre, et il n'est pas douteux qu'en employant de vieux canons, que le Gouvernement peut livrer à meilleur marché que le commerce, et qu'on mettrait au titre, on n'ait le bronze à un prix encore plus bas. Une statue équestre de dix-huit pieds de haut ne pèse tout au plus que 25 milliers, et c'est beaucoup: ainsi, à 25 sous la livre, ce serait trente-un mille deux cent cinquante francs . . . . . 31,250»

Pour le réparage de la cire, les honoraires du statuaire qui surveille la fonte et le ciselage, car il n'y travaille pas, j'ajoute . . . . 12,000»

Total 198,250 fr.

La réunion de toutes ces sommes, que j'ai même forcées, donne un total de 198,250 francs; je l'augmenterais encore de 10 à 12,000 francs pour les cas imprévus, pour le voyage et la mise en place, lorsque la statue doit être transportée dans quelque ville de France éloignée de Paris. Elle peut

d'ailleurs être divisée en ses différentes parties, ainsi qu'elle a été fondue. Tout l'ensemble ne pesera jamais plus de 250 à 300 quintaux, et il n'y a pas d'entrepreneur de roulage qui ne se charge, pour beaucoup moins de 50 francs le quintal, de la transporter dans quelque endroit de la France que ce soit. — — Mes calculs sont plutôt trop forts, que trop faibles, et j'ose croire, ayant vu la chose de près, que les statuaires chargés de faire une statue à ce prix, y trouveraient encore leur compte, ainsi que le Gouvernement. Au reste, ce qui prouve ce que j'avance, c'est que la ville de Montpellier vient de conclure avec M. de Bay et M. de Carbonneau un traité par lequel la statue équestre de Louis XIV, de 16 pieds de haut, coûtera, rendue et placée à Montpellier, 200,000 francs.

Der Hr. Verf. spricht S. 77 von den, bey den Alten so zahlreichen Vergoldungen der Bronzstatuen, vergleicht sogleich das neuere Verfahren, und gibt auch einen vergleichenden Ueberblick, den wir ausheben, um von der Gediegenheit der Arbeiten des Hrn. Verf.'s eine kleine Probe beyzufügen *). Da bey den

*) *Tableau comparatif des feuilles d'or chez les Romains avec celles que l'on bat à Paris pour dorer sur le bois ou sur les métaux.*

Nombre de feuilles d'or de Rome dans l'once romaine.	Nombre de feuilles d'or de Paris dans l'once romaine.	Grandeur.			Surface Totale de feuilles.	
		Doigts romains en carré.	Pouces de roi carrés.	Centimetres carrés.	Toises carrées.	Metres carrés.
					t. pi.	
750	»	4.	7.42244	54.3904	1,2.31135	4.04185
»	427.733	6.72	21.0070	153.9351	1,26.39838	6.58303
»	1435.	5.26	12.840	97.040	3,19.9.	13.9252
»	5621.77	5.87	16.	117.245	17,12.92.32	65.911

Poids de la feuille.		Epaisseur.		Valeur.
Grains.	Grammes.	Lignes	Millimètres.	Centimes.
0.683	0.0363	0.00013	0.0003	12.52
1.2	0.6374	0.00008	0.00018	1.977
0.0036	0.01911	0.000045	0.00002	0.658
0.00026	0.00485	0.0000009	0.0000018	0.01672

Alten so oft von goldenen Statuen die Rede ist, worunter aber in der Regel nur hohl gearbeitete Goldmassen zu verstehen sind, stellt der Hr. Verf. S. 84 die Berechnung an, zu welchem Betrage sich die Statue der Venus von Medicis aus getriebenem Golde, in der Dicke eines zwanzig Franks Stückes, belaufen würde; als Ergebniß der sehr genauen, dort ausführlich mitgetheilten Berechnung ergibt sich die Summe von 180,802.03 Fr. Vortrefflich ist der Gebrauch, welchen der Hr. Verf. bey dieser Gelegenheit S. 80 von einer bey Caluno in Böotien, nahe bey Oropus, gefundenen, nun im brittischen Museum befindlichen, und von Osann (Sylloge inscript. ant. p. 209 ff.) zuerst bekannt gemachten griechischen Inschrift macht. Die Inschrift ist aus dem zweyten oder dritten Jahrhunderte vor Chr. Geb., und bezieht sich auf die Weihgeschenke, welche im Laufe der Zeit in dem berühmten Tempel des Amphiaraus bey Oropus waren dargebracht und an den Wänden befestigt worden. Außer dem gemünzten Golde und Silber nämlich, welches aus Dankbarkeit in eine nahe Quelle geworfen wurde, weihte man die

---

Je suppose l'or au titre de 1000, valant 3444.44 francs le kilogramme, ou 1686.0533 francs la livre; 105.35 francs l'once ou 30 59 grammes; 3.444 francs le gramme, ou 0.18.128 centimes le grain. Si l'or n'était qu'à 900, titre de nos monnaies d'or, le kilogramme ne vaudrait que 3100 francs, et l'on n'aurait qu'à retrancher un dixième des valeurs que je donnerai. Mais l'alliage nuit à la malléabilité et à la ductilité de l'or, et, pour être étendu au degré auquel on parvient par le battage, il demande à être de la plus grande pureté. Quoique l'on ne trouve jamais l'or des anciens à 1000, et qu'il soit presque toujours allié d'un peu d'argent, cependant il est ordinairement pur ou à 1000, à un ou deux millièmes près. La pesanteur spécifique de l'or forgé étant 19.3617, le poids du pied cube, ou 0.03428 mètre cube, est de 1355 livres 5 onces 60 grains, ou 663.2465 kilogrammes, et sa valeur, de 2,284,515.52 francs. Le pouce cube, ou 19.8363 centimètres cubes, pèse 12 onces 4 gros 28 grains, ou 383.92 grammes, et vaut 1322.22 francs. La livre romaine était de 12 onces, qui, d'après les nouvelles recherches de M. Letronne, valaient 10 de nos onces 5 gros 53 grains, ou 6173 grains, ou 327.187 grammes; l'once romaine, 7 gros 9.333 grains, ou 513.333 grains, ou 27.2656 grammes. Le pied romain, de 12 onces ou pouces, avait 10 pouces 10.772 lignes du pied de roi, ou 0.295 millimètres; l'once, 10.89796 lignes à 0 000008 près, ou 24.5833 millimètres à 0.0003 près; le dactyle ou doigt, seizième partie du pied romain ou trois quarts de l'once, avait 8.17325 lig. du pied de roi, ou 18.4375 millimètres. Telles sont les données, qui m'ont servi de bases dans les calculs du tableau comparatif.

Vorstellung des glücklich geheilten Körpertheiles in Gold oder Silber in dem Tempel selbst. Nach dem Verlaufe einer langen Zeit wurde in einer allgemeinen Versammlung des böotischen Rathes beschlossen, die von der Wand herabgefallenen Gegenstände, und die unbrauchbar gewordenen Gefäße in Gold und Silber, gemeinschaftlich einschmelzen, und daraus andere, für den Tempeldienst nothwendige Geräthschaften bereiten zu lassen, von diesen zur Einschmelzung bestimmten Gegenständen aber ein genaues Verzeichniß, mit Angabe der jedesmaligen Geber, verfertigen und in Stein einhauen zu lassen, was eben einen Theil dieser merkwürdigen Inschrift bildet. Man sieht daraus, daß die meisten dieser Weihgeschenke aus dünne geschlagenem Goldblech bestanden. Vortrefflich ist die Erklärung des zuletzt angeführten Gegenstandes KVMA mit Bezug auf Heilquellen. S. 133 Sculpture en marbre; sehr gut ist, was hier S. 157 über die circumlitio der Alten bemerkt wird. Mit Wärme erklärt sich S. 161 der Verf. gegen alles Bemalen der Statuen, obschon große Namen, z. B. Quatremere, auf Thatsachen gestützt, die Vertheidigung übernommen haben. S. 165 bis 184 gibt ein vollständiges Verzeichniß der von den Alten verwendeten Steinarten, Marmore, Basalte, Porphyre, Granite, in den zwey Abschnitten: Marbres ou pierres dont il est question dans les auteurs anciens, und pierres antiques que l'on trouve dans les ruines des monumens. Merkwürdig ist gegen Ende dieses Abschnittes die Zusammenstellung des Reichthumes an Marmorarten in Frankreich, ein Brief, worin schon Heinrich IV. zur Benützung dieses Naturreichthums aneifert*), und

*) Es ist folgender Brief, den Heinrich IV. in dieser Beziehung an den Konnetable de Bonne de Lesdiguières schrieb:

Mon Compère,

Celui qui vous rendra la présente est un marbrier que j'ai fait venir expressément de Paris pour visiter les lieux où il y aura de beaux marbres, et faciles à transporter à Paris, pour mes maisons des Tuileries, Saint-Germain-en Laie et Fontainebleau, en mes provinces de Languedoc, Provence et Dauphiné; et pour ce qu'il pourra avoir besoin de votre assistance, tant pour visiter les marbres qui sont en votre gouvernement, que les faire transporter, comme je lui ai commandé, je vous prie de le favoriser en ce qu'il aura besoin de vous. Vous savez comme c'est une chose que j'affectionne, qui me fait croire que vous l'affectionnerez aussi, et qu'il y va de mon contentement.

Sur ce, Dieu vous ait, mon compère, en sa garde.

HENRY.

3 Octobre, de Chambéry. (Cette lettre est probablement de 1600, lors de la conquête de la Savoie par Henri IV.)

die Thätigkeit, die jetzt in diesem Zweige herrscht, S. 190; in diesem Augenblicke sind nämlich in den départemens du Nord dreyzehntausend Sägen in Bewegung, während im J. 1822 noch es nur vierhundert waren, seit welcher Zeit man auch über hundert Brüche neu eröffnet hat. Am Schlusse hier folgt nach Brard eine vergleichende Uebersicht der Schwere des Kubikfußes einiger der vorzüglichsten Steinarten, woraus sich 197.4 als Mittelgewicht für Porphyr, Granit, Basalt, 189.33 für die Marmore ergibt.

S. 194: Proportions de quarante-deux des plus belles statues antiques; eine Arbeit, für welche dem Hrn. Verf. der Kunstfreund wie der ausübende Künstler nicht dankbar genug seyn können, und wo man mit Ruhe sich auf dessen große Erfahrung und Genauigkeit verlassen kann; der Hr. Verf. selbst lobt die Beyhülfe, welche Hr. de Bay Vater, einer der geschicktesten Bildhauer in Paris, und Sohn, ihm dabey geleistet haben. Die verglichenen antiken Statuen sind: 1. *Enfant*, du musée royal; 2. *Enfant à l'oie*, d. m. r; 3. *Amour en Hercule*, d. m. r.; 4. *Apollon Sauroctone*, d. m. r.; 5. *Apolline*, de la galerie de Florence; 6. *Adorant*, de Berlin; 7. *Faune au pilastre*, d. m. r.; 8. *Faune*, du Capitole; 9. *Bacchus*, d. m. r.; 10. 11. *Castor et Pollux*, de Saint-Ildephonse; 12. *Génie du repos éternel*, d. m. r.; 13. *Apollon du Belvédère*; 14. *Hermaphrodite*, recueil de Caylus; 15. *Vénus* de Medicis; 16. *Vénus* du Capitole; 17. *Vénus de Milo*, d. m. r.; 18. *Diane à la biche*, d. m. r.; 19. *Apollon Lycien*, d. m. r.; 20. *Antinous du Vatican*; 21. *Le Lantin* ou *Mercure du Vatican*; 22. *Antinous en Hercule*, d. m. r.; 23. *Hercule assis*, Musée de Naples; 24. *Mercure dit Germanicus*, d. m. r.; 25. *Achille*, d. m. r.; 26. *Thésée* de Parthenon; 27. *Colosse de Monte-Cavallo*; 28. *Discobole* du Capitole; 29. *Héros combattant*, d. m. r.; 30. *Jason*, d. m. r.; 31. *Un Niobide* de Florence; 32. *Ménélas* de Florence; 33. *Patrocle* de Florence; 34. *Barbare mourant* du Capitole; 35. *Hercule Farnèse* de Naples; 36. *Faune à l'enfant*, d. m. r.; 37. *Marsyas*, d. m. r.; 38. *Le Tibre*, d. m. r.; 39. *Laocoon*; 40. *Néron*, d. m. r.; 41. *Pertinax*, d. m. r.; 42 *Adrien*, d. m. r. Die gemessenen Linien selbst sind in allen den vorzüglichsten Richtungen gezogen, und zwar, um sichere Maße zu bekommen, mit der besondern Vorsicht, daß man die Ausgangspunkte vorzüglich sur les parties osseuses et visibles nahm, dont les dimensions ne varient pas. Um den allgemeinsten Gebrauch dieser Mustertabelle der von den Alten für ihre Meisterwerke angenommenen Hauptverhältnisse zu sichern, folgt

S. 233 bis 236 eine durchgeführte Comparaison du pied de roi avec le mètre et les mesures linéaires d'Angleterre, de Naples, de Rome, de Venise et de Dresde.

Der zweyte Theil beginnt mit der Beschreibung der basreliefs antiques du Musée royal de sculpture, wozu die Kupferplatten von pl. 111 bis pl. 227 gehören, und eine prächtige Reihe der herrlichsten Kompositionen bilden, welcher Beschreibung der Hr. Verf. noch einen essai sur les basreliefs antiques vorausschickt, bey dem wir nicht länger verweilen, da nach den Schriften von Visconti und Tölken (Ueber das Basrelief, Berlin. 1825.) über diesen Gegenstand alles erschöpft ist. S. 49: Des costumes antiques, nach den verschiedenen Unterabtheilungen, alles alphabetisch geordnet; eine mühsame Zusammenstellung, aber von wesentlichem Nutzen, wenn es sich um genaue Beschreibung antiker Vorstellungen und Benennung der einzelnen Gegenstände handelt. Hierauf kömmt die nähere Beschreibung der ägyptischen Basreliefs in der Sammlung des Louvre. Durch unbegründetes, einseitiges Lob der ägyptischen Monumente in Beziehung auf Kunstwerth gereizt, verfällt hier der Hr. Verf. fast in das entgegengesetzte Aeußere, da doch Natur und Geschichte nur den ruhigen, aber langsamen Gang allmälicher Entwicklung zum Bessern erkennen. Die Aegypter legten den Grund zur Kunsthöhe der Griechen, weil bey ihnen zuerst (nach Hindostan) die Figur die Trägerin und Verwahrerin höherer Ansichten, eines tieferen geistigen Sinnes wurde, weil sie durch unglaubliche Beharrlichkeit alle Schwierigkeiten der wirklichen Kunstausführung überwinden lernten, und die erworbenen Handgriffe und Erfahrungen, als ein schon geordnetes Ganzes, vererbten; aber die Kunst blieb in Aegypten immer nur dienende Hieroglyphe, und gewann nie den selbstständigen Aufschwung, wozu in Griechenland mehrere Umstände glücklich beywirkten, obschon man selbst so den ägyptischen Bildwerken aller Art eine große Naturwahrheit nicht absprechen kann, so oft der Künstler nicht an vorbestimmte, fest geregelte Formen gebunden war. Die durchgängige Richtigkeit und Sicherheit in den Verhältnissen, auch bey den kleinsten Bildungen, würde sogar auffallen und unerklärlich seyn, wenn die bekannte Stelle Diodor's I. c. 98 nicht den Schlüssel dazu enthielte, bey welcher Gelegenheit es wirklich beachtenswerth ist, daß das Asiatic Journal vom Nov. 1829 aus dem Silpi-Sastri, einem alten Sanskritwerke, einen ähnlichen Kanon der Verhältnisse des menschlichen Körpers für die indischen Künstler enthält.

So viel über die eine Hälfte des Inhalts der bisher erschienenen vier Hefte; die ganze zweyte Hälfte, des Textes sowohl,

wie der dazu gehörigen Kupferplatten, beschäftigt sich und gehört zur ausführlichen Geschichte und Darstellung des Louvre und der Tuilerien, welche königlichen Gebäude Graf Clarac zum andern Gegenstande seiner Arbeit gemacht hat. — Aus einem Jagdschlosse, weit von den Mauern der Stadt Paris, dessen Namen man sogar von der Art des dort gejagten Wildes, den Wölfen, von lupara herleitet, bildet nun der Louvre in Vereinigung mit den Tuilerien, im Mittelpunkte der Stadt, den Herrschersitz der Könige von Frankreich und die Hauptniederlage der kostbarsten Kunstschätze aller Art; das Gebäude an sich selbst ein Schatz durch seine architektonische Vollendung und den Reichthum künstlerischer Ausstattung. Der Verfasser verweilt mit Liebe und mit einer, für seine Stammgenossen nur sehr dankenswerthen Genauigkeit bey der Geschichte dieses merkwürdigen Schlosses bis zu seiner gegenwärtigen Entwicklung, woran sich im Grunde gleichsam die ganze Kulturgeschichte Frankreichs natürlich anreihet. Thürme durften bis zum vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte nur die Gebäude des Königs beschützen, der Louvre war durch seinen besonders großen, festen Thurm berühmt. In den gewaltsamen Zeiten des Mittelalters stützte alles sich nur auf Gewalt, Wissenschaften haben seitdem in allmälichem ruhigen Gange die Wege geebnet, statt der Wälle, Gräben und der engen, ungleichen Gemächer steht nunmehr ein großartiges Gebäude da, zugänglich, ein erfreuender Anblick von außen, und die weiten innern Räume gefüllt mit den erhebendsten Erzeugnissen veredelnder Künste. Der Hr. Verf. geht Schritt vor Schritt die einzelnen allmälichen Veränderungen durch, entwickelt einen überwältigenden Reichthum von Kenntnissen in allen das Mittelalter betreffenden Gegenständen, den damaligen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, dem Zustande der Künste und Wissenschaften, dem Gange und den Einwirkungen des Handels, und ist unerschöpflich in der Zusammenstellung der wichtigsten und seltensten Nachrichten aller Art, besonders über Lebensumstände und Werke ausgezeichneter französischer Künstler. Man folgt mit ungetheiltem Vergnügen dem Hrn. Verf. im raschen Gange seiner Erzählung, und findet am Ende, seiner vortrefflichen Weise gemäß, die zerstreuten Thatsachen in einer allgemeinen Uebersicht zu einem Gemälde vereinigt, wo alles Einzelne in seine gehörige Unterordnung zurücktritt, und eine klare Vorstellung des Ganzen erleichtert. Der Verfasser gibt nämlich da die Geschichte des Louvre (sammt den Tuilerien und noch einigen königlichen Schlössern) von dem J. 481 bis zu dem J. 1827 nach folgenden Rubriken: erst das Jahr, dann der jedesmalige Name des regierenden Königs, dann die Namen der jedesmaligen Minister,

dann jene der verwendeten Architekten, Maler, Bildhauer, dann die nähere Angabe der vorgenommenen Arbeiten; zuletzt kömmt ein Abschnitt zu abgesonderten Bemerkungen, z. B. über die Preise des Arbeitlohnes u. s. w. Den Schluß bilden S. 672 eine table alphabétique des noms latins des châteaux ou maisons des rois de France, dann S. 674 eine liste chronologique des artistes cités dans l'histoire du Louvre et des Tuileries, was fast eine Art vollständiger Kunstgeschichte bildet.

Die zu dieser zweyten Hälfte des Werkes, nämlich der Geschichte des Louvre und der Tuilerien, gehörigen Kupferplatten sind sehr zahlreich, über hundert, mit gleicher Reinheit und Vollendung in Zeichnung und Stich behandelt, und geben, nebst den Grundrissen des Gebäudes nach den verschiedenen Epochen, alle die vorzüglichsten Ansichten desselben von außen, dann einige vortrefflich ausgeführte Ansichten des Innern einzelner Säle aus der Zeit Heinrich's II. und Heinrich's IV., ganz so wie sie damals bestanden, endlich alle in diesem herrlichen Gebäude aufgestellten Kunstwerke französischer Künstler, und alle Malereyen der Plafonds.

Wir heben zum Schlusse aus dieser zweyten Hälfte eine merkwürdige Uebersicht der Kostenbeträge für den Louvre (sammt den Tuilerien) vom J. 1664 bis zum J. 1679 aus, S. 386. Der Gesammtbetrag ist sehr bedeutend, aber auch der Vortheil groß, da der Raum, den dieses Gebäude in seinem Innern darbietet, nunmehr Aufstellungen aller Art, wie sie die Regierung nur immer braucht, in jedem Augenblicke möglich macht:

Der Louvre kostete im J. 1664 . .	1,059,422	l.	15	s. » d.
» » 1665 . .	1,110,685	»	10	» 2 »
» » 1666 . .	1,107,973	»	7	» 8 »
» » 1667 . .	1,536,683	»	8	» 2 »
» » 1668 . .	1,096,977	»	3	» — »
» » 1669 . .	1,203,781	»	3	» 9 »
» » 1670 . .	1,627,393	»	19	» 11 »
» » 1671 . .	946,409	»	3	» 4 »
» » 1672 . .	213,653	»	3	» 1 »
» » 1673 . .	58,135	»	18	» — »
» » 1674 . .	159,485	»	8	» 11 »
» » 1675 . .	63,160	»	6	» 6 »
» » 1676 . .	42,082	»	14	» 6 »
» » 1677 . .	99,667	»	19	» 10 »
» » 1678 . .	119,975	»	12	» 8 »
» » 1679 . .	163,581	»	9	» — »
Total	10,608,969	l.	4	s. 6 d.

Dieſe Summe von 10,608,969 l. 4 s. 6 d. beträgt im heutigen Gelde 20,475,310 francs, 59 cent.

Die Bauten in Verſailles dagegen und den dazu gehörigen Gebäuden betrugen in dieſer Zeit,

im J. 1664	834,037 l.	2 s.	6 d.
» » 1665	783,673 »	4 »	— »
» » 1666	526,974 »	7 »	— »
» » 1667	214,300 »	18 »	— »
» » 1668	618,006 »	5 »	7 »
» » 1669	1,233,375 »	7 »	— »
» » 1670	1,996,452 »	12 »	4 »
» » 1671	3,396,595 »	12 »	6 »
» » 1672	2,802,718 »	1 »	5 »
» » 1673	847,004 »	3 »	10 »
» » 1674	1,384,269 »	10 »	3 »
» » 1675	1,933,755 »	8 »	1 »
» » 1676	1,348,222 »	10 »	10 »
» » 1677	1,628,638 »	11 »	4 »
» » 1678	2,622,655 »	3 »	10 »
» » 1679	5,667,331 »	17 »	— »
» » 1680	5,839,761 »	19 »	8 »
» » 1681	3,854,382 »	2 »	— »
» » 1682	4,235,123 »	8 »	7 »
» » 1683	3,714,572 »	5 »	11 »
» » 1684	5,762,092 »	2 »	8 »
» » 1685	11,314,281 »	10 »	10 »
» » 1686	6,558,210 »	7 »	9 »
» » 1687	5,400,245 »	18 »	— »
» » 1688	4,551,596 »	18 »	2 »
» » 1689	1,710,055 »	10 »	— »
» » 1690	368,101 »	10 »	1 »
Total	81,151,414 l.	9 s.	2 d.

und zwar nach den einzelnen Gegenſtänden der Ausgaben geordnet:

	liv.	s.	d.
Maçonnerie de Versailles et de ses dépendances, compris Trianon, Saint-Cyr, et les églises de Versailles, pendant lesdites vingt-sept années, ci	21,186,012.	4.	1
Charpenterie et bois	2,553,638.	1.	5
Couvertures	718,679.	16.	9.
Plomberie et achat de plombs . . .	4,558,077.	2.	6

	liv	s.	d.
Menuiserie et marqueterie	2,666,422.	2.	—
Serrurerie et taillanderie	2,289,062.	3.	9
Vitrerie	300,878.	10.	9
Glaces et miroirs	221,631.	1.	6
Peintures et dorures, sans les achats de tableaux	1,676,286.	11.	8
Sculptures, sans les achats des antiques	2,696,070.	6.	9
Marbreries et achats de marbres. . . .	5,043,502.	5.	8
Bronze, fontes et cuivre	1,876,504.	6.	3
Tuyaux de fer de fonte, compris ceux de la machine	2,265,114.	15.	8
Pavé, carreaux et ciment	1,267,464.	13.	—
Jardinage, fontaines et rocailles. . . .	2,338,7 5.	15.	8
Fouilles de terre et corroi	6,038,035.	1.	10
Journées d'ouvriers	1,381,701.	16.	2
Diverses et extraordinaires dépenses .	1,799,061.	12.	10
Château de Clagny, dépendant de Versailles, sans les acquisitions de terre	2,074,592.	9.	5
Machine de Marly, sans les conduits et acquisitions	3,674,864.	8.	8
Travaux de la rivière d'Eure et de Maintenon, sans les acquisitions	8,612,995.	1.	—
Remboursement de terres et héritages pris pour le château et dépendances de Versailles susmentionnés . . .	5,912,104.	1.	10
Total égal au précédent, par années	81,151,414.	9,	2

Hiezu kommen noch beyzusetzen:

Pour les achats de tableaux anciens et figures antiques de tous les grands maîtres	509,073.	8.	—
Pour les étoffes d'or et d'argent payées sur les fonds des bâtimens	1,075,673.	2.	6
Pour les grands ouvrages d'argenterie, outre ceux payés par le trésor de l'argenterie	3,245,759.	4.	8

Nota. Tous ces grands ouvrages d'argenterie ont été portés à la monnaie pendant la dernière guerre.

Pour le cabinet des medailles, cristaux, agates et autres raretés, dont le Roi

	l.	s.	d.
a acheté les six dernières années de ces mémoires	556,069.	—.	—
Pour les appointemens des inspecteurs et préposés auxdits bâtimens et travaux de Versailles et dépendances, gratifications aux controleurs ou autres, il a été payé, pendant les dites vingt-sept années, environ	1,000,000.	—.	—
Total	6,386,574.	15.	2
Total précédent	81,151,414.	9.	2
Total	87,537,989.	4.	4

Dieſe Geſammtſumme von 87,537,989 l. 4 s. 4 d. betrüge im heutigen Gelde 169,148,319 francs, 18 cent.

S. 246 erwähnt der Hr. Verf. den merkwürdigen Fund einer normänniſchen Barke in dem Flußbette der Seine *), und S. 250 die Sitte, daß unter dem König Philipp Auguſt (von 1180—1223) alles Stroh aus den königlichen Gemächern an die Univerſität mußte abgeliefert werden: Je ne puis m'empêcher d'ajouter ici que ce qu'on rapporte des appartemens de ce prince, ou du moins de sa suite, ne donne pas une haute idée de leur somptuosité. Il rendit un édit par lequel tout le *fouarre*, ou la paille, qui servait dans ses chambres du Louvre, devait, lorsqu'il le quittait, appar-

*) Je ne puis m'empêcher de rappeler ici ou de consigner une découverte dont peut-être peu de personnes à Paris ont eu connaissance. Lorsqu'en 1806 M. Dillon, ingénieur en chef des ponts et chaussées, faisait faire les fouilles pour fonder les culées du pont des Invalides, qu'il était chargé de construire, on trouva, à environ huit pieds en terre, une grande barque ou espèce de pirogue creusée dans un seul tronc d'arbre, de même que les lintres ou les myoparones dont se servaient les Germains, au rapport de Tacite, et dont les Normands faisaient grand usage dans leurs courses. Le bois de cette pirogue, dont on retrouvait les détails, devenu presque aussi noir que l'ébène, se brisait facilement; mais dans quelques parties il était assez bien conservé et assez dur pour qu'on ait pu en faire de petits modèles de ce canot, que l'on crut pouvoir faire remonter à l'époque des invasions des Normands. S'il eût été possible de conserver en entier cette embarcation, que l'air faisait tomber en morceaux, c'eût été un monument curieux des premiers temps de notre histoire.

tenir à l'université. On l'employait à couvrir le plancher des écoles, où les écoliers étaient assis à terre. Der Hr. Verf. konnte aus der chronologique hist. des comtes de Poitiers et ducs d'Aquitaine in dem Leben des mächtigen Grafen Wilhelm VI (VIII. als Herzog von Aquitanien) einen ähnlichen Zug beyfügen. Zwey Brüder begehrten im J. 1068 ihr väterliches Besitzthum zurück: convaincu de la justice de leur demande, il leur rendit les terres de leur patrimoine, et pour les en investir de nouveau, »il ramassa un jonc verd, (scirpum viridem); car les planchers de la maison étoient fraîchement jonchés de joncs, comme nous avons coutume de faire lorsque nous recevons quelque personne puissante, ou quelque ami. Alors avec ce même jonc il fit aux deux frères la donation ou plutôt la restitution qu'ils désiroient, l'an de l'Incarn. 1068, le x. des Cal. de Juin« (Bignon, notes sur le ch. 13 du 5. liv. des formules de Marculfe). Tels étoient alors et ont été encore long-tems depuis les tapis de pieds dans les appartemens des grands Seigneurs. Encore n'étoit-ce que pour l'été; car en hiver on les jonchoit de paille, comme on faisoit aux Eglises le samedi au soir pour le lendemain.

Wir schließen, indem wir auf ein zwar untergeordnetes, aber doch nicht minder wichtiges Verdienst dieses Werkes, auf die große Billigkeit des Preises desselben aufmerksam machen, und dem Hrn. Verf. Gesundheit und Muße zum gleich raschen Fortgange desselben, wie bisher, wünschen.

* * *

II.

Der Hr. Verf. hatte in der zweyten Hälfte des Jahres 1826 eine wissenschaftliche Reise nach Italien unternommen: die öffentlichen Blätter in Paris erzählten es mit Stolz, und verkündeten den antiquarischen Studien von daher die glänzendsten Erfolge. In sofern dieses der Ausdruck gerechter Huldigung war, dargebracht einer auf die umfassendsten Arbeiten und die reichste Belesenheit gegründeten, mit dem regsten Eifer, mit Scharfsinn, mit der glücklichsten Gabe der Darstellung gepaarten Kenntniß der Alten, konnte auch wirklich bey allen, denen die literärischen Verdienste des Hrn. Raoul-Rochette nicht ganz unbekannt sind, nur eine ähnliche Erwartung vorherrschen, ohne deßhalb in einem Augenblicke alles verläugnen zu wollen, was schon Großes in diesem Fache geleistet worden, und noch mit gleich preiswerthem Bemühen von allen Seiten her geleistet wird.

Die beyden vorliegenden Hefte sind die ersten Früchte der reichen Ausbeute, welche der Hr. Verf. dem Publikum mitzutheilen gesonnen ist, und die ersten Lieferungen eines Werkes, welches in seiner Gesammtheit zwey Bände mit zweyhundert Kupferplatten und Lithographien, um einen sehr billigen Preis, bilden wird. Man kann dem gelehrten Publikum nicht anders als Glück wünschen zu diesem Unternehmen, denn der Hr. Verf. liefert eine lange Reihe von bisher nicht bekannt gemachten Denkmälern, (z. B. die prächtige cista mystica des Hrn. Reville in Paris, pl. XX. S. 90; das Gemälde aus Pompeji pl. IX, eine große Anzahl von Marmormonumenten und Vorstellungen von altgriechischen Vasen, zum Theil von dem höchsten Interesse), in Abbildungen, die sich eben so sehr durch Treue als künstlerische Vollendung auszeichnen, und mit den gelehrtesten und scharfsinnigsten Erklärungen begleitet sind. Hr. Raoul-Rochette hat die glückliche Idee aufgefaßt, die Monumente aller Art, die er bekannt macht, in große Massen zusammen zu reihen, so nämlich, wie sie sich auf einen gemeinschaftlichen Gegenstand beziehen lassen, also hier z. B. auf die Mythen von Achilles, und dann so viel möglich aus den verschiedenen Zeitaltern und von den verschiedenen Völkern des Alterthums, Griechen, Römern, Etruskern immer ein auf denselben Gegenstand sich beziehendes Denkmal zu geben. Wie also diese ersten zwey Hefte die bildlichen Darstellungen der Mythen von Achilles, die Achilleide, begreifen, so werden die nachfolgenden, jene der Mythen von Herkules, von Theseus u. s. w. die Herakleide, die Theseide u. s. w. enthalten. Der Hr. Verf. gibt aber nicht allein bisher unbekannte Monumente, er sichtet mit unverdrossenem Eifer auch alle von Andern gegebenen Erklärungen schon edirter Monumente, so wie sie ihm auf seinem Wege aufstoßen, und berichtigt, wo eine neue Vergleichung das Wahrere lehrt, und bezeichnet wenigstens als wankend, wo die früheren Begründungen nicht auszureichen scheinen.

Man findet da sehr treffende Bemerkungen, z. B. über den berühmten kapitolinischen Sarkophag als Achilles auf der Insel Scyros, oder S. 8 über das Gefäß Wilkins bey Millingen (Anc. uned. mon. pl. I. A. n. I), wo die zwey Buchstaben *AΘ*... vortrefflich auf *Αθηνη* und die ..... *OΣ* bey der Figur im Wagen auf *HEOΣ* gedeutet werden (obschon da immer noch das vorstehende *A* unerklärt übrig bleibt), oder S. 56 n. I. die sehr glückliche Verbesserung in der auf der Insel Aegina im Tempel des Jupiters Pan-Hellenius gefundenen Inschrift (Wagner's Bericht über die äginetischen Bildwerke, S. 77), wo Hr. Raoul-Rochette die Worte in der

zweyten Zeile ΣΙΔΗΡΤΑΕΞΟΓΗΣ (IIII), Eiſerne (Waffen oder Werkzeuge), ſo außer der Erde ſind, 4. zu leſen vorſchlagt: ΣΙΔΗΡΙΑ. ΕΞ. ΟΠΗΣ. (IIII), ferremens provenant de l'ouverture du comble quatre, und die nöthigen Beweiſe gibt; oder S. 96 n. 1: die vortreffliche Deutung der ſelbſt von Zoega, Bass. I. tav. XI. 42, 43, bloß als scena domestica angeführten Basreliefs, während das Pferd, das im Hintergrunde erſcheint, ſo bezeichnend auf den Hinübergang der Seelen in die höheren Regionen der Geſtirne mahnt. Zu den von dem Hrn. Verf. angeführten Beweisſtellen fügen wir ein höchſt merkwürdiges Marmorrelief bey (ſ. Beſchreibung der k. k. Sammlung ägyptiſcher Alterthümer. Wien, 1826. S. 29, Nr. 84), wo ganz in ägyptiſchem Geiſte, bey einer ähnlichen Vorſtellung, ſtatt des Pferdes im Hintergrunde, die Figur eines hockenden Wolfes, des Hüters der Unterwelt, auf einem vorragenden Untergeſtelle, erſcheint (vgl. Abriß der Alterthumskunde. Wien, 1829. S. 303, n. 3).

Vorzüglich dankenswerth ſind einige Berichtigungen, die ſich auf genauere Unterſuchung und treuere Darſtellung der Monumente ſelbſt ſtützen, z. B. pl. VII. Nr. 1. S. 44 die Herſtellung eines Reliefs im palazzo Mattei, oder S. 42. Nr 2 gegen Millin u. ſ. w.; denn in der Beziehung hatte man nicht immer die volle Ueberzeugung von der Wichtigkeit, daß man ein Monument gerade ſo darſtellen müſſe, wie es iſt, wenn es mit Recht Zeugenſchaft von ſeiner Zeit ablegen ſoll, und der Wunſch, keine Erklärung ſchuldig zu bleiben, hatte manche willkürliche Veränderung und gänzliche Auslaſſung zur Folge. Der Hr. Verf. iſt übrigens ſcharf in ſeiner Kritik, vielleicht haben dazu manche Namen ſogar zu wenig Gewicht, wie z. B. S. 12, Anm. 4.

Wir beabſichtigen nach dieſer allgemeinen Anerkennung des vollen und hohen Verdienſtes des gegenwärtigen Werkes keine in das Einzelne gehende Anzeige des darin Gegebenen nnd Geleiſteten, indem wir uns bloß zum Schluſſe einige gelegenheitliche Bemerkungen erlauben, ohne übrigens dabey eine beſondere Ordnung zu befolgen. — Man wird nicht ohne rege Theilnahme die geiſtreiche Auseinanderſetzung des Hrn. Verfaſſers leſen, nach welcher die berühmte Statue des ruhenden Mars in der Villa Ludoviſi künftig die Benennung von Achilles zu führen hätte, und die Abbildung, welche davon beyliegt, iſt eine ſehr angenehme Beygabe. Vielleicht weniger allgemeine Uebereinſtimmung dürfte die andere Vorausſetzung des Hrn. Verfaſſers finden, wonach die koloſſale Statue der ſchlafenden Ariadne im Vatikan mehr eine ruhende Thetis zu benennen wäre, obgleich der Hr. Verf. ſeine Annahme mit einer gewählten Reihe

von ähnlichen Denkmälern unterstützt, und wir unter seinen Gründen nur jenem, welcher von dem Armbande in Schlangenform hergenommen ist, keine bedeutende Wichtigkeit beylegen möchten, in sofern wir Gelegenheit hatten, diese Armzierde, gerade so, bey antiken weiblichen Figuren, besonders in Bronze, zu finden, die mit dem Mythus der Thetis nicht in der weitesten Verbindung standen. Der Hr. Verf. hat S. 21 nach einer vortrefflichen Ansicht die Fälle, wo die Schlange als Attribut auf antiken Monumenten erscheint, in einen allgemeinen Ueberblick zu bringen versucht, ohne jedoch diese Aufgabe da gelöst zu haben. Die astronomische Bedeutung ist bey diesem Symbole die bey weitem vorherrschende, so erscheint es in den dionysischen Vorstellungen, und nur in dieser Art kann die Doppelschlange des Caduceus und die einfache des Aeskulapsstabes erschöpfend und folgerecht erklärt werden, in welcher Beziehung wir mit S. 76. Anm. 5 nicht übereinstimmen. So unterliegt auch der S. 44. Anm. 3 erwähnten Vorstellung und Mythe (der durch Trunk schwach gewordene Jupiter mit dem Rhyton, vom Herkules getragen, Millin gal myth. pl CXXI. Nro. 468) ein tieferer astronomischer Grund, nämlich das anscheinend schwache Fortschreiten der Sonne in dem Wintersolstitium, wo dieses Gestirn freundlicher Nachhülfe zu bedürfen scheint (s Plut. de Is. c. 62 und Horap. hierogl. II c. 3. — Bey Gelegenheit der Bemerkungen S. 34 über die Beziehung des Skorpions als Himmelszeichens auf Rom und seine Gründung, glauben wir der dort Anm. 3 gegebenen Deutung dieses Symbols, wie es sich auf dem einen Schilde in der unteren Abtheilung der berühmten Apotheose (Eckh. choix pl. I.) vorfindet, nicht beypflichten zu können. Dieser Schild bildet dort nämlich einen Theil des Tropäums, welches römische Soldaten als Triumphzeichen über ein überwundenes Volk errichten, ist also für eine eroberte Waffe dieses Volkes, und nicht für einen Theil römischer Rüstung zu halten, mit dem man da nicht prunken würde; auch ist die Form dieses Schildes von der gewöhnlichen und bekannten der römischen abweichend. Wir glauben, daß diesem Schilde, in Verbindung mit einigen kleineren, bisher nicht beachteten Umständen, eine genügende Erklärung werden kann, und hoffen, vielleicht selbst in diesen Blättern unsern Versuch der Beurtheilung des Publikums vorlegen zu können. — Mit geistreicher Gewandtheit gibt der Hr. Verf. die Erklärung eines merkwürdigen, in Pompeji jüngst aufgefundenen Gemäldes (pl. IX), und deutet es auf ein Traumgesicht, worin die schlummernde Rhea Sylvia den sich ihr nähernden Mars, und auch schon ihre künftigen Söhne erblickt; mit Gewandtheit und Geist, sagen wir, gibt der Hr.

Verf. dieſe Erklärung, denn nur auf ſolche Art allenfalls konnte Mars von dem alten Künſtler geflügelt und mit kleinen Flügelchen am Vorderhaupte vorgeſtellt werden. Der Hr. Verf. hätte aus dem Gebiete der alten Numismatik (der griechiſchen und römiſchen) ein paar Vorſtellungen von Traumgeſichtern zur Unterſtützung ſeiner Annahme aufführen können, da außerdem in den anderen Reihen antiker Monumente ſich nur ſehr wenige Belege dafür finden werden. Der Hr. Verf. führt S. 114 mehrere andere Erklärungen und S. 37. Anm. 1 auch eine von Hirt an, die ſich durch große Einfachheit auszeichnet. Der Verf. erwähnt S. 43. Anm. 5 des bisher einzigen von Schiaſſi und Inghirami (mon. etr. ser. V. tav. LX. p. 420—421) bekannt gemachten Bruchſtücks eines altgriechiſchen Thongefäßes mit etruſkiſcher Schrift, und hebt gebührend deſſen große Seltenheit heraus. Wir wünſchten hier, bey aller wahren Verehrung für die beyden erſtgenannten Namen, das Zeugniß des Verf. als wirklichen Augenzeugen zum Belege anführen zu können, wegen der vollen Richtigkeit der Erſcheinung, weniger um einen Zweifel zu äußern, als weil ähnliche Thatſachen nicht bewährt genug aufgeſtellt werden können; wenigſtens gelang es dem Ref.'n nicht, auf einer großen, ja bedeutenden Anzahl ähnlicher, in dem alten Hadria gefundenen Bruchſtücke, mit Inſchriften in älteſter griechiſcher Schreibart, auch nur eines mit etruſkiſcher Schrift zu entdecken. Merkwürdig iſt es, daß in dieſer Stadt beſonders der ehemalige Meereshafen von Tauſenden ſolcher Scherben altgriechiſcher Thongefäße wimmelt, welches auf einen, von auswärts, z. B. von Sicilien, dahin getriebenen lebhaften Handel damit hinzudeuten ſcheint, ein Umſtand, der beſonders bey den neueſten Ausgrabungen auf den Beſitzungen des Fürſten von Canino, bey dem Berge Cucumella, von Bedeutung wird. Ohne uns ein vorſchnelles Urtheil darüber zu erlauben, kann man doch, nach dem bisher bekannt gemachten, auf dem bey weiten größten Theile der dort ans Tageslicht gekommenen uralten Thongefäße nur griechiſche Vorſtellungen mit beygeſetzten griechiſchen Inſchriften erkennen.

Bevor wir uns von dieſem ausgezeichneten Werke trennen, deſſen baldigſte Fortſetzung wir wünſchen nächſtens anzeigen zu können, heben wir noch eine von dem Sohne des Hrn. Grafen Laborde, in Aegypten, in einer der brunnenähnlichen Grabverſenkungen bey Saccarah gefundene griechiſche Inſchrift in Verſen heraus, welche Hr. Raoul-Rochette S. 113. Anm. 4 mittheilt, ſammt ſeiner Ergänzung derſelben, welche freylich die Veränderung zweyer Buchſtaben nöthig machte:

ΓΝΟΘΙΜΕΤΕΓCΕΒΕΕCCI *)
(sic) ΑΦΡΟΝΑΔωΡΙΔΑΚΕΙCΘΑΙ
ΑΝΤΑΡΕΤΗCΙΕΡΟΝΧωΡΟΝ
ΑΝΕΥΡΟΜΕΝΗΝ
ΟΥΓΑΡΑΠΑCΙΝΟΜωCΘΑΝΑΤΟ;
(sic) . ΑΡΤCΑΛΛΟΤΙCΕCΘΑΟΝ .
. . ΤΟCΚΑΙΘΑΝΑΤΟΥΚΟΥΦΟΝ
ΑΠΕCΧΕΤΕΛΟC.

Γνωδι μετ' εὐσεβέεσσιν ἐΰφρονα Δωρίδα κεῖσθαι,
Αντ' ἀρετῆς ἱερὸν χῶρον ἀνευρομένην
Οὐ γὰρ ἅπασιν ὁμῶς θάνατος βαρύς· ἀλλ' ὅτις ἐσθλός,
Οὗτος καὶ θανάτου κοῦφον ἀπέσχε τέλος.

* * *

III.

Wir glaubten die Anzeige dieſes Werkes, obgleich es erſt an der Schwelle des Beginnens ſteht, nicht verſchieben zu ſollen, einmal wegen des Anziehenden, das in dem behandelten Gegenſtande liegt, dann wegen des Vorzüglichen, was ſchon in dieſen zwey Lieferungen geleiſtet worden. Wir rechnen zu dieſem letztern ganz beſonders die von Raoul-Rochette geſchriebene Einleitung, welche erſchöpfend und in ſchöner, klarer Darſtellung das Eigenthümliche der Privatwohnungen der Alten berührt, und mit treffender Beobachtungsgabe das Fortbeſtehen eines großen Theiles alter Sitte, durch das ganze Mittelalter hindurch ja bis auf den gegenwärtigen Gebrauch, beſonders in den ſüdlicheren Theilen Italiens nachweiſt, bedingt durch das Daſeyn ähnlicher Bedürfniſſe und gleicher Witterungsverhältniſſe. An das Haus iſt bey der bey weitem größeren Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes die ganze Lebensthätigkeit gekettet, die Freuden und Leiden des Daſeyns werden da nach ihrem vollen Maße durchgelebt, und was der Menſch liebt und fürchtet, wird da offenbar. So ſind in dieſer Beziehung die einzeln zerſtreuten Häuſer an der ziemlich öden Strecke von Viterbo nach Rom hiſtoriſch merkwürdig, weil ſich in ihrer Bauart (eine thurmähnliche Erhöhung, an welche ſich ein niederes Geſchoß anſchließt) noch heute zu Tage die Gräuel ausſprechen, vor welchen ſich da, mit dem Beginn der Völkerwanderung, jedes einzelne Haus wie eine Feſtung zu verwahren hatte.

Immer trägt die Behauſung in der Beſchaffenheit ihrer Einrichtung deutliche Spuren von der Sinnesart ihrer Bewohner,

*) Wir bemerken, daß alle in dieſer Inſchrift vorkommenden E auf dem Inſchriftſteine ſelbſt halbrund gebildet ſind, nach Maßgabe der C.

und selten trügende Schlüsse sind von dem Einen auf das Andere erlaubt. Deßhalb hat eine Vergleichung der Wohnungen verschiedener Völker und zu verschiedenen Zeiten so viel Reizendes. Selbst in unseren Tagen bemerkt man bey ziemlich gleicher Länderlage darin auffallende Unterschiede, die nur durch bestimmte Ursachen bedingt seyn können. In einem großen Theile von Städten Deutschlands vereinigen hohe weitgedehnte Gebäude eine bedeutende Anzahl von unter sich ganz getrennten und sich gegenseitig fremden Familien, die Wohnungen sind großentheils ohne Hinsicht auf bestimmte Bedürfnisse und Unterabtheilungen nur nach dem Wunsche der größtmöglichsten Raumbenützung entworfen, selbst Rücksichten auf Licht und Luft müssen häufig jenem Bestreben weichen. Dagegen sind es in anstoßenden Ländern, z. B. Holland, England, größtentheils kleinere, selten besonders hohe Gebäude, in der Regel immer nur für einzelne Familien bestimmt, mit festgesetzter Eintheilungsart, wornach alle niederen Bedürfnisse der Haushaltung in die unteren, ja unterirdischen Geschoße zusammengedrängt werden, und eine seltene Reinlichkeit, Ordnung und Stille in den eigentlichen Wohngemächern möglich wird, die nicht ohne einen sehr wohlthätigen Einfluß auf eine Art würdevoller Haltung bleiben kann. — Der Abgang jener Millionen von Glasscheiben, welche der neueren Welt so große Vortheile gewähren, hatte auf die Bauart der Alten bestimmt den größten Einfluß, z. B. auf die so wenigen und so kleinen und so hoch angebrachten Fenster, auf die Bestimmung der Thüren zugleich zur Einbringung des Lichtes u. s. w.; aber wie in der Anlage und Ausstattung ihrer Städte, so in der Einrichtung ihrer Häuser, kann man ihnen das volle Verdienst nicht absprechen, die Bedürfnisse des körperlichen Wohlseyns, wie die höheren Anforderungen der moralischen Natur des Menschen, auf eine ungemein entsprechende Art berücksichtigt zu haben. Man darf nur das kleine, in der Nähe Parma's, mitten in den Gebirgen, fast unzugänglich gelegene Veleja *) sich auf Augenblicke vor die Augen halten, in Bezug auf Wohlhabenheit mit den kleinsten Provinzialstädten unserer Tage vergleichbar, wie sehr zu seinem Vortheile unterscheidet es sich, wo

*) Pietro de Lama: Tavola alimentaria Velejate. Parma 1819, und besonders Giov. Antolini: le rovine di Veleia. 2 Theile. Milano, 1819 und 1822. Das kleine Amphitheater daselbst (110 Par. Sch. die große, 80 P. Sch. die kleine Achse im Durchschnitt) wird für nicht viel mehr als tausend Zuschauer berechnet gewesen seyn, und kaum wird man die ganze Bevölkerung Veleja's daher höher, als auf acht- bis höchstens neun tausend Menschen anschlagen können.

es auf die Sicherung der Genüsse des bürgerlichen Lebens ankömmt: noch jetzt sieht man seinen ganz mit Quadersteinen gepflasterten Marktplatz (Forum), die Spuren weiter Säulengänge, die ihn nach allen Seiten umgaben und gegen jeden Einfluß der Witterung Schutz boten, große Gebäude für den Gottesdienst (Tempel), wie andere für die öffentlichen Geschäftsverhandlungen (Basiliken) aufgebaut, welche daran anstoßen, und andere für die Vergnügungen (ein Amphitheater aus Marmorquadern), mit entsprechendem Aufwande und mit dem Schmucke kolossaler Marmorstatuen und architektonischer Verzierungen ausgestattet, um den Kunstsinn auch des einfachsten Beschauers zu vergnügen. Man muß es sich gestehen, in dieser würdevollen Ausstattung des Städtelebens steht unsere Zeit den Alten noch gewaltig nach, und hat von den daher noch erhaltenen Denkmälern sehr glückliche Muster herzuholen, in Beziehung auf die Ausstattung ganzer Städte eben so wohl, wie auf die Einrichtung einzelner Wohngebäude, welche letztere einmal schon die immerwährende Rücksicht auf Sonne und Licht und freyen Zutritt der Luft so vortheilhaft auszeichnet: dann aber noch wie viele kleinere Umstände? Eine einfache Mauer in der Villa Hadriana bey Rom z. B. hatte die Bestimmung, in jeder Tagszeit einen ruhigen, vor einer unangenehmen Richtung des Windes gesicherten Gangweg darzubieten; mit kleinen Fenstern von oben hinreichend und auf eine höchst wohlthuende Art erleuchtete unterirdische Gänge bieten in der genannten Villa, und eben so in mehreren Häusern Pompejis (z. B. in dem nach Championnet benannten), noch jetzt erquickende Kühlung in den schwülsten Stunden der heißen Jahreszeit: überall zeigen überdieß die zahlreichen Denkmäler dieser Gattung die geschmackvollste Ausstattung in Malereyen und Bildhauerarbeiten, so daß auf jeden Fall alle diese Umstände nur eine den Alten sehr günstige Zeugenschaft geben von erprobter Berechnung wahrer Lebensbedürfnisse und dann von dem männlichen Sinne, mit welchem sie die Erreichung ihrer Zwecke sich sicherten, und ihre Umgebungen zu einem von äußeren Einflüssen möglichst unabhängigen höheren Lebensgenusse veredelt gestalteten.

Die beyden bis jetzt erschienenen Hefte enthalten sammt dem mit vielem Geschmacke, nach Art der gemalten Zimmerverzierungen in Pompeji, zusammengestellten Titelblatte neun Kupferplatten, die sich sämmtlich auf das vom 10. Nov. 1824 bis Ende März 1828 ausgegrabene Haus du poète tragique beziehen, so benannt nach einem darin vorgefundenen Wandgemälde. Die Fortsetzung soll die ebenfalls im J. 1824 aufgefundenen Thermen enthalten. — Die bisher gelieferten Kupferplatten folgen

nicht nach der Reihenordnung, zeichnen ſich aber durchaus durch vortreffliche Behandlung aus, und geben einmal den Grundriß des Gebäudes, dann eine perſpektiviſche Anſicht desſelben; dann die Abbildungen von zwey Moſaikböden, wo beym Eintritte gleich der angekettete Haushund erſcheint, mit der Schrift dabey: CAVE. CANEM, ganz ſo, wie die Gäſte des Trimalchio (bey Petron. c. 29) auch beym Eingange, durch ein ähnliches Gemälde erſchreckt wurden; endlich ein paar Wandgemälde, und darunter pl. 15 eine eben ſo liebliche als neue Vorſtellung: ein ſitzender jugendlicher Heros, noch mit den beyden Speeren bewaffnet, den treuen Begleitern auf Reiſen und Jagden, hat einer jugendlichen, neben ihm ſitzenden Huldin ein Neſt mit Amorinen überbracht, welches dieſe froh überraſcht betrachtet, unter lebhafter Theilnahme ihrer Umgebung, worunter der jugendliche ſitzende Pan, mit ſeinem Hirtenſtabe, nicht zu verkennen zu ſeyn ſcheint. So ähnlich würde vielleicht mancher Dichter der Alten ein Geſchenk ſeiner Gedichte haben vorſtellen laſſen, wie z. B. Claudian, der ſich entſchuldigt (epist. carm. XLIII):

Carmina . . . . poscis . . . ?
Testor amicitiam, nulla fuisse domi.
Nam mihi mox *nidum pennis confisa relinquunt,*
Et Lare contemto non reditura volant.

Wir glauben unſere Anzeige nicht beſſer, als mit einem kurzen Auszuge über das Unterſcheidende der alten Wohngebäude aus der Einleitung des Hrn. Raoul-Rochette beſchließen zu können, um unſere Leſer nach der Thatſache ſelbſt auf das volle Verdienſt des Ganzen ſchließen zu laſſen:

Le trait le plus fortement caractéristique dans la disposition des maisons antiques, trait qui les distingue tout-à-fait des nôtres, c'est la *cour intérieure.* Ces cours, qui laissaient, dans le milieu de leur toiture, un passage à l'air et à la lumière, aussi-bien qu'à la pluie, environnées le plus souvent des portiques, et flanquées, de deux côtés au moins, d'appartemens qui ne reeevaient de jour que de l'intérieur, semblent, au premier aspect, avoir offert le double avantage d'y vaquer aux occupations du ménage, à l'abri de la surveillance incommode et fâcheuse des gens du dehors, en même temps que par cette privation même de jour extérieur, et par la petitesse et la disposition des appartemens, elles mettaient leurs hôtes dans la nécessité de vivre à l'air et en public. . . . .

Le plus souvent isolées d'habitations contigues, du moins à Rome, où cette disposition fut prescrite à plusieurs reprises par des réglemens de police, elles étaient géné-

ralement privées de fenêtres sur la voie publique, comme on le voit encore à Pompéï. . . . Il résultait de là que, si, dans nos idées et à nos yeux, les murs des maisons de Pompéï ressemblent à ceux d'une prison, les habitans de ces maisons s'y croyaient plus véritablement chez eux, plus libres de vaquer à leurs travaux domestiques, moins troublés à la fois dans leur activité et dans leur repos. Tant qu'ils se tenaient renfermés à la maison, ils vivaient entre eux et pour eux. Sortaient-ils de leurs demeures, ils trouvaient l'assemblée des citoyens répandue partout dans les *Areae* ou places publiques, sous les colonnades des temples, sous les portiques des théâtres, et pour ainsi dire, la république entière dans le Forum ou dans la Basilique. Ajoutez à cela que, par le fait même d'un climat doux et tempéré, d'un ciel généralement pur et serein, tel que celui de l'Italie ou de la Grèce, ils pouvaient jouir incessamment chez eux de l'avantage de vivre en plein air, au moyen de ces cours découvertes, de ces portiques spacieux, qui forment la principale partie et, pour ainsi dire, l'élément indispensable des maisons antiques, petites ou grandes, telles qu'on les voit à Pompéi. . . .

La plupart des maisons romaines renfermaient dans leur propre sein toutes les pièces qui servaient aux divers besoins de la vie civile. Dès le principe, il avait fallu que chaque citoyen romain, vivant retiré aux champs et isolé sur son domaine, pût se suffire à lui tout seul, et trouvât au sein de sa famille même tout ce qui était nécessaire à la subsistance de cette famille. C'était par des esclaves qu'étaient préparés sous l'oeil et dans l'habitation du maître, tous les objets de consommation qui entraient dans l'usage ordinaire de la vie; en sorte que les professions de première nécessité, les arts industriels et mécaniques les plus indispensables, avaient leur place marquée dans une maison romaine du premier âge, sans doute avec l'exiguité de local que comportaient les moeurs simples et agrestes de cet âge, mais cependant avec toutes les dispositions nécessaires à leur usage. La multiplicité des pièces dont se composait nécessairement une habitation romaine d'un personnage tant soit peu aisé, explique l'extrême exiguité de toutes celles de ces pièces qui etaient affectées à des usages privés. Les chambres à coucher surtout offrent un espace si resserré, qu'on a peine à comprendre qu'elles pussent avoir une pareille destination; ajoutez à cela qu'elles ne reçoivent habituellement l'air et la lumière, que par la

porte. Il résulterait de la seule inspection de ces chambres, et des autres appartements qui servaient de même à des usages domestiques, que la vie des anciens devait se passer hors de chez eux, sauf le peu d'instans accordés aux besoins ordinaires et au sommeil, und dazu bedurften ſie nichts que d'obscurité et de silence. In einem der früheren Jahrgänge dieſer Zeitſchrift (1822, XX. Band) wurde jedoch bey Gelegenheit der Anzeige einiger Werke über Pompeji bemerkt, und vielleicht nicht ganz ohne Grund, daß die Alten dieſe kleinen Zimmer wohl auch mit einigem Bezuge auf die härtere Jahreszeit lieben mochten, da ſie ſich auch bey gänzlichem Mangel an Heitzung doch etwas wärmer halten, als weite, hohe Räume.

v. Steinbüchel.

Art. V. Tableau de l'Egypte, de la Nubie et des lieux circonvoisins etc., par M. *J. J. Rifaud*, de Marseille. Paris, 1830.

Der Verfaſſer ſchickt ſeinem Werke eine Warnung voraus, die in ſo ferne überflüſſig iſt, als ſie jedem Reiſenden, kaum daß er ägyptiſchen Boden betritt, entgegengerufen wird, die man aber, aus Achtung für die erhaltende Alterthumsforſchung, nicht oft genug wiederholen kann. Nur ſoll man in dieſem Falle die ganze Wahrheit ſagen, und nicht auf die Araber und armen Fellah alle Schuld der Beraubung, Verwüſtung und Verfälſchung der Alterthümer laden, da dieſe unwiſſenden und mittelloſen Leute ja nur die Inſtrumente in den Händen der Franken und Griechen, d. i. der eigentlichen Schatzgräber in der alten Erde Aegyptens, ſind. Sie üben nur, was ſie von dieſen erlernten. Dieſe allein aber können große Geldſummen auf das Geſchäft verwenden, Werkzeuge und Leute vereinigen, ſich die Wiſſenſchaft zur Richtſchnur nehmen, und den unerläßlichen Schutz gewinnen. Darum ſind auch, weit vor den Arabern und Fellah, ſie es, die Tadel verdienen, und vor welchen der Reiſende gewarnt werden muß.

Der Verfaſſer gibt ſein Werk für nichts anderes, als ein Itinéraire. Wenn es dieſem Zwecke entſpricht, ſo iſt deſſen Nützlichkeit außer Zweifel; denn wahr iſt es, daß wir, trotz der Menge über Aegypten geſchriebener Bücher, kein für den Reiſenden in dieſem merkwürdigſten aller Länder brauchbares Handbuch beſitzen, und eben ſo wahr, daß nichts unangenehmer und zeitverderbender, als ſich, während der Reiſe ſelbſt, mühſam durch dieſe Menge durchzuwinden, die uns meiſtens nur An-

sichten und Empfindungen, selten aber das Nothwendige und Unentbehrliche geben.

Das erste Hauptstück enthält eine Schilderung des physischen Zustandes Aegyptens. Es ist darin nichts Neues und manches Irrige gesagt, dafür aber auch weniges vergessen, was als Hauptzug ins Gemälde gehört. Irrig ist sonder Zweifel die Erklärung des Entstehens der Ophthalmie, welche der Verfasser dem Schlafen im Freyen zuschreibt, während die Beduinen doch fast gar niemals davon befallen werden, und sich von Süd nach Nord im Thale Aegyptens die Steigerung des Uebels klar zeigt. Ich bin geneigt, den Grund desselben in der vermehrten Ausdünstung des Nilwassers und Nilschlammes zu suchen. Reinlichkeit ist übrigens das beste Verwahrungsmittel gegen dasselbe. Irrig ist auch die Angabe: »on ne trouve plus guère en Egypte les émeraudes dont il est parlé dans les anciens.« Das Werk Caillaud's antwortet hierauf — Unerwähnt ist die Pest geblieben, was mir ein Versehen scheint, wenn man einmal von Krankheiten in diesem Lande spricht, um so mehr, als sich sehr Interessantes und Tröstendes über die Bahn dieser Krankheit seit den letzten zehn Jahren sagen läßt. Auch betrachte ich als Auslassung, daß der Verfasser den ungeheuren und, gegen Europa oder Vorderasien gehalten, unüberbotenen Reichthum an Gevögel in Aegypten nicht heraushebt.

Das zweyte Hauptstück gibt die politische Geographie des Landes. Manches hat sich seit der Zeit, da der Verfasser Aegypten verließ (1826), hierin geändert. Die Angaben sind flüchtig. Irrig ist dermalen der Vorwurf, daß die Beduinen sich fortwährende Plünderey en erlauben, was durch die neueren Maßregeln des Vicekönigs gehoben ist. Auch in der Verwaltung sind, seit der Verfasser schrieb, Aenderungen eingetreten, von größter Wichtigkeit für das Land, und die man in Werken neuerer Reisender nachlesen kann. Die Einwürfe gegen das System Mehmed Ali's sind seicht, die Angaben der Einkünfte dagegen übertrieben, wodurch jene um so unverständlicher werden. Der Tadel gegen die Industrie ruht auf Gemeinplätzen und auf der falschen Voraussetzung, als wolle sie die europäische überbieten, während ihr Ziel ganz einfach sich darauf beschränkt, die letztere entbehrlich zu machen. Wie man Mehmed-Ali anklagen könne, daß er nicht hinlänglich den Ackerbau befördere, während in keinem Lande der Welt so viel, wie in Aegypten, für den Ackerbau gethan wird, wie die Resultate zeigen, gehört mir unter die unbegreiflichen Dinge. Daß man ihm rathe, das Monopol des Handels aufzugeben, ist unter Kaufleuten Sitte. Das aber reicht zum Beweise des Besseren nicht hin. Was über

Militär und Prieſterkaſte geſagt iſt, genügt nicht, und verdient Berichtigung.

Das dritte Hauptſtück ſchildert Alexandria, dieſe älteſte unter den noch beſtehenden großen Handelsſtädten. Der Verfaſſer ſpricht nicht als Seemann von dieſer Stadt; der Ausdruck: les abords de cette ville ne sont pas sans danger; l'on n'éviterait pas toujours les écueils dont la côte est semée, sans l'assistance des pilotes que l'on rencontre à quelques lieues du rivage« — iſt unvereinbar mit der Kenntniß des einfachſten Seemannes. Die Einfahrt nach Alexandria iſt geradezu für jedes größere Fahrzeug, bey der dermaligen Beſchaffenheit des alten Hafens, unthunlich, ohne den Piloten zum Führer oder höchſt ſichere örtliche Kenntniß zu haben. — Sehr treffend iſt das Wort: »le séjour d'Alexandrie n'est, pour ainsi dire, que le premier pas dans le désert;« ganz unrichtig dagegen die Verſicherung, daß der Ferman des Sultans von weit größerem Gewichte ſey für den Reiſenden, als der des dermaligen Vicekönigs. Ich glaube, daß hierüber unter den neueren Reiſenden, die beyde zur Hand hatten, nur eine Stimme ſeyn kann. Ein ſehr wichtiger Rath des Verfaſſers für alle Reiſende iſt »de se tenir en garde contre tout genre d'excès« rückſichtlich der Geſundheit; wer dieſen Rath vernachläßigt, wird ſehr leicht ein Opfer des Klima.

Das vierte Hauptſtück iſt die Fortſetzung des dritten. Es zählt die wenigen Reſte des älteſten und alten Alexandria auf.

Alles, was der Verfaſſer bis zum achten über die Vorbereitungen zur Reiſe in Aegypten und Nubien ſagt, iſt nicht ohne Nutzen, aber von der Art, daß jeder Reiſende, der nicht abſichtlich die Ohren ſchließt, hievon an Ort und Stelle unterrichtet wird. Unrichtig iſt im Itineraire von Alexandria nach Kairo durch die Wüſte, der Ausdruck: »Arrivé à Boulaq, on traverse le Nil, et l'on est au Caire« (p. 61), denn Bulack liegt mit Kairo auf einem und demſelben Ufer. Unrichtig iſt auch die Angabe, daß Kairo nichts als ein »amas de maisons du pays« (p. 63) ſey, indem es durch eine Menge der ſchönſten und mächtigſten Bauwerke den Charakter der Hauptſtadt kräftiger, als irgend eine der verſchiedenen einſtigen Hauptſtädte im heutigen türkiſchen Reiche ausſpricht. Unrichtig iſt auch die Behauptung, daß die Citadelle von Kairo heut zu Tage ſich nicht gegen die geringſte Belagerung halten könne (p. 67). Ihre Lage, militäriſch genommen, iſt freylich nicht die beſte, aber auch nicht von ſolcher Schwäche, um bey der ſonſtigen Stärke des Platzes nicht eine lange und kräftige Vertheidigung desſelben zuzulaſſen.

Digitized by Google

Das achte Hauptstück verspricht viel und hält wenig. Die Lebensweise, die der Verfasser als die seinige schildert, verdiente das Lob, das er sich zuspricht, wenn der Erwerb auf dem Felde der Menschen- und Völkerkenntniß reicher und vorzüglicher wäre. Der Verfasser wiederholt viel Altes, Ungeprüftes und zum Theil Irriges. Daß der Fellah abergläubig sey; was Wunder? — Wo ist es das gemeine Volk nicht? — Die Amulete und die Zauber gegen das böse Auge gedeihen unter jedem Himmelstriche. — Daß der Verfasser fertiger, als die Araber, war, um einen Stein wegzuwälzen (p. 96), mag seyn; daß er aber auf dieses eine Beyspiel seine Behauptung von der Beschränktheit des Verstandes der Araber baut, darf man gewagt nennen. Die sehr bezeichnenden geistigen Unterschiede der verschiedenen Völkerschaften in Aegypten berührt der Verfasser mit keinem Worte. Die Beweglichkeit und schnelle Fassungskraft des Arabers, dessen sicheres Gedächtniß und fertiges Urtheil haben in der seitherigen Entwicklung des Fabriksystemes, der Schulen, der Armee und anderer europäischer Einrichtungen, zuvörderst aber in der oft ausgesprochenen Meinung des Vicekönigs Mohammed Ali einen entschiedenen Beleg.

Es läßt sich wenig über das Brauchbare der übrigen Kapitel des Werkes sagen, welche die Linien aufweisen, in welchen der Verfasser Aegypten und Nubien bis an die großen Kataraften oder wenigstens bis Abusombul durchzogen hat. Aus anderen Reisenden ist die örtliche Beschreibung dieser Länder besser bekannt, ist kritischer und in mehr zweckmäßiger Ordnung durchgeführt. Neues wird der Leser nichts daraus lernen. Das Urtheil über die Menschen, über Gesetze, Gebräuche, Neuerungen, über Natur und Benützung des Bodens ist seicht und nirgend vollständig. Eine kindische Vorliebe für seine eigene Nation blickt überall durch, und führt bis zu Stellen wie diese: »Ce fut là (Bazar-el-Gadim) où Saint Louis signa la paix et la reddition de Damiette après l'invitation que l'on lui fit pour le diner de fraternisation qui devait avoir lieu dans ce local et que Saint Louis n'accepta pas. C'est ce jour là que les Arabes composèrent un chanson sur l'air de *Marlbourough*, qu'ils chantent encore aujourdhui« (p. 146). An den Klagen einiger Kaufleute hängend, und den bestimmtesten offenkundigen Resultaten der Vergleichung des heutigen Zustandes Aegyptens mit demjenigen vor zwanzig Jahren entgegen, schreit auch dieser Reisende gegen die Regierungsweise Mehmed-Ali's, und nennt dessen Monopolsystem den Ruin des ägyptischen Volkes (p. 184). Reine geographische Irrthümer, wie z. B. dieser: »la première cataracte du Nil est sous le

tropique du Cancer« (p. 254), geben einen Maßstab für den wissenschaftlichen Werth der Arbeit. Häufig ist das Bedeutende übergangen und das Unbedeutende breit ausgelegt. Die Urtheile über die Monumente sind ohne jede belehrende Kritik, und nicht einmal die Hauptepochen darin bezeichnet, so daß man selten auch nur die Angabe hat, ob diese oder jene Ruine der pharaonischen, griechischen, römischen, byzantinischen, christlichen oder arabischen Zeit angehöre. »En face de Tefféh,« sagt der Verfasser, »est le village de Kalapeche« (p. 252), und diese beyden Orte liegen auf einem und demselben Ufer, durch einen Gebirgszug auf 2 1/2 Stunde Weges getrennt. Man erwarte in keiner Beziehung neue Ansichten, Entdeckungen auf dem Felde der Forschung, man erwarte nicht Ordnung, Klarheit, Fülle. Der Verfasser verweiset ganz und gar auf sein großes Werk, das er unter der Feder hat, und so wollen wir denn warten, bis dieses erscheinen wird. Prokesch.

Art. VI. Göthe's neueste, in der letzten Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung, von 1827 bis jetzt 30 Bände) zuerst bekannt gemachte Schriften.

1. Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden (Werke, 21. u. 22. Band).
1. Zweyter römischer Aufenthalt, vom Juny 1787 bis April 1788 (Werke, 29 Band).

Im Allgemeinen über Göthe und seine Werke Betrachtungen anzustellen, das scheint uns jetzt eben so überflüssig, als Einzelnes an ihm und ihnen zu kritisiren. Beydes ist seit einem halben Jahrhundert, und darüber, es ist auch so von allen Gesichtspunkten aus und nach allen Richtungen hin geschehen, daß man sogar weitschichtige Sammlungen solcher Betrachtungen und Kritiken (wie die von Nicolovius herausgegebene) für nöthig oder doch — und dieß nicht mit Unrecht — für interessant gehalten hat. Es bedarf kaum der Erinnerung, wie nicht wenige der geist- und kenntnißreichsten Männer deutscher Nation — doch dieser bey weitem nicht allein — mit solchen Betrachtungen und Kritiken ernstlich und würdig sich beschäftigt: zum Theil auch dadurch, als solche Männer sich von Neuem bewährt haben. Ueberdieß sind Göthe's Werke nun, wie keines andern deutschen Dichters, ja wie überhaupt keines Dichters der neuern Zeit, unter allen Gebildeten oder auf Bildung Anspruch Machenden der ganzen Nation verbreitet; sie sind auch, wenigstens zum Theil, durch Uebersetzungen, nun unter allen andern europäischen Völkern bekannt (bloß, so viel wir haben erfahren können, Portugal

und Spanien ausgenommen), so daß also auch in diesem Betracht Lord Byron keine schmeichlerische Floskel ausspricht, wenn er Göthe'n den Lehrer Europa's nennt; womit aber der erste Zweck aller solcher Betrachtungen und Kritiken, die Erleichterung und Beförderung der Bekanntschaft mit den Werken selbst, als nicht mehr nöthig, wegfällt. Die Wirkung der Götheschen Schriften bey ihrem frühern wiederholten Erscheinen, und dann später in den mannigfaltigen Sammlungen — die Wirkung, nicht etwa nur auf Kenntnisse und Geschmack, auf Bildung überhaupt und heitern geistigen Genuß, sondern auch auf Sinn, Charakter und Leben, läßt sich gar nicht übersehen; und in der Literatur und Sprache, wie beyde in Deutschland geworden und nun sind, ist sie geradezu für allgemein zu erklären. (Hat sie doch mehr als einmal den Gang dieser Literatur und Sprache offenbar umgewendet, oder doch diesem Gange eine ganz neue und entschiedene Seitenrichtung gegeben!) Mit alle dem, wie gesagt, ist aber schon erreicht und vorhanden, was literarische Betrachtungen und Kritiken zu erreichen und hervorzubringen irgend wünschen können: sie wären mithin hier, nach unserer Ansicht, überflüssig.

Ein Anderes würde es seyn, über die jetzt erscheinende Ausgabe »von letzter Hand,« und ihre Beschaffenheit im Vergleiche mit den früheren zu sprechen: aber der Abdruck derselben ist noch nicht vollendet, und so möchte dieß in mancher Hinsicht voreilig befunden werden. Wird sie vollendet seyn, dann dürften Nachweise und Erörterungen hierüber, von den rechten Männern recht angestellt, nach mehrerley Seiten hin lehrreicher und anziehender werden können, als gewöhnliche Leser sich denken mögen; denn — um dies Eine nur anzuführen — es ist nicht zu verkennen, daß der verehrte Greis mit gleicher Sorgfalt und Ausdauer um nöthig erachtete Schonung des Frühern, wie um möglichste Vollendung des Spätern bemüht gewesen ist; und da er, im Besitz aller hier anwendbaren Fähigkeiten und Fertigkeiten, da er, seit er ein Mann, auch gewohnt ist, überall mit klarem, wachem Bewußtseyn und unbedingter Freyheit von allen Nebenrücksichten zu verfahren; da folglich in Hinsicht auf beydes, das Schonen oder das Vollenden, überall ein sicherer Zweck, eine bestimmte Absicht vorauszusetzen ist: so kann es, bey Aufsuchung und Prüfung von diesen, so wie beym Beobachten und Abwägen der Mittel, sie zu erreichen, an belehrenden und anziehenden Betrachtungen gar nicht fehlen. Wäre sonach ein solches Unternehmen auch jetzt noch zu voreilig, nach Vollendung der Ausgabe wird es sehr zu wünschen seyn.

Noch ein Anderes ist es, bey dem zu verweilen, was uns

in dieser Ausgabe zum ersten Male, entweder gänzlich neu oder in einem Grade umgearbeitet, daß es als neu zu betrachten, dargeboten wird. Ein solches Verweilen haben wir uns vorgesetzt, dießmal bey den zweyen oben genannten Werken, von denen das erste unter die also umgearbeiteten, das zweyte unter die ganz neuen gehört. Wir wählen eben diese zwey, weil sie von dem, was bisher in dieser Sammlung zuerst geliefert worden, das Umfassendste und für den größten Theil des lesenden Publikums geeignetste sind, auch sich ihnen, werden sie nur richtig aufgefaßt, der allgemeinste Antheil versprechen läßt.

1. Bekanntlich waren nicht wenige Bruchstücke aus Wilhelm Meisters Wanderjahren schon früher, erst da und dort vereinzelt, dann zusammengestellt, bekannt gemacht worden: diese Bruchstücke waren aber so heterogener Art, deuteten so wenig auf einen Zusammenhang oder auch nur auf einen Bezug gegen einander, daß sich ein intendirtes Ganze daraus nicht abnehmen, auch nicht einmal errathen ließ. Dies Ganze — in wie weit nämlich hier ein solches zu Stande kommen konnte — erhalten wir jetzt erst, und bey seiner Betrachtung verweilen wir.

Hier mag nun erstens und ganz im Allgemeinen Folgendes in Erinnerung gebracht werden. Es ist schon eine auszuzeichnende, historische und psychologische Merkwürdigkeit, ein Werk eben dieser Gattung, einen Roman, und von diesem Umfange, im achtzigsten Lebensjahre des Autors geschrieben, zu empfangen; eine Merkwürdigkeit, die wohl noch gar nicht dagewesen ist. Was z. B. Wieland in späten, doch bey weitem nicht so hohen Lebensjahren geschrieben, und was etwa hier angeführt werden möchte, gehört nicht zu dieser Gattung, sondern hat nur ein Weniges, ganz Außerwesentliches, von romantischer Einkleidung erhalten; und gewisse kleine Werkchen, die zu ihr gehören, und von Voltaire spät geschrieben wurden, reichen noch nicht an sein siebenzigstes Lebensjahr: von den Wanderjahren aber, wie sie nun hier erscheinen, sind wir zuverläßig unterrichtet, daß sie im Winter 1828 ausgearbeitet worden sind. — Sodann — was mehr sagen will, und jenem erst sein Gewicht gibt: dies Werk ist eines der reichhaltigsten, bedeutungsvollsten und — zugestanden, was zuzugestehen ist, und wovon hernach die Rede werden wird — eines der vollendetsten, unter allen aus derselben Gattung, die wir unserm Dichter zu verdanken haben. — Endlich: Es ist, wie freylich jedes der frühern auch, von so origineller, besonderer Art; in seinem letzten Zweck, in seinen Haupt-Ideen und in deren Behandlungsweise so abgetrennt von den übrigen Götheschen; es ist auch, unter dem Schein von größter Bequem-

lichkeit des Autors, wie zu bloßer abwechselnder Unterhaltung und nur flüchtiger Anregung für Höheres, mit bewundernswürdiger Tiefe des Geistes und einem gleichsam unter der Asche glimmenden Feuer des Gefühls geschrieben: so daß gar leicht von Manchem, was hier die Hauptsache seyn soll, übersehen, oder, wenn nicht übersehen, verkannt, auch wohl gemißdeutet werden könnte. Dem Letztern nun, so weit wir es vermögen, zu begegnen, darauf haben wir zuvörderst es abgesehen, und hoffen den Lesern, die am Buche oder am Autor oder an beyden wahrhaft Theil nehmen, mit unsern möglichst einfachen, von allen Hüllen der Schulweisheit entkleideten Anmerkungen nicht unwillkommen zu seyn.

Was ist der eigentliche Zweck des Buchs? Göthe hat bekanntlich bey keinem seiner Werke sich selbst über seinen Zweck erklärt, sondern stets vorausgesetzt: Leset aufmerksam und ihr findet ihn; fändet ihr ihn aber auch nicht, so hättet ihr doch durch eigene, ernste Geistesbeschäftigung gewonnen. In seinen frühern Romanen jedoch setzt er gewisse Hauptpersonen in Verhältnisse, wo sie sich, und meist ausführlich, über Gegenstände äußern, die auf den Hauptzweck des ganzen Buchs bestimmt hindeuten, und damit dem Leser erleichtern, diesen aufzufinden. Dieß thut z. B. in Werther's Leiden Werther selbst; in Wilhelm Meister's Lehrjahren übernehmen es zunächst Lothario, der Abbé und die mit ihnen eng Verbundenen. In den Wanderjahren geschieht aber auch dieses nicht, oder doch nur so leichthin, kurz und gleichsam versteckt, daß man das Ganze sich schon sorgsam zu eigen gemacht haben muß, ehe man diese leisen, absichtlichen oder unabsichtlichen Hindeutungen recht fassen, ja wohl auch dann sich da und dort noch täuschen kann. Darum, und zugleich um die Leser in den Stand zu setzen, selbst zu beurtheilen, ob nicht vielleicht auch uns das Letztere begegne, scheint es uns rathsam, einen Blick auf den Gang des Geistes unsers Dichters in den hervorstechendsten seiner Romane, hinsichtlich auf ihre Hauptzwecke, zurückzuwerfen; wodurch wir für jenen neuesten sichern Grund und Boden zu finden hoffen. Wir glauben damit unserm Obigen nicht zu widersprechen: Rückblicke sind nicht Betrachtungen, und noch weniger Kritiken.

Mit seinem Werther trat Göthe auf als ein noch sehr junger Mann; ergriff und erregte ganz Deutschland (und Deutschland bey weitem nicht allein) durch alle die Kühnheit und Energie jugendlicher Genialität, durch alle die Innigkeit und Leidenschaftlichkeit jugendlichen Gefühls, die in dem Buche brannten, aus ihm sprüheten, von ihm aus zündeten: offenbar aber, und von ihm selbst unverhohlen, besaß er noch wenig Kenntniß dessen,

was in der äußern Welt wirklich ist, gilt, besteht — in ihr seyn, gelten, bestehen muß, soll sie geordnet und verbunden bleiben, in Ordnung und Verbindung erhalten, und sichern, höhern Zielen entgegengeführt werden; und wie diese äußere Welt sich in der Tiefe der inneren spiegelt, was daraus in dieser werden soll, das kannte er noch weniger Was er nicht kannte, das konnte er nicht achten; was er nicht achtete, glaubte er nicht ohne Angriffe dulden zu können; und seine Angriffe waren, unter jenen Umständen, heftig genug. Da, wo das Weltliche (in jenem Sinn) den Ansprüchen nicht unbegründeten, aber ungezügelten Selbstgefühls hemmend oder doch beschränkend entgegentritt: da brachen leidenschaftliches sich Auflehnen, bitterer Unmuth, wohl auch überquellender Ingrimm hervor. Durch das ganze Buch war die Losung: Natur! Natur! im Innern und Aeußern! und was über die Form und Darstellungsweise entschied, war Kraft — Kraft. (Daß in allen diesen Hinsichten Götz von Berlichingen, Stella ꝛc. dem Werther verwandt sind, braucht kaum erwähnt, und die gewaltige Wirkung auch dieser Werke, eben damals, so wie ihr immerwährendes Feststehen in der Geschichte nicht nur deutscher Literatur, sondern des gesammten deutschen Geistes und Sinnes, kaum erklärt zu werden.) Bald darauf trat nun Göthe in Verbindung mit seinem höchst geistreichen, höchst würdigen, lebenslang ihm treuen, lebenslang in Hochachtung und Vertraulichkeit ihm zugeneigten Gönner und Freunde, der zwar Anfangs in alle dem, was Göthe's Jugend ausgezeichnet hatte, ihm ziemlich gleichgesinnt und gleichgestimmt, der aber auch ein Fürst war — durch Geburt, Geist, Charakter ein Fürst, auch ein selbstregierender Fürst; er kam in einen Kreis, an einen Hof, der, wenigstens in geistigfreyer und geistiggeselliger Richtung, damals in Deutschland gar nicht seines Gleichen hatte, und hier ging dem Dichter auf, und immer lichter, immer umfassender, immer einnehmender, was, wie wir vorhin anmerkten, bis dahin ihm verdeckt geblieben war. Es entstand eine Revolution in seinem Innern. Zunächst vielleicht um die beyden Hauptparteyen dieser Revolution, wo möglich, auszugleichen, zu beruhigen, und mit den Resultaten der Anforderungen beyder, wofern diese nicht unstatthaft und einander aufhebend, sich wieder fest auf seine Füße zu stellen, riß Göthe plötzlich durch, und entfernte sich schnell nach Italien — schon längst dem Traume seiner Phantasie und der Neigung seines Herzens. Nach fast zwey Jahren brachte er von da — zu großer Befremdung aller, die ihn nur von fernher und aus jenen frühern Werken, zu freudigster Bewunderung derer, welche ihn näher und aus der Vielseitigkeit seines gesammten Wesens kann-

ten — die unvergleichlichen Dichtungen, Iphigenia, Torquato Tasso u. a. *), in diesen aber zugleich Dokumente mit, ob jenes sein Bestreben ihm gelungen sey oder nicht. Vergleichen wir nun diese Werke mit jenen frühern, halten uns bey diesem Vergleiche nur an das Allgemeinste, und irrten wir vorhin nicht, wenn wir in jenen (wieder im Allgemeinsten) als das vor Allem wesentlich Bezeichnende Natur und leidenschaftlich aufgeregte, große Kraft erkannten: so werden wir wohl noch weniger irren, wenn wir in diesen, den spätern, als das vor Allem wesentlich Bezeichnende, Bildung — das Wort im erweitertsten, schönsten und edelsten Sinne genommen — und weises Maß erkennen, und zwar im Stoff wie in der Form. Da nun aber unser Dichter stets wahr, auch in dem Sinne gewesen ist, daß er überall, selbst in jedem Liede u. dgl., rückhaltlos und unverkünstelt nur hat darstellen wollen, was eben sein gesammtes Innere — nicht bloß seine Phantasie — vor Allem erfüllte, worin er wahrhaft und eigentlich lebte, recht verstanden: was und wie er eben war: so wird wohl auch, während dieser und beträchtlicher folgender Zeit, in ihm selbst dasselbe, was in jenen Werken, das Vorherrschende gewesen seyn.

Daß die zuletzt genannten Werke entzückten, und eben die, welchen wohlzugefallen Göthe'n zunächst angelegen seyn mußte, wo nicht allein angelegen war: das konnte gar nicht anders kommen; daß dieß ihn auf seinem Standpunkte vollends befestigte, und er nun wünschte, auch Andere auf diesen zu heben: das gleichfalls nicht. So und zunächst zu letzterm Zweck entstanden Wilhelm Meisters Lehrjahre — eben für diesen Zweck das Vollkommenste, was die Literatur aufzuweisen hat. Die Wirkung dieses Buchs konnte nicht die urplötzliche, Alles hinreißende, wie die des Werther, seyn. Unerwähnt, was vorauszusetzen ist, um solch einer Bildung fähig zu seyn, kann sie auch in den dazu Fähigen nur langsam, und ohne beharrliches eigenes Dazuthun gar nicht vor sich gehen; ja es setzt schon nicht Weniges voraus, sich dessen, was hier zugleich als Hülfsmittel

*) Auch Egmont erhielt in Italien die gänzliche Umgestaltung und Vertiefung, in welcher ihn Jedermann kennt, bewundert, ehrt und liebt. In seiner ersten Gestalt gehörte Egmont zu den Werken jener frühen Periode: es hat ihn aber — und zwar wenigstens zwölf Jahre lang — in dieser, außer einigen engern Kreisen, besonders zu Weimar, Niemand kennen gelernt. So ist es auch gekommen, daß wir innerhalb jener Verhaftzeit einige, damals mit vielem und nicht ungerechtem Beyfall aufgenommene Nachahmungen Egmont's — die Nachahmung früher als das Nachgeahmte, erhalten haben.

und als Muster geboten wird, auch nur wahrhaft zu erfreuen [1]). Aber desto tiefer eingreifend und desto ausdauernder war und ist diese Wirkung. Wer hat von diesem Werke für sich und seine eigene Bildung nach vielen Seiten hin nicht wesentliche Vortheile gezogen? Es läßt sich gar nicht absehen, viel weniger anschlagen, wie großen Einfluß dieser Meister gehabt hat, noch jetzt hat, und lange — ja in mehrerley Hinsicht wohl immerfort, haben wird.

Offenbar (scheint es uns) lag aber schon in der Idee und im ersten Entwurf des Werks, daß ihm ein zweytes folgen sollte: den Lehrjahren die Wanderjahre. Deutete darauf doch schon seine Benennung, hergenommen vom Lebens- und Bildungsgange der Künstler der Vorzeit. Nach diesem müßte ein Jeder, handwerks- und zunftmäßig, erst Lehrling (»Bursch«) werden, und da die Elemente seiner Kunst erlernen, durch Uebung ihre Handgriffe bis auf einen gewissen Grad in die Gewalt bekommen; hernach wurde er zum Gesellen ernannt (»losgesprochen«), und als solcher war er verpflichtet zu reisen, um jenes Erlernte und Geübte weiter, in größerer Mannigfaltigkeit und verschiedener Form, nach Sinn, Sitte und Geschmack der Orte, Zeiten und Personen, anwenden, damit zugleich Welt, Leben und deren Verhältnisse nach Bedürfen kennen, durch beydes, in beydem sich sonst weiter bilden, sich fördern, sich befestigen zu lernen. Hierauf wurde er erst, nach abgelegten Proben, zum Meister gesprochen (er »setzte sich«), und durfte nun alles in seiner Kunst, alles für seine Kunst Erworbene und Eingeübte frey, nach eigenem Talent und Sinn, Gefallen und Geschmack, ausüben [2]). Ob es auch in jener Idee und im ersten Entwurfe

---

[1]) Daraus erklärt sich auch, und zeigt, neben der ernsten, auch seine spaßhafte Seite, daß der erste Verleger der Lehrjahre noch einige Jahre mehr brauchte zum Verkauf der ersten Auflage, als der Verleger des gleichzeitigen Rinaldo Rinaldini zum Verkauf von neun, zum Theil stärkeren Auflagen, mehrere Nachdrücke unerwähnt!

[2]) Bald nach Erscheinung der Lehrjahre Meisters würden wir dieß nicht ungestraft haben äußern dürfen; denn verschiedene gelehrte Kunstrichter jener Zeit haben dekretirt, auch in berühmten Recensionen mit großem Aufwand spekulativen Geistes und geduldigen Papieres zu beweisen gestrebt, daß eine Fortsetzung des Werks — mithin: nach den Lehrjahren, Wanderjahre — anzusprechen, Gemeinheit, Plattheit, Unverstand, und das Werk für ewige Zeiten dermaßen vollendet sey, daß jener Anspruch nur Spott verdiene; welchen Spott sie auch aus vollen Schalen ergossen, indem ja eben darin, daß am Ende bey Wilhelm Meistern, und im Grunde bey allen Auftretenden, für sie selbst

Göthe's lag, vom letzten, der eigentlichen Meisterschaft, eine ausgeführte Darstellung zu geben, wissen wir nicht, sondern nur, daß er diese Meisterschaft unmittelbar im Leben selbst zu üben und auszuprägen sich begnügt hat, und heute noch begnügt.

Verhält es sich nun so, wie wir gesagt, so entsteht zunächst die Frage: Findet sich wirklich in den Wanderjahren, was sich, nach jener Ansicht, darin finden sollte? Es findet sich allerdings, aber bey weitem nicht so ausgeführt, wie in den Lehrjahren, was diesen zukam; es findet sich in einzelnen (auch ziemlich vereinzelten) vortrefflichen Darstellungen, gleichsam wie in Probestücken, und in fragmentarischen, gelegentlichen, aber tiefen und musterhaft ausgedrückten Hindeutungen und Aussprüchen, gleichsam wie in Räthseln und Aufgaben. War in den Lehrjahren Wilhelm zwar nicht, was man den Helden eines Romans nennt (wie hätte der Lehrling dieß auch seyn können, seyn dürfen?), so stand er doch, stets Theilnahme erweckend, inmitten, und alles Uebrige gruppirte sich natürlich genug um ihn her; alles Uebrige spiegelte sich auch in seinen Wirkungen auf ihn anschaulich wieder; hier verschwindet er nicht selten auf gute Zeit dem Auge des Lesers gänzlich, und duckt dann wieder da und dort hervor, meist nur als Werkzeug, und selten, dünkt uns, als nothwendig. So dürften auch mehrere, an sich allerdings vortreffliche Erörterungen und Gespräche über Kunst, Leben und Lebensweisheit, eben da, wo sie stehen, nur als gelegentlich, nicht nothwendig, weder um des Vorhergegangenen, noch um des Nachfolgenden willen, erscheinen. Man wird überhaupt gestehen müssen, daß nicht Weniges des Mitgetheilten zwar im allgemeinen Sinne des Ganzen, sonst aber nicht sowohl verbunden, in einander verarbeitet, als nur an einen, zuweilen

---

nicht sonderlich viel, und für Welt und wirkliches Leben fast wenig herauskomme, indem eben darin ja erst die ächte hohe Ironie über Menschen, Welt und Leben, sie, das Höchste hoher Geister, liege und handgreiflich werde. Indessen: die Folgezeit mit ihren gewaltigen Ereignissen und durchgreifenden Resultaten hat Alle und Jede (jene Kunstrichter auch) nicht ohne nachhelfende, tiefdringende Ruthenstreiche belehrt, daß es mit all solcher hohen Ironie über Menschen und Leben, wie mit allen Ausgeburten jugendlichen Uebermuths oder spitzfindelnden Eigendünkels nicht weit her, und in der Welt schlecht bestellt ist: jetzt dürfen wohl auch wir hoffen, für jene Aeußerungen ohne Strafe wegzukommen. Lächelten aber wir, mit nicht wenigen anderen Leuten, schon damals im Stillen über jene Dekrete: wie mag erst der Dichter selbst im Stillen gelächelt haben, indem er der Vorarbeiten nicht wenige zu solch einer Fortsetzung — der unmöglichen, gar nicht gedenkbaren — schon in seinem Pulte liegen hatte!

kaum bemerkbaren Faden angereiht, und daß selbst dieser mitunter ziemlich willkürlich bald zur Rechten, bald zur Linken angeknüpft ist. Es hat das auch der Dichter gar kein Hehl, vielmehr fällt er, wie in heiterer Gesellschaft mit Freunden, sich zuweilen wohl selbst ins Wort, mit Wendungen, wie: Wir sollten hier das und das weiter fortführen, aber wir wollen doch lieber u. s. w, oder: Ohngefähr in dieser Weise vergingen zwey Jahre, aber wir überschreiten sie u. s. w. Wenn irgend Jemand, so darf sich dieß gewiß ein heiterer Greis verstatten; und wer möchte, wer könnte ihm darüber den Krieg machen, oder das, was er dann so Treffliches, wenn auch vereinzelt, vorträgt, mit minderm Antheil und mit halbem Dank aufnehmen? Aber rathsam scheint es, daß der Leser mit seinen Wünschen und Erwartungen sich schon im voraus darauf einrichte. Gerade darum haben wir dieß hier ohne Rückhalt und ohne künstliche Verbrämung ausgesprochen. Wir denken uns die Entstehung des Buches ohngefähr so. Die Idee von Wanderjahren lag, wie wir oben voraussetzten, in G. schon, als er die Lehrjahre schrieb: vielleicht auch ein bestimmterer Entwurf dazu. Die Ausführung solch eines Werkes mußte, der Natur der Sache nach, beträchtlich ins Weite und Breite gehen. Einzelne Momente dieser Ausführung, zu denen man sich, wodurch es nun war, eben vorzüglich geneigt, vorzüglich gestimmt fühlte, wurden ausgearbeitet und niedergeschrieben. Arbeiten ganz anderer Art aber, zum Theil von großem Umfang und die beharrlichste Geistesanstrengung erfordernd — man kennt sie ja: die »Farbenlehre,« »Aus meinem Leben« u. a. — traten dazwischen, und zogen von jener ab. Nun ist es von jeher Göthe'n (wie andern Männern auch) schwer geworden, irgend etwas, besonders aber etwas Weitschichtiges, wovon er früher abgekommen, später aufzunehmen und zu vollenden: selbst die Hauptwerke, Faust und Eugenie, sind Beweise davon. Er gab die Ausführung auf. Jetzt drängte man ihn aber um kleine Beyträge zu Taschenbüchern u. dgl. Da gab er Mehrerley von jenem Vorgearbeiteten hin. Sie wurden von nicht Wenigen mit Dank und Freude aufgenommen, obschon sie, so ganz vereinzelt, bey weitem nicht das seyn und wirken konnten, was sie im Zusammenhange geworden wären und gewirkt haben würden. Er ließ es darauf ankommen: gab er sie doch für nichts, als was sie waren! Nun fielen aber plumpe Gesellen darüber her; behandelten sie, diese fragmentarischen Stücke, und Einige behandelten selbst ihn um ihretwillen unwürdig, übermüthig. Ein armer Sünder schrieb sogar an seiner Statt Meisterſche Wanderjahre zusammen, und trieb es darin, und noch mehr in ihren Beyläu-

fern, gegen ihn bis zur größten Ungebühr. Da entschloß er sich, jene Bruchstücke von neuem vorzunehmen, sie theils in sich wahrhaft zu vollenden, theils mit neuen zu vermehren, und alles, wie es sich nun eben thun lassen wollte, an einander zu knüpfen, oder doch in Reih und Glied zu stellen, damit dem rechten, dem sinnigen und ihm befreundeten Leser heiter vertrauend. Wohl denn! so viel wir irgend wissen, hat er sich in diesem Vertrauen durchaus nicht geirrt, und wir hoffen, er werde sich auch ferner darin nicht irren.

Sollen wir nun noch über den Inhalt des Buchs im Einzelnen berichten, oder diesen und seine Behandlungsart im Einzelnen näher bezeichnen? Beydes ist gar nicht in unserer Absicht. Was ist denn überhaupt eine spezielle Inhaltsanzeige einer Dichtung? und wer möchte die Behandlungsart eines längstgekannten Meisters sich voranalysiren und gleichsam stückweise zuzählen lassen? Wir haben auf das Buch näher aufmerksam gemacht; wir haben unbestimmten, ungemessenen Erwartungen und Ansprüchen eben so wohl, als bestimmten, aber hier nicht anwendbaren, zu begegnen, und gerechte, angemessene zu erwecken gesucht: damit glauben wir unsere Schuldigkeit erfüllt zu haben; und nun mag, was uns geboten wird, wirken wie es kann, wie es soll. Sollte aber Einer und der Andere aus unserer Anzeige heraus oder vielmehr in sie hinein gelesen haben, wir dürften doch wohl zu den Götheschen Abgöttern, zu den Göthomanen, und wie die saubern Titel weiter heißen, gehören: so thun wir ihm den folgenden, gewiß billigen Vorschlag. Er lese, gleichsam versuchsweise, nur im 22. Bande, S. 32 bis 120. Er findet da eine Erzählung aus einer Gattung, die in den letzten Jahrzehnden sehr häufig, zum Theil von wahrhaft ausgezeichneten Meistern, auch wahrhaft ausgezeichnet bearbeitet worden; er findet sogar Charaktere und Ereignisse, wie sie, im Wesentlichsten, bey diesen ebenfalls vorkommen; und gleichwohl: kann er uns unter allen diesen verwandten Darstellungen eine einzige anführen, welche dieser Götheschen — wir sagen nicht unbedingt vorzuziehen, sondern nur unbedingt gleichzustellen sey: so wollen wir verloren haben, und jeden jener Ehrentitel tragen, welchen uns anzuhängen ihm belieben mag.

Damit wir aber nicht mit einer Art Dissonanz schließen, sey es uns erlaubt, noch die glockenreine Konsonanz zweyer vortrefflichen Stellen aus dem Werke selbst herzusetzen, und von so vielen eben diese, weil sie zugleich auf das hindeuten, worauf darin — so wie, nach dem Verf., im ganzen Leben — alles ankommt.

»Denken und Thun, Thun und Denken: das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht ein-

gesehen von einem Jeden. Beydes muß wie Aus- und Einathmen sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort sollte eins ohne das andere nicht Statt finden. Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neugebornen der Genius des Menschenverstandes heimlich ins Ohr flüstert, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen: der kann nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden.«

»Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre — fass' es an.
Verdank' es, Erdensohn, dem Weisen,
Der ihr, die Sonne zu umkreisen,
Und dem Geschwister, wies die Bahn «

»Sofort nun wende dich nach innen;
Das Centrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbstständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.«

»Den Sinnen hast du dann zu trauen;
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand dich wach erhält.
Mit frischem Blick bemerke freudig,
Und wandle, sicher wie geschmeidig,
Durch Auen reichbegabter Welt.«

»Genieße mäßig Füll' und Segen;
Vernunft sey überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit« u. s. w.

* * *

2. Das zweyte der oben genannten Werke bedarf keiner ausführlichen Vorrede, keiner Einleitung noch Einladung. Gehört es doch — wenigstens seinen Inhalt unter die allgemeinste Rubrik gestellt — in ein Fach der Literatur, das eben jetzt so vorzüglich begünstigt wird: in die Reisen; führt diese Reise doch in das Land, wohin zu kommen jede Jugend, wo gewesen zu seyn jedes Alter sich wünscht, und über das darum zu hören oder zu lesen Niemand satt wird: nach Italien, und zwar nach Rom; und da es bey allen Reiseschilderungen — wenigstens wo es sich nicht bloß um die gemeinsten Interessen des Lebens handelt: doch gewissermaßen selbst da — so wesentlich auf die

Beschaffenheit dessen mit ankömmt, welcher gereiset ist und nun schildert: es ist doch Göthe, der hier beobachtet, Erfahrungen sammelt, denkt, schafft, lebt, und sind es doch bloß seine Beobachtungen, Erfahrungen, Gedanken, sein Schaffen, sein Leben, die er uns hier mittheilt! und zwar Göthe in der schönsten, vollsten und ausgebildetsten Blüthe seiner Manneskraft, in der größten Fülle seiner Thätigkeit und Wirksamkeit, in der erwünschtesten, freyesten, ihm zusagendsten Lage, unter den allergünstigsten Verbindungen und Verhältnissen überhaupt. Einer ausführlichen Vorrede bedarf also das Werk nicht: vielleicht aber einer bestimmteren Inhaltsanzeige; oder vielmehr: vielleicht bedarf deren das größere Publikum, damit es im voraus noch genauer wisse, was es hier zu erwarten habe. So wollen wir diese Inhaltsanzeige liefern.

Göthe unternahm die Reise nach Italien im Jahre 1786 (dem 37sten seines Alters), zu einer Zeit, wo dies Land noch der vollkommensten Ruhe genoß; wo noch nichts von dem, was dort seit lange her bestanden, durch äußere oder innere gewaltsame Bewegungen erschüttert war. Anfangs September jenes Jahres machte er von Karlsbad sich plötzlich auf, und flog mit möglichster Eile über den Brenner, indem er sich zur Hauptstation des ganzen Weges bis nach Rom nur einen einzigen Punkt verstattete: nämlich Venedig. Hier hielt er sich drittehalb Wochen auf: in jeder der übrigen beträchtlichen Städte nur einige Tage. Mit Eintritt Novembers trat er ein in die Weltstadt alter und neuer Zeit, in die ewige Roma. Gegen Ende Februars 1787 (nach Beschluß des Karnevals) machte er sich auf nach Neapel: von hier, vier Wochen später, nach Sicilien. Um die Mitte Mays sehen wir ihn nach Neapel zurückgekehrt, und in der dritten Woche des Junius auf dem Rückwege nach Rom. So weit hat er bekanntlich die Beschreibung dieser Reise schon früher drucken lassen, und wir finden diese Beschreibung hier im 27. und 28. Bande. Was folgt, den ganzen 29. Band — und er ist einer der stärksten der Sammlung — erhalten wir, eine einzige Schilderung ausgenommen, jetzt zum ersten Male. Es umfaßt den zweyten, nun ganz eigentlich einheimischen Aufenthalt in Rom, vom Junius 1787 bis April 1788. (Hier und jetzt war es auch zunächst, wo — was wir oben erwähnten — Torquato Tasso vollendet, Egmont neu ausgearbeitet, Faust fortgesetzt, das nun zum zweyten Mal erlebte römische Karneval geschildert, Wilhelm Meister vorbereitet und angefangen, ja noch manches andere theils entworfen, theils fertig gemacht wurde.) Hat nun jenes

Frühere schon lebhaften Antheil überall gefunden — und was sollte es nicht! — so wird zuverläßig dies Spätere ihn noch weit mehr finden. Und dieß zwar allerdings zuvörderst bey denen, welche vom Autor selbst, seinem Wesen, Seyn und Thun mehr wissen wollen: aber durchaus nicht bey diesen allein. Denn auch von ihm, dem Autor selbst, ganz abgesehen — könnte oder wollte man das: so sind schon an sich die hier behandelten Gegenstände, fast ohne Ausnahme, von allgemeinerem, einem Jeden nahe liegenden Interesse: und die gedrängtere Darstellung, die mannigfaltigere und raschere Bewegung, welche hier durchgehends herrschen, beleben auch den Leser noch mehr als dort, halten ihn fester zusammen, und fesseln ihn immer von neuem. Aeußere Form und Zuschnitt bleiben zwar im Allgemeinen dieselben, wie in dem früher Mitgetheilten: Briefe wechseln mit Betrachtungen oder ausführlichern Darstellungen (die ersten sind hier meist an Herder und, wie es scheint, an den Herzog gerichtet); aber die innere Organisation, gleichsam der Ausbau und die Ausschmückung des Ganzen, finden wir hier noch vollendeter, alle Theile gegen einander symmetrischer geordnet, alle nach Gehalt und Bedeutung kürzer oder ausführlicher behandelt, alle, ungeachtet des scheinbar Fragmentarischen, zu einem höchst bedachtsam abgerundeten Kunstwerke zugemessen und verarbeitet. Diese Vorzüge sind zum Theil auch dadurch erreicht, daß hier alles in der Form von Monatsberichten aufgestellt wird: jedesmal erst die in diesem Monat damals geschriebenen Briefe, dann ein jetzt erst und vom jetzigen Standpunkte des Autors aus mit größter Präcision, in Ruhe, Milde und heiterm Ernst entworfenes Gesammtbild des Monats; und was nun noch zu besonderer, ausführlicherer Darstellung weiter ausgemalt werden sollte, das wird am Orte, wo und wann es entstanden, eingeschaltet. Dies Letztere geschieht z. B. mit der schon erwähnten unvergleichlichen Schilderung des römischen Karnevals, die durch diese Verbindung mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden erst ihre rechte Stellung erhält. Dies zusammengefaßt, nehmen wir keinen Anstand, unsere Ueberzeugung auszusprechen, nach welcher unter den prosaischen Schriften Göthe's dieser Band zu dem Reichsten, Schönsten und Vollendetsten gehört, was wir unserm Meister überhaupt zu verdanken haben.

Sollen wir unser Inhaltsverzeichniß noch spezialisiren? Das würde leicht zu thun, es würde aber auch raumversplitternd, und, wenn wir im Leser unserer Blätter nicht gänzlich uns täuschen, unnöthig seyn; trocken ohnehin. Doch mögen die meisten derjenigen Gegenstände, welchen das allgemeinste Interesse auch

bey denen sich versprechen läßt, welche einen nähern Antheil am Verfasser selbst nicht nehmen, hier zum Schluß nur registermäßig angeführt werden.

Tischbein. Seine Reise von Rom nach Neapel durch ihn selbst geschildert mit der größten Lebhaftigkeit und dem Malertalent, alles sichtbar hinzustellen. — Raphael. Seine Kartons. Seine Transfiguration. Er und Michel-Angelo (Sixtinische Kapelle) gegen einander gestellt. Die (Wenigen bekannte) köstliche Darstellung Christi und der zwölf Apostel nach seinen Zeichnungen in der Kirche zu den drey Brünnlein durch seine Schüler ausgeführt (dieselbe, welcher Kunstverständige aus Marc-Anton's meisterlichen Stichen sich erinnern werden). Seine Villa und sein Schädel. — Angelika Kaufmann. Göthe's Verhältniß zu dieser durchaus achtungs- und liebenswürdigen Frau und Künstlerin; ein Verhältniß, das in kleinen, stets willkommenen Andeutungen durch das ganze Buch anmuthig sich hinzieht, und als ein so rein und zart gehaltenes Freundschaftsband, wie es zwischen zwey Personen verschiedenen Geschlechts nur möglich ist, sich von selbst darstellt. — Großes, etwas wunderliches Nachtkonzert, von Göthe veranstaltet, und dessen spätere, etwas unerwünschte Folgen. — Aegyptische Kunstsachen. — Die vorzüglichern der damaligen Maler in Rom, besonders der deutschen und englischen: unter jenen der später so hochverdiente Kunstkenner und Kunstgelehrte Heinrich Meyer von Zürich (Anfang der vertraulichen Verbindung Göthe's mit ihm, die der Grund ward von Meyer's nachherigen Ansiedlung in Weimar; einer Verbindung, die noch heute besteht). — Ausflucht nach Frascati, Albano, Castel-Gandolfo ꝛc. mit Herder's Schriften (über diese an vielen Orten des Buchs: wie treffend und wie trefflich!). — Die Mailänderin (in keisen, aber genau bezeichnenden, höchst gefälligen Zügen die ganze Geschichte des Verhältnisses zu diesem reizenden, einnehmenden Wesen. Die blühende, weiblich-natürliche, weiblich-lebhafte, weiblich-feine Schöne stellt durch sich selbst und wie bewußtlos sich also dar, daß dem Leser gelegentlich beykömmt, sich auch ein wenig in sie zu verlieben). — Antiken der Museen des Vatikans und des Kapitols, betrachtet bey Fackelschein. Genuß mehrerer der vorzüglichsten Antiken in täglicher Umgebung nach Gypsabgüssen, und eigene Erfahrungen dabey. — Gesellschaft der Arkadier. — Karneval. — Studien und vielfache Versuche zur Metamorphose der Pflanzen. — Der ausgezeichnete Tonkünstler Kayser aus Zürich, der ins Haus genommen wird,

und in seiner Kunst einen neuen Artikel zur geistigen Unterhaltung dahin mitbringt. Mit diesem Theilnahme an den hohen Kirchenfesten der Charwoche; besonders an den berühmten musikalischen Werken Palästrina's und anderer der ältesten Meister, von den päpstlichen Sängern in der sixtinischen Kapelle vorgetragen. Betrachtungen hierüber und auf diese Veranlassung (leider starb jener tüchtige Tonkünstler wenige Jahre nachher). — Moritz, der Berliner. Eingeschaltet ein, aus Gesprächen zwischen ihm und Göthe entstandener kunstphilosophischer Aufsatz: »Ueber die bildende Nachahmung des Schönen« (dies Fragment bezeichnet die Periode der damals sich vorbereitenden, dann nur allzu spitzfindig und grüblerisch ausgebildeten deutschen Kunstphilosophie, welche endlich Haare spaltete, bis gar manchem, sonst ausgezeichneten Kopfe fast nichts mehr blieb, als eben — die gespalteten Haare: eine Periode, welcher jetzt als Opposition des entgegengesetzten Aeußersten die neueste entgegentritt, und alles in Massen zusammen, als Massen — und mitunter roh und grob genug — herum, auch wohl hinaus zu werfen bemüht ist). — Auf Veranlassung des Kirchenfestes des Philipp Neri finden wir eingeschaltet eine ziemlich ausführliche Schilderung des Charakters und Lebens dieses, bey all seiner Frömmigkeit, Würde und höchst wohlthätigen Wirksamkeit, höchst sonderbaren, ganz originellen Mannes (er ist durchgehends aus dem Ganzen zu erfassen, und aus diesem auch bey Manchem, was Göthe berichtet, das Nöthige hinzu zu denken, soll es nicht gemißdeutet werden, oder gar Verschiedenen zu einigem Anstoß gereichen. So z. B. das wunderliche Geschichtchen vom Stiefelausziehen. Hätte man sich dazu bereitwillig gezeigt: nimmermehr würde es der freundliche, liberale Mann zugegeben haben, und der Esel wäre lang im Stalle geblieben. Göthe'n ist es nur um die Darstellung selbst, vollkommen den Quellen gemäß, zu thun). — So weit unser Register.

Nun gehet hin, ihr gehaltreichen, guten, schönen Bücher! Nützt Vielen, erfreuet Viele! Damit wird auch dem ehrwürdigen Verfasser etwas, worüber er sich freuen kann. Was sich sonst durch Schriften erreichen läßt, das besitzt er ja; besitzt es reichlich und längst. Doch dessen wird man gewohnt und satt: nimmermehr aber dessen, Vielen zu nützen, Viele zu erfreuen.

v. L.

Art. VII. Kirchliche Topographie von Oesterreich, oder: historische und topographische Darstellung der Pfarren, Stifte, Klöster, milden Stiftungen und Denkmäler im Erzherzogthume Oesterreich.

Siebenter Band: St. Pölten und dessen Umgegend, oder: Das Dekanat St. Pölten. Von Johann Fraß, Priester des Stiftes Zwetl. Mit zwey Abbildungen und mit der Karte des Dekanates. 362 S. 8.

Achter Band: Korneuburg und Stockerau und ihre Umgebungen, oder: Das Dekanat am Michelsberge. Mit zwey Abbildungen und der Dekanatskarte. Von Aloys Schützenberger, Kapitular des Stiftes der reg. later. Chorherren des h. Augustin in Klosterneuburg. 241 S. 8.

Neunter Band: Historische und topographische Darstellung von der Stadt Salzburg, mit der ausführlichen Geschichte des Benediktinerstiftes zu St. Peter in Salzburg, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte Oesterreichs und der Erzbischöfe von Salzburg. Von Ambros Beczicska, Abt des Cisterzienserstiftes zu Lilienfeld in Oesterreich. Mit zwey Abbildungen und mit dem Grundrisse der Stadt Salzburg. 445 S. 8. Wien. 1828. 1829. Gedruckt bey den Edlen von Ghelen'schen Erben und bey Ferdinand Ulrich. In Kommission bey Anton Doll.

Mit diesen drey schnell auf einander erschienenen Bänden der kirchlichen Topographie haben die verehrten Herren Verfasser, die Mitarbeiter und vor allen der hochverdiente und unermüdete Herr Domherr Stelzhammer unsere in diesen Jahrbüchern Bd. XXXII. 1—64 und XLIV. 43—56 kund gegebenen Wünsche und Erwartungen nicht nur vollends gerechtfertigt, sondern dieselben wirklich übertroffen. Mit wahrem Vergnügen geht daher Referent an diese dritte Anzeige, theils um auf das schnellste alle Freunde vaterländischer Geschichtsforschung mit der so raschen Fortsetzung der k. T. bekannt zu machen, theils auch, um seine eigene rege Theilnahme an diesem preiswürdigen Unternehmen an den Tag zu legen, um so mehr, als auch diese drey neuen Bände an Fülle des Inhalts und an Genauigkeit einer sehr fleißigen und erschöpfenden Darstellung den früheren vollkommen würdig zur Seite stehen. Gewiß, schon in den Augen des Laien muß preiswürdig erscheinen eine solche historische Arbeit, zu welcher so viele geschätzte Literatoren und so viele Männer des Vaterlandes aus allen Kreisen des staatsbürgerlichen und kirchlichen Geschäftslebens sich eifervoll und werkthätig die Hände bieten. Und mit welchen Empfindungen erst aufnehmen wird ein solches Werk der Geschichtskenner, der selbst schon so manchen Gang auf dem unermeßlichen Felde der mühsamen Forschung, der kritischen Prüfung und Auswahl und der so getreu und ob-

jektiv wie möglich seyn sollenden Darstellung gethan hat; der selbst erfahren hat, wie viel an geistiger und physischer Kraft man spenden, welche Selbstverläugnung man an den Tag legen müsse, und was es sagen wolle, die Geschichte auch nur eines einzigen Thales gründlich und getreu durchzuführen; — ein Geschichtsforscher, der da in den drey vorliegenden Bänden die Geschichte von vier Stiften, zwölf Klöstern, drey Städten, zwey und vierzig Pfarren und Lokalien, von einem Bisthume, von so vielen Kirchen und Kapellen, von so vielen Schulen und frommen Stiftungen — gründlich und bis auf die geringsten Verhältnisse erschöpfend dargestellt sieht, und auf jedem Blatte den nicht genug zu rühmenden Bienenfleiß erblickt, womit durch alle bisher bekannten Daten die Geschichte jedes Ortes und jeder Einrichtung bis auf die historisch erweislichen Uranfänge hinauf verfolgt und nachgewiesen wird. Da hier das Bestehen fast der meisten Pfarren, Gotteshäuser und Kapellen schon im neunten Jahrhundert urkundlich dargethan, der Ursprung oder die Wiedererhebung derselben aber theilweise in die Zeiten der Ottonen und K. Karl des Großen aus nicht verwerflichen topographischen Anzeigen und auf altehrwürdige Ueberlieferungen gestützt hinaufgerückt werden, hinauf bis über jene Gräueltage, in welchen Hunnen, Gothen, Rugen, Allemannen, Longobarden, Slaven, Hunnavaren und Magyaren geraubt, zerstört, zertrümmert, und alles Land dieß- und jenseits der Donau zwischen dem Kahlenberge und dem Ennsflusse in Feuer und Blut getaucht hatten: so lernt jeder Denkende aus solchen speziellen Darstellungen die wichtigsten Resultate aller Historie weit anschaulicher und ergreifender, als aus allen universal-historischen Kompendien. Das Walten eines höheren Wesens in allen irdischen Angelegenheiten wird ihm sichtbar werden, und in den Geschicken des kleinsten, unbedeutendsten Ortes wird ers erschauen, daß, um den Menschen und Staatsbürger zu vereinigen, um das Größte, durch freyere Beweglichkeit und gesteigerte Thätigkeit aller physischen und geistigen Kräfte das Glück der sterblichen Geschlechter zu erreichen, dem Menschengeiste klar genug indicirt seyn, die einfachsten Grundlagen zu legen, die einfachsten Mittel zu wählen und festzuhalten: aufrichtiges, festes Zusammenschließen zum staatsbürgerlichen Leben unter der Aegide eines obersten Lenkers, unverbrüchliche Moral im Familien- wie im öffentlichen Staatswalten, würdevolle, äußere Religionsweisen, — dieß allein nur hat Glück und Segen, Heil und Haltung durch Jahrtausende verbürgt, und wird sie auch für alle Zukunft noch verbürgen. Leider aber ist es auch hierin, wie überall, dem Menschen das Schwerste, sich an das Einfachste zu halten;

und aus dieser Quelle ist geflossen das politisch-religiöse Künsteln in den Staatsvereinen, welches seit einem halben Jahrhundert gleich einer Manie alles ergriffen, — aber freylich auch die gräuelvollsten Erscheinungen hervorgekünstelt hat. Was die Grundlagen des bürgerlichen und religiösen Lebens sonst einem Jeden, so zu sagen, instinktmäßig aufdringen, zu thun oder zu unterlassen, — all dieses ist in zahllose Formeln von Geboten und Verboten gebracht worden, daß man sagen muß, die Tugend selbst wurde dadurch eingeengt, und in ihrem freyen Wirken gehindert, das und in solchem Grade nicht mehr seyn zu können, was zu seyn und wie hoch sich selbst zu steigern sie Willen, Drang und Kraft in sich fühlte. Und doch lernte die in solchen speziellen Darstellungen durch Jahrhunderte fortgeführte Geschichte manch friedlicher Gemeinde, manch stillen Dörfchens, was alles es gerade nicht bedürfe, um Jahrhunderte zufrieden und würdig zu bestehen, welche bösartigen Elemente man im bürgerlichen Vereine nie aufkommen lassen dürfe, ohne damit Glück und Ruhe zu zertrümmern, und wie durch Festhalten an den großen einfachen Grundsätzen verwirklicht werde im Staatsleben die Lehre des alten Euripides:

Εἴ γὰρ λαβὼν ἕκαστος ὅ,τι δύναιτό τις
Χρηστόν, διέλθοι τοῦτο, κεἰς κοινὸν φέροι
Πατρίδι, κακῶν ἂν αἱ πόλεις ἔλασσόνων
Πειρῶντο, τοὐποῖπον εὐτυχοῖεν ἄν.

Φοίνισσαι. V. 1022 — 1025.

Wir wollen jetzt den Inhalt dieser neuen Bände der k. T. durchgehen, und nach der früher schon befolgten Weise die besonderen Merkwürdigkeiten und den historischen Gewinn aus dem hier Gegebenen ausheben. Die ehrenwerthen Herren Verfasser werden es uns dabey zu Gute halten, wenn wir es uns erlauben, manchen untergelaufenen Irrthum zu berichtigen, über Einiges unsere abweichenden Ansichten darzulegen, und zur Vervollständigung einzelner Theile einige weitläufigere und quellenbegründete Beyträge zur allfälligen weiteren Benützung einzuschalten. Der Verfasser des ganzen siebenten Bandes, oder der Geschichte der Stadt und des Dekanates St. Pölten ist der tüchtige, durch mehrere gründlich bearbeitete Aufsätze bewährte Geschichtsforscher, Herr Johann Frast, Priester des österreichischen Stiftes Zwetl und Pfarrer zu Edelsbach; von welchem wir auch die Beschreibung des Kreises ober dem Manhartsberge zu erwarten haben. Neben mehreren bekannten und gedruckten Hülfswerken, vorzüglich was der St. Pöltner Chorherr Duellius kund gemacht hat, hat der Hr. Verf. aus einheimischen, handschriftlichen Quellen insbesondere benützt: Hey-

rehbach's Abhandlung über die östliche Grenze des Landes an der Enns, Calles Chorographia, Directorium Auerbachii, das Geschichtsbuch von Wilhelm von Gries, Libell des Adels von Polheim, das Stammbuch des Sebastian von Gries, — Handschriften der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien; die Geschichten von St. Pölten von den Chorherrn Müller von Prankenheim und Maderna, Erath Annales manuscripti S. Andreae, eine Handschrift von Prevenhuber, Repertorium verschiedener Urkunden in der königlich baierischen Hofbibliothek zu München, Urkunden aus den Archiven der k. k. Hofkammer, des Stiftes Herzogenburg, Altenburg und Göttweig, der Staatsherrschaft, des Bisthums; des Konsistoriums, u der Fürst Auerspergischen Herrschaft, zu St. Pölten, des Klosterrathes und Lehenhofes zu Wien, das Gedenkbuch des Alumnates zu St. Pölten, die Archive der Pfarren Hain, Obritzberg, Weitra, Karlstetten, Weinburg, St. Georgen, und die Akten des Feldkonsistoriums. Was endlich bey dieser Arbeit weiters noch ist benützt worden, liefert einen unwiderleglichen Beweis, wie viel Licht bereits über die vaterländischen Gegenden für die ältesten Zeiten ausgegossen wurde durch die von den Gelehrten Oesterreichs, Maderna, Prankenheim, Duellius, Huber, Hanthaler, Hormayr, Kurz, Fischer ꝛc. bekannt gemachten urkundlichen Schätze aus Stiften, Klöstern, Städten, Märkten und Pfarren des Landes. Dankbar rühmt der Herr Verfasser auch die eifrige und großmüthige Unterstützung, womit diese seine Arbeit förderten der Herr Bischof von St. Pölten, Johann Nep. v. Dankesreuter, das Domkapitel zu St. Pölten, die Herren Prälaten von Herzogenburg und Göttweig, der Freyherr von Hormayr, der Lehenpropst Freyherr von Heinke, der Kustos der k. k. Hofbibliothek Hr. Kopitar und die beyden gelehrten Benediktiner zu Göttweig und Melk, Friedrich Blumberger und Ignaz Keiblinger u. v. a. Aus allen diesen Quellen und Hülfswerken hat nun der Hr. Verf. das gegenwärtige Werk als ein für sich bestehendes Ganzes aus einem Gusse gearbeitet; und man ist berechtigt, bis zur neuen Aufschließung bisher noch unbekannter Urkundenschätze, die Akten über diesen Gegenstand für erschöpft und geschlossen zu halten.

Von S. 1 bis 14 wird die Geschichte der Stadt St. Pölten behandelt, mit welcher jene des ganzen Dekanatbezirkes im Allgemeinen sich verschmelzt. Der Ursprung der Stadt wird bis ins graueste Alterthum hinauf verfolgt, wo den Boden derselben noch ein Binnensee zwischen den Bergen bey Wasserburg und Viehhofen auf die ganze Ebene von Wilhelmsburg bis

Digitized by Google

Pottenbrunn bedeckt, und in dessen Mitte auf einer Insel, gerade da, wo die heutige Domkirche von St. Pölten steht, ein kleines Kirchlein gestanden haben soll. Jedoch römische Ansiedlungen in dieser Gegend, lange vor der Gründung des Christenthums im Ufernorikum, erweisen diese Sage für ungegründet. Etwas zu mikrologisch wird die erste Bevölkerung um St. Pölten der Einwanderung von gallischen Celten unter Sigovesus zugeschrieben. Eben so wenig dürfte St. Pöltens Gegenden berührt haben der Heerzug der gallischen Bojer, welche zur Zeit des großen Julius Cäsar im Norikum eingefallen waren, Noreja vergeblich belagert hatten, und dann den celtogallischen Stammgenossen in Helvetien und Gallien auf dem kürzesten Wege durch Rhätien zu Hülfe gezogen sind. Vorerst ist nicht einmal mehr ganz klar zu machen, wo diese Bojer seßhaft gewesen sind: ob in Böheim oder in den von Strabo so genannten Bojerebenen an der Donau? Sodann ist von dem Hrn. Verf. die Chronologie ganz unrichtig angegeben: nicht im Jahre 14 v. Chr., sondern unter Cäsars erstem Konsulate im Jahre 55 hat sich jenes Ereigniß zugetragen. Weit mehr Einfluß auf die Bevölkerung und die Geschicke des Landes unter der Enns mögen gehabt haben: die Ueberwanderung der italischen Bojer ins Norikum herauf, und die Festsetzung derselben an der Donau — ungefähr im Jahre 186 v. Chr.; der Heerzug der Cimbern aus Böheim, und von den pannonischen Skordiskern heraufgedrückt durch Norikum bis an die südlichen Alpen hinab im Jahre 113; die gänzliche Niederlage der norischen Bojer und Taurisker im Kampfe mit den Geten unter dem Könige Börebistes, und die Verheerung alles Landes an der Donau über Pannonien und das Ufernorikum bis an den Bodensee und Lech ungefähr zwischen den Jahren 50 und 44 vor Chr. Hierüber hätte sich der Hr. Verf. in Muchar's altceltischem Norikum in der steyermärkischen Zeitschrift §§. 32, 40, 41—47 aus den römischen und griechischen Alten vollständig belehren können. Ganz irrig nimmt auch der Hr. Verf. damals Norikum für ein geschlossenes, und als solches von Königen beherrschtes Reich. Das Unstatthafte einer solchen Ansicht, und wie weit man hierin gehen könne, ist wieder in Muchar's altceltischem und römischem Norikum dargethan worden §§. 19 und IV. Welche Landstrecken endlich und welche Städte vorzüglich die Römer ihren Veteranen als Kolonisten im Ufer- und im Mittelnorikum, und keineswegs alles norische Binnenland, vertheilt haben, hat Muchar im römischen Norikum umständlich erörtert, §. VI. p. 139—176. Sollten diese historischen Arbeiten dem Hrn. Verf. gänzlich unbekannt gewesen seyn? — St. Pölten war einst ein römisches Kastell,

hier und in der Umgegend waren römische Kolonisten, Sprache, Kultur und Polytheismus. Daß der nahe bey der Stadt vorbeyströmende Fluß Trasen von den Römern Tragisa, und ihr Kastell daselbst von daher Traisma genannt worden seyn, versichert die uralte Sage; der Hr. Vers. bezweifelt es; und auch wir halten die Benennung des Flusses und Ortes für weit älter, als der erste lateinische Laut an der Donau ist gehört worden. — Nicht ausgemacht ist, ob St Pölten die ehmalige, vom K. Hadrian errichtete Pflanzstadt Colonia Aelia Cetiensis gewesen sey? Zuverläßig ist die ufernorische Stadt Cetium hart an den westlichen Abhängen des cetischen Berges (Kahlenberg) in der Gegend von Tuln gestanden? Uebrigens hätte der auf Muchar's Karte des römischen Norikums speziell bezeichnete klassische Boden an der Donau, zwischen Lorch und Vindobona, hinsichtlich St. Pöltens ältester Geschichte den Hrn. Verf. zu ausgedehnteren Schlüssen berechtiget. — Wenn der Hr. Verf. p. 4 behauptet, die Nachfolger M. Aurels hätten die wichtigen Vertheidigungspunkte an der Donau vergessen, und K. Konstantin der Große habe dieselben so sehr vernachläßigt, daß er alle Krieger von der Donau weg noch tiefer ins Land zurückgezogen habe, wodurch St Pölten lebhafter geworden seyn möge? — so ist er ganz irrig daran. In Muchar's römischem Norikum 1. Thl. p. 31 — 34 ist diese vom Zosimus dem Kaiser Konstantin aus Haß, und um den K. Diokletian desto mehr zu erheben, vorgeworfene Schmach, aus den eigenen Dekreten, den Heerzügen Konstantins und aus den damaligen kriegerischen Vorfällen am unteren Donau-Limes, und aus früheren und besser unterrichteten Schriftstellern gründlich widerlegt worden. — Nur in gedrängten Andeutungen werden die Geschicke des Landes unter der Enns in der letzten römischen Kirchenepoche, unter Rugen, Gothen, Longobarden, Slaven und Hunnavaren berührt p. 5 — 6, bis K. Karl der Große wieder Freyheit, Gesittung und Leben gebracht hat. Nur als Sage wird behandelt die Behauptung, daß schon vor K. Karl d. Gr. die merowingischen Agilolfinger, die ältesten Herzoge von Baioarien, eigenthümliche Besitzungen zu St. Pölten gehabt hätten. Freylich — ist es sehr schwierig, hierüber bestimmt zu entscheiden. Die Zeit vom Jahre 526 bis 736 gehört zu den dunkelsten Epochen in der vaterländischen Historie. Ein Geschichtschreiber von St. Pölten hätte aber gerade die natürlichste Veranlassung nehmen sollen, diesen so dunkeln Zeitraum nach Möglichkeit in historisches Licht zu stellen Weil es aber in dem vorliegenden Werke nicht geschehen ist, so wollen wir diese Veranlassung ergreifen, und die dichte Finsterniß zweyer

Jahrhunderte einigermaßen aufzuhellen suchen; woraus sich dann von selbst ergeben muß, wie viel historisch Gewisses an der oben bezeichneten Sage sey. Wir glauben, mit einer solchen Darstellung nicht nur dem Zwecke dieser Anzeige und der kirchl. Topogr. Unterösterreichs, sondern auch dieser Jahrbücher selbst und zwar vorzüglich zu entsprechen, weil eben darin diese äußerst verwickelte Aufgabe der vaterländischen Historie mehrmals schon angeregt und besprochen, jedoch keineswegs gänzlich ist entschieden worden. Wir werden uns aber dadurch auch zugleich freye und feste Bahn machen, um die so sehr abweichenden Meinungen über das Zeitalter des h. Rupert, eine gleichfalls sehr schwierige Aufgabe, gründlich zu erörtern und endlich zu entscheiden. Ueber die norisch-pannonischen Landtheile unter der Donau in der bezeichneten höchst dunkeln Epoche kann einiges Licht allein nur ausgegossen werden durch die Darstellung der geographischen Verhältnisse derselben aus gleichzeitigen Schriftstellern in der Epoche zwischen dem Beginn der Ostrogothenherrschaft in Italien und den Eroberungen K. Karl des Großen bis an die Theiß und an den Zusammenfluß der Drave mit der Donau, ungefähr vom Jahre 500 bis 800. Gleicher Weise müssen dann die Geschicke der Gothen und Longobarden, die Eroberungen der Franken, der Hunnavaren und Slaven in diesen Landtheilen an der Donau nachgewiesen werden. Daraus muß sich dann für die Geschichte des östlichen römischen Usernorikums, also auch aller zwischen dem Kahlenberge und der Enns gelegenen Pfarren und Dekanate, in einer so dunkeln und bis jetzt noch so wenig aufgehellten Epoche des christlichen Alterthums, über welche noch so viel Irriges und Verkehrtes geschrieben wird, ein gewisses, und, ungeachtet der Aermlichkeit der Quellenberichte, doch genügendes Resultat ergeben. Als gleichzeitige Schriftsteller der bezeichneten Epoche haben wir den Cassiodorus, Jornandes, Prokopius, Venantius Fortunatus, Isidorus Hispalensis, Gregor von Tours, Fredgar, die Gesta Dagoberti I., die Biographien der H. Agilo, Enstasius, Columban, Emeran; Paul Warnefried, Menander, Theophanes, Eginhards und andere fränkische Jahrbücher, das Congestum Arnonis, Erzbischofs von Salzburg, und einige Urkunden von Monsee, Innichen, Kremsmünster, Salzburg und Freysing. Alle späteren Angaben schließen wir absichtlich, und eben deßwegen auch die älteste Biographie St. Ruperts aus, theils um diese verwickelte Aufgabe nicht noch mehr zu verwirren, theils um von Gleichzeitigen allein nur geleitet, desto sicherer zu gehen.

Nach Zertrümmerung des römischen Westreiches wurden

fast dreyhundert Jahre noch immer fort von unseren Ländern zwischen der Donau und den südlichen Alpen die altgeographischen Benennungen und die römische Provinzenabtheilung im Allgemeinen beybehalten. Das in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts verfaßte Formelnbuch Cassiodor's enthält mehrere Dekrete des großen Ostrogothenkönigs Dietrich an die Obrigkeiten und Völker in Dalmatien, Suavien, Pannonien, Norikum und in beyden Rhätien [1]). Zu seiner Zeit noch (J. 550) zählt Jornandes zum großen römischen Illyrikum achtzehn Provinzen, und darunter auch das Ufer- und Mittelnorikum, und von dem pannonischen Lande die einzelnen Provinzen das obere und untere Pannonien, Valeria und Savia (Suavia), und ganz, wie die Griechen und Römer, umgrenzt er Pannonien durch Mösien, Dalmatien, Norikum und die Donau, und Sirmium und Vindomina (Vindobona) sind ihm im Osten und Westen die äußersten Grenzstädte dieses weiten Landes [2]). Nicht anders bestimmt die Lage und nennt die Namen jener Länder der byzantinische Schriftsteller, der genaue Prokopius um das Jahr 560 [3]); und Isidorus Hispalensis stimmt mit ihm ganz überein. Auch Menander spricht in seinen Gesandtschaftsberichten von einem oberen und von einem zweyten (unteren) Pannonien um eben dieselbe Zeit; so wie vom Venantius Fortunatus, der zweymal persönlich von Ravenna durch Norikum und Rhätien gereist war, vom austrasischen König Theodebert I. im Briefe an den K. Justinian I. (von dem Jahre 547), vom Papst Gregor dem Großen im Briefe an Bischof Marinian zu Ravenna, in den Akten des Conciliums zu Gradus (J. 570) Pannonien und Norikum als be-

[1]) Cassiodor. Variar. I. 11; III. 24, 50; IV. 49; V. 1, 14, 15; VII. 4; IX. 20. Vom König Athalarich.

[2]) Jornandes de Regn. Success. Edit. Murat. T. I. p. 333. — De rebus getic. Cap. 50.

[3]) Trans sinum Graeci Epirotae dicti primum locum obtinent ad urbem usque maritimam Epidamnum. Hinc se aperit Praebalis regio; Sequitur, cui Dalmatiae nomen est, et quae jam ipsa occidentalis Imperii finibus comprehenduntur, proxima Liburnia, huic Istria, deinde regio Venetorum ad Ravennam urbem porrecta. Atque hi sunt maris aceolae; supra quos *Siscii et Suabi, non illi, qui Francis parent*, sed ab iis diversi interiores tractus terrae obtinent. *Ultra hos sunt Carnii siti Noricique*, ad quorum dexteram *Dacae et Pannones* habitant, suisque in urbibus Singidunum ac Sirmium numerant ad Istrum fluvium evadentes. Procop. Bell. Goth. L. I. p. 351 — 352; III. 546. Isidor. Hisp. Origin. XIV. 4.

stimmt umgrenzte Länder bezeichnet, und im Venantius Fortunatus auch die Süd- und die Westgrenzen Norikums angedeutet werden [1]). Beym Venantius Fortunatus fällt es zum ersten Male auf, daß er weder Rhätien noch Vindelizien als eigene Provinzen benennt, sondern nur bloß die dort seßhaften Völkerstämme anführt: am Junstrome und Brennergebirge in Tyrol die altberühmten Brenuen, und gegen die Donau und den Lech hinaus die Baioarier. Eben dieses bemerken wir zum Theil auch in der Sammlung altbajuvarischer Gesetze und in Theodebert's I. Briefe [2]). Nun kömmt Paul Warnefrid, und bringt über diesen ersten, noch dunkel scheinenden Wink des Venantius Fortunatus das gehörige Licht. Von Pannonien spricht er als von einem bestimmten Lande und unter bestimmter Umgrenzung. Nur einmal, an die altrömische Geographie gleichsam erinnernd, gebraucht er die Benennungen Rhaetia prima und Rhaetia secunda; und er bezeichnet richtig die Lage dieses Landes zwischen Mailand und Suavia, dem Stammlande der Alemannen [3]). Jedoch in einer anderen, ihm geläufigeren Benennung deutet er klar hin auf die im Laufe der Jahrhunderte durch die geschichtlichen Ereignisse dort vorgegangenen Veränderungen in den alten geographischen Namen und Abtheilungen der Länder. Noricorum siquidem Provincia, sind Warnefrid's wichtige Worte, *quam Bajoariorum populus inhabitat*, habet ab oriente Pannoniam, ab *occidente Suaviam* (Alamannorum patriam, cap. 15), a meridie Italiam, ab aquilonis vero parte Danubii fluenta [4]). Aus dieser bestimmten, erweiterten Umgrenzung des römischen Norikums folgt, daß damals das alte nördliche Rhätien größtentheils mit dem erweiterten Norikum zusammengeschmolzen sey. Um für unsern Gegenstand das erwünschte Licht zu gewinnen, muß man hier genau unterscheiden die Terminos Bajoariorum im Norikum und die wirkliche Ausdehnung der fränkisch-austrasischen Herrschaft über alle östlich bis Pannonien hin gelegenen Vorländer (avant-terres), oder die Terminos Austrasiorum.

---

[1]) Menand de Legg. p. 137. Auch der Grammatiker Hierokles hat die Provinciam Pannoniarum et Norici. Inter Byzantin. Tom. XXIV. 52. Venant. Fortun. Bibl. Max. SS. Patr. T. X. p. 528, 553, 612. Muchar's röm. Norikum, I. Thl. p. 350—356. Collect. Concil. T. VI. p. 651—659, 1035. Du Chesne. T. I. p. 862—863.

[2]) Nach Bouquet's Ausgabe T. IV. Die altpannonischen Landtheile erkennt auch nach Fredgar. Du Chesne. T. I. p. 735.

[3]) Paul Diacon. Hist. Longob. L. II. 8, 9, 14, 15, 26.

[4]) Idem. L. III. 29.

Die Grenzen der Baioarier waren frühzeitig schon bis über Innichen, das altrömische Aguntum im tyrolischen Drauthale und bis an den Anrasserbach im Pusterthale vorgerückt worden; an welchem Bache nach dem Wortlaute der Innicher Urkunden um die Mitte des achten Jahrhunderts die termini Sclavorum begannen. Die Angaben Warnefrieds und die Ausdrücke in den Dokumenten des uralten Benediktinerstiftes zu Innichen sind hierüber entscheidend [1]). Auch gelten sie, streng genommen, nur für die Termini Bajoariorum; und keineswegs ergibt sich daraus, daß auch um das Jahr 612 und 772 dort am Anrasserbache die Termini Francorum, oder Imperii Francorum Austrasiorum gewesen seyen. Denn die Termini Sclavorum erscheinen am Anrasserbache des Pusterthales urkundlich zu einer Zeit (J. 772), von welcher erprobte Geschichtsquellen es gewiß machen, daß der größte Theil des alten Norikums, oder Karantaniens und der Karantanerslaven, schon seit dem Jahre 700, gewiß aber lange vor Ankunft und Einsetzung des h. Virgils, als Bischofs von Salzburg, unter fränkisch-austrasischer Oberherrschaft gestanden sey [2]). Zur Zeit des Krieges der austrasischen Franken mit dem Slavenkönig Samo (J. 630) wurde ein Stamm Bulgaren aus Pannonien vertrieben, welche aus diesem Lande unmittelbar auf das fränkische Gebiet übergingen, und bey König Dagobert I. Schutz und Hülfe suchten, wie Fredgar der Gleichzeitige versichert [3]). Zu bestimmt lauten Fredgar's geographische Bezeichnungen, als daß man nicht gleich ersehen sollte, daß damals zwischen Bajoarien, der Terra Francorum und Pannonien, wo die Hunnavaren walteten, und

---

[1]) J. 610 Mortuo Tassilone Duce Bajoariorum filius ejus Garibaldus *in Agunto* a Sclavis devictus est, et *Bajoariorum termini* depraedantur. Resumtis Bajoarii viribus — hostes *suis finibus pepulerunt.* Paul Diacon. ibid. L. IV. 41. Resch. Aetas millenaria ecclesiae Inticensis. p. 22 — 23. Herzog Tassilo II. sagt im Stiftbriefe von Innichen: A rivo, qui vocatur Tesido (Taistenbach bey Welsberg) usque ad *terminos Sclavorum* id est *rivolum montis Anarassi* (Anrasserbach zwischen Heimfels und Anraß im Pusterthale).

[2]) Anonymus de conversione Baioariorum et Carantanorum in der Juvavia. Anhang, p. 11.

[3]) Fredgar in Chron. cap. 72. Gesta Dagob. apud Du Chesne. T. I. 580 — 81. Bulgaris superatis novem millia virorum cum uxoribus et liberis *de Pannonia expulsi ad Dagobertum* expetunt, petentes, *ut eos in terra Francorum* ad manendum reciperet. Dagobertus jubet, eos ad hyemandum — *Bajoarios* recipere. Cumque dispersi *per domos Bajoariorum* ad hyemandum fuissent u. s. w.

welches die Byzantiner, Theophanes, Nicephorus und Anastasius, das avarische Pannonien, *Παννονίαν τῆς Ἀβαρίας* nennen, kein fremdes Zwischenland gewesen seyn [1]). Das nächste hieher gehörige geschichtliche Datum liegt in der freylich viel späteren, aber auf einer alten, fast gleichzeitigen Grundlage verbesserten Biographie des h. Emmeram. Dieser war ungefähr nach dem Jahre 670 nach Regensburg gekommen, um von Baioarien aus nach Pannonien zu reisen, und die dort seßhaften abgöttischen Avaren zu bekehren (Avaros Pannoniae incolatu idololatriae veterno squalentes). Der Bajoarenherzog Theodo aber schreckte den heiligen Eiferer von seinem Vorhaben durch die Versicherung ab, daß der vielen Kriege zwischen den Baioariern und Avaren wegen die beyderseitigen Grenzen um den Ennsfluß wüste gelegt worden, und der wilden Thiere wegen das Reisen in jener Landstrecke gefährlich sey [2]). Betrachtet man die Ausdrücke des Biographen genau: fines in utroque limite (Bajoariorum et Avarorum nämlich) desertos, ita ut circa Anasim fluvium urbes et loca —bestiarum immanitatibus horrerent; und verliert man zugleich nicht aus dem Auge, daß die uralte Bischofstadt Lorch an der Enns damals noch bestanden, und alles Land ob der Enns wohl bevölkert und kultivirt gewesen sey: so kann man in jenen Ausdrücken weder das Land unter der Enns, noch daß zu Ende des siebenten Jahrhunderts dort die Grenzen der Baiern und der austrasischen Franken bereits bis an die Enns zurückgezogen worden seyen, verkennen. Diese Bemerkung mag auch darin einige Bestätigung finden, daß keines der in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts im Lande ob der Enns und im eigentlichen Baiern gegründeten Stifte — von den merowingischen Fürsten und den agilolfingischen Herzogen im Lande unter der Enns mit Ländereyen und Leuten ist beschenkt worden; was doch nach Ausrottung der Hunnavaren dort so vielfältig geschehen ist. Was endlich in sehr alten Dokumenten des Hochstiftes zu Salzburg versichert wird, daß die vom h. Rudbert gegründete Kapelle und das Kloster des h. Maximilian zu Bischofshofen im Pongaue wegen dem Andrange der feind-

---

[1]) Theophan. p. 297 — 299. Niceph. p. 22, 23. Anastasius. p. 113 — 114, in Bibl. script. Byzantin.

[2]) Propter discordiam scilicet et longam, inter *se* et *Avaros*, bellorum controversiam *fines in utroque limite* desertos, ita *ut circa Anesim fluvium* urbes et loca olim cultissima tantis bestiarum immanitatibus horrerent, ne viantibus ullus transeundi aditus pateret. — Vita S. Emerani. Apud Canis. Lect. Antiq. III. P. I. p. 94 — 101.

seligen Karantanerslaven lange Zeit verlassen gestanden seyn, — halten wir für keinen Beweis von der Zurückziehung der Fines Francorum et Bajoariorum bis an die Tauernkette; — sondern nur für einen Beleg der damals die Karantanerslaven bedrängenden Hunnavaren, welche mit den dortigen Slavenstämmen zum Theil vereinigt, auch auf dieser Seite der fränkisch-baioarischen Herrschaft zu Leibe gingen, wie ohnehin auch der ungenannte Schriftsteller von der Bekehrung der Karantaner versichert [1]). Von einer Ausdehnung Pannoniens bis an die Enns herauf ist also bis gegen das Ende des achten Jahrhunderts in keiner gediegenen Quelle eine Spur, eben so wenig, als von einer gänzlichen Vernichtung der fränkisch-austrasischen Herrschaft über das norisch-karantanische Mittelland ostwärts der Tauernkette und des Anrasserbaches im Pusterthale, wo 612 und 772 die Termini Bajoariorum et Sclavorum waren, ein unwidersprechlicher Beleg angeführt werden kann. Erst nach der Mitte des achten Jahrhunderts kommen urkundliche und andere geschichtliche Andeutungen vor, daß damals das alte Pannonien nach Westen vorgerückt, und bis an die Enns ausgedehnt worden sey [2]).

---

[1]) Juvavia, Anhang, p. 11. Non multo post tempore caeperunt Hunni eosdem Quarantanos hostili seditione graviter affligere etc.; und p. 33: Interea contigit, ut a vicinis Selavis illi fratres, qui ad Pongov de Salzburgensi sede ibidem destinati erant, etc.

[2]) Annales Einhardi. Anno 791. — Prima castra super *Anesum* posita sunt. Nam is fluvius *inter Baioariorum atque Hunnorum terminos medius* currens, *certus duorum regnorum limes habebatur*; und die Annales Fuldens. Anno 791. Congregato exercitu *juxta anisum* fluvium in Bajoaria, — *Pannoniam* ingressus, Hunnis perterritis et fugientibus *omnes eorum regiones usque ad Raba* fluvium ferro et igne devastavit. Edit. H. Pertz. T. I. Monum. Germ. Der Traungau erscheint auch urkundlich als in Wawariae partibus gelegen. Retenpacher Annal. Cremifan. p. 38. Noch ein Jahrhundert später heißt es von den Einfällen der Ungern: Ex improviso ultra Anesum fluvium regnum Bajowaricum hostiliter invaserunt. Annal. Fuldens. Apud Du Chesne, T. II. Anno 900; und im eilften Jahrhundert noch wird in der Leidensgeschichte des salzb. Erzbischofs Thiemo das steyermärkische Ennsthal bey Admont zu Baioarien gerechnet: Locus ille inter montana Bavariae juxta Anesim fluvium situs est. Pass. B. Tyemonis. apud Canis. T. III. P. II. 105. Uebrigens hat Heyrenbach sehr scharfsinnig dargethan, daß erst in der zweyten Hälfte des achten Jahrhunderts der Besitz des Landes zwischen der Enns und dem Kahlenberge in der Hand der Franken durch die sich sehr vermehrenden Einfälle der Hunnen aus Pan-

Nun haben wir die geographischen Veränderungen anzudeuten, welche nach Zertrümmerung des römischen Westreiches in den Ländern oberhalb der Donau, welche dem Norikum und Pannonien gegenüber gelegen waren, vorgegangen sind. — Nach der Festsetzung der ostrogothischen Macht in Italien, um das Jahr 500, waren alle jenseits der Donau, Norikum und Pannonien gegenüber, früher seßhaften Völker verschwunden, und neue Völkerstämme daselbst, wenigstens für einen großen Theil des sechsten Jahrhunderts, eingewandert. Alles Land an der Donau, dem Ufernorikum gegenüber, ungefähr in einer Ausdehnung vom Einflusse der Enns von Süden und der March von Norden her in die Donau, hieß nach den bestimmteren Andeutungen in der Lebensgeschichte des h. Severinus und in den Angaben Paul Warnefrieds: Rugenland, Rugiland [1]). Von der March bis hart an die Theiß und die Donau hin hatten die Longobarden Besitz genommen; und über das alte trajanische Dazien waren die gepidischen Volksstämme ausgebreitet, von welchen sich ein Theil auch dießseits der Donau bey Sirmium im unteren Pannonien lange festgehalten hatte [2]).

Wir müssen uns noch bemühen, die Geschicke Norikums mit Rücksicht auf dessen Nachbarländer, Rhätien und Pannonien, ungefähr vom Jahre 500 bis 750, klar zu machen, um dann zu einem sicheren geographischen und geschichtlichen Hauptresultate zu gelangen. Natürlich müssen hier die dunkeln Spuren der Ostrogothen, Longobarden, Franken, Slaven und Hunnavaren unterhalb der Donau verfolgt, und die so sehr verworrenen Züge und Thaten dieser Völker entwickelt werden. Nach der gänzlichen Zertrümmerung des großen Hunnenreiches mit Attila's Tode haben sich bis zum Jahre 487 in Pannonien Gothen, Heruler, Gepiden und viele andere kleinere Völkerhorden getheilt, — das Ufernorikum von Westen herein Alemannen, von Osten herab zwischen dem Kahlenberg und der Enns die Rugen

nonien her schwankend, und daß bloß in dieser Hinsicht die Enns als certus duorum regnorum limes, nach Eginhard's genauem Ausdrucke, angesehen worden sey.

[1]) Paul Diacon. T. I. 19. Qui Feletheus, Rugorum rex, illis diebus, ulteriorem Danubii ripam incolebat, quam a finibus Norici idem Danubius separat. In his Noricorum finibus beati tunc erat Severini coenobium, zu Favianis, Wien, nämlich. Eugipp. in Vit. S. Severini in Muchar's röm. Norikum, II. Thl. p. 174 — 186, 203 — 206, 216, 219, 225 — 229, 233 — 237.

[2]) Jornandes de Reb. Get. 12, 22, 50. Procop. Bull. Goth. p. 543, 545.

in Besitz genommen. Besonders vorherrschend walteten über das zweyte Rhätien bis an die Enns herab die Alemannen. Der Rugen Macht dieß- und jenseits der Donau wurde schnell zertrümmert durch den heruliſchen Odoaker J. 487—490; worauf alle diese Länder unterhalb der Donau, Rhätien, Norikum und Pannonien, der Ostrogothenkönig Dietrich, als Theile des italisch-gothischen Reiches, vom Jahre 493 bis 526 unter kräftiger Herrschaft festgehalten hatte. Ruhig fortbestehen konnten in dieser Epoche noch im Lande unter der Enns die Lehre des Evangeliums, und alle zur Zeit des h. Severinus in Rhätien und im Norikum so schön blühenden christlichen Institutionen, und fortbestehen konnte der erzbischöfliche Stuhl zu Laureakum an der Enns [1]). Wie lange aber behauptete sich noch die ostgothische Königsgewalt im Norikum, in Rhätien und Pannonien nach dem Tode des mächtigen Königs Dietrich? Paul Warnefried versichert Folgendes: Nach Zertrümmerung der rugischen Macht dieß- und jenseits der Donau durch die Herulen hätten die Longobarden von dem Rugilande jenseits der Donau auf einige Jahre Besitz genommen; dann aber seyen sie geführt von ihrem Könige Audoin auf den Ruf des byzantinischen Kaisers Justinian I., der ihnen das Land förmlich abtrat, über die Donau gegangen und in Pannonien eingezogen [2]). Prokopius versichert dasselbe Ereigniß, jedoch mit dem merkwürdigen Beysatze: K. Justinian I. habe den Longobarden nebst Pannonien auch eine Stadt (welche? ist nicht ausgedrückt) im Norikum abgetreten. Diese wichtige Anzeige gibt Prokop mit folgenden Worten: *Λογγοβάρδους δὲ βασιλεὺς Ἰουστινιανὸς ἐδωρήσατο νωρικῷ τε πολεῖ, καὶ τοῖς ἐπὶ Παννονίας ὀχυρώμασι τε καὶ ἄλλοις χωρίοις πολλοῖς καὶ χρήμασι μεγάλοις ἄγαν. Διὰ τοι τοῦτο ἐξ ἠθῶν των πατρίων Λαγγοβάρδοι ἐξανάσταντες, ἐνθένδε ποταμοῦ Ἴστρου ἱδρύσαντο, Γηπαίδων οὐ πολλῷ ἀποθεν* [3]). Dieser Einzug der Longobarden in Pannonien wird gewöhnlich nach Paul Warnefried's Berechnung auf das Jahr Chr. 527 gesetzt. Allein so wie sich gegen diese Zeitbestimmung große

[1]) Muchar: Röm. Norikum, II. Thl. p. 64, 142—239, 288.

[2]) Paul Diac. L. I. 19, 22. Post quem (regem Waltari) nonus Audoin regnum adeptus est, qui non multo post tempore Longobardos *in Pannoniam* adduxit. Fredgar. apud du Chesne T. I 735. Aimoin. Hist. Franc. II. 13, 31; III. 10. Anonym. apud Canis. II. P. I. pag. 210—211. Marius Aventicensis, der zu jener Zeit gelebt, als der Einzug der Longobarden in Italien vorgegangen, weiß nur von ihrem Pannonien, nicht aber von ihrem Norikum zu sagen.

[3]) Procop. B. G. III. 543.

Zweifel erheben; eben so liegen die näheren Umstände dieser Ueberwanderung der Longobarden in tiefem Dunkel. Vorerst ist der Text in der Erzählung des Prokopius offenbar mangelhaft; und Warnefried weiß kein Wort von einer Besetzung eines Theils vom Norikum durch die Longobarden. Weil man jedoch die Versicherung Prokop's nicht ganz abweisen kann: so darf man höchstens etwa, zufolge der Lage des Rugenlandes und der ersten Wohnsitze der Longobarden jenseits der Donau, an die hart an den Ostgrenzen des Ufernorikums, dem westlichen Pannonien zunächst gelegene Stadt Favianis denken, deren Bestehen sich aus der eugippischen Biographie St. Severins noch im letzten Zehend des fünften Jahrhunderts nachweisen läßt[1]). Pannonien, nach der oben erwiesenen altgeographischen Ausdehnung bleibt einmal das Hauptland, das ihnen auf K. Justinians Ruf und ausdrückliche Anweisung die Quellenberichte einstimmig zuschreiben. Indessen kann das ganze alte Pannonien gleich in den ersten Jahren schon von den Longobarden nicht besetzt worden seyn; weil sich an der norisch-pannonischen Donau überall einige Jahre nach Dietrich's Tode die ostgothische Macht fest behauptete. Vom Jahre 526 bis 534 schaltete Amalaswintha im Namen ihres eilfjährigen Sohnes Athalarich mit starker Herrscherkraft im ganzen Gothenreiche bis an die Donau herauf [2]). Bekannt sind ihre Edikte durch den Comes Osus an die Bewohner von Dalmatien und dem pannonischen Savien [3]). Von dieser königlichen Frau wird ja gerühmt, daß sie sich fest und kräftig, wie die alten römischen Imperatoren, an den Donauufern behauptet zu haben: quod contra Orientis principis votum romanum fecerit esse Danubium! — was offenbar nur von dem norisch-pannonischen Donaulimes verstanden werden kann. Ja nicht einmal das mächtige Volk der Gepiden wagte es, nach Prokop's bestimmter Versicherung, vor dem Jahre 540 ungefähr diesen gothischen

[1]) Heyrenbach's Widerleger, Jahrb. Bd. XXX. Anzeigebl. p. 7, vermuthet nicht ohne Grund eine Korruption im Texte des Prokopius; — allein so lange wir nicht durch kritisch erprobte Handschriften über die wahre Lesart in der korrumpirten Stelle: νωρικῷ τι πόλει, zu entscheiden im Stande sind, — können wir von seinem Vorschlage, Νωρικου τι πόλις zu lesen, keinen Gebrauch machen; und noch weniger von der Versicherung, Jahrb. XII. p. 260, daß einige Handschriften: Urbem Noricorum, und gar Laureacum — hätten.

[2]) Procop. B. G. 311—313, 351.

[3]) Cassiodor. Variar. IX. 8, 9.

Donaulimes zu überschreiten [1]). Von den Franken und von den eigenen Gothen bedrängt, suchte Amalaswintha, seit dem Jahre 534 vorzüglich, die Freundschaft und den Schutz des K. Justinian I. [2]); und die Ermordung dieser Fürstin durch ihren Gemahl Theodates, J. 535, hatte den langen Krieg zwischen Gothen und Byzantinern in Italien, J. 535—553, zur Folge. Die byzantinischen Imperatoren betrachteten alle Länder des alten römischen Westreiches fortwährend als ihr Eigenthum. K. Justinian I. hatte die Wiedereroberung Italiens im Auge. Bey diesem Plane konnten ihm damals aus doppelter Rücksicht die norisch-pannonischen Länder nicht gleichgültig seyn, um auch dort die Macht der Gothen zu zerstören, und dieses Volk in Italien auch von dort her zu bekriegen. Wirklich lag dieß auch in seinem Plane, und er suchte kräftigst es zu bewerkstelligen, wie klar beweisen: seine Aufforderung an die Franken, auch von ihrer Seite die Gothen anzugreifen; sein Angriff auf Dalmatien und Liburnien von der Landseite her und die Eroberung jener Länder bis zum Jahre 537; die kräftige Gegenwehr der Gothen daselbst, und des ostgothischen König Vitiges Befehl an die zur Wiedereroberung Dalmatiens abgesendeten Feldherren Uligisal und Asinarius, aus dem savischen Pannonien zu diesem Zwecke ein neues Heer zu sammeln, was auch vollzogen worden ist; der wirkliche Angriff von Seite der Byzantiner auf die im unteren Pannonien seßhaften Gepiden und die Wiedereroberung des von diesen Barbaren befestigten Sirmiums; und endlich der dadurch errungene Einfluß der byzantinischen Herrschaft auf die Heruler im östlichen Pannonien, über welche K. Justinian I. einen eigenen, ihm ergebenen König einsetzte [3]). — Seit dem Beginn des italienisch-gothischen Krieges, also im Jahre 535, konnte und mußte es dem K. Justinian I. daran liegen, der Gothen Herrschaft an der illyrischen Donau vollends zu zerstören, sich mit den zu diesem Zwecke an der Donau

---

[1]) Procop. B. G. p. 544. Arte enim hoc tempus, cum Gothi vectigalem haberent Daciam, Gaepedas *trans Istrum*, ubi omnes olim sederunt, *tenebant se se omnes*, *potentiam gothicam adeo reformidantes*, *ut trajectum fluvii nunquam tentarent.*

[2]) Procop. B. G. 315—316.

[3]) Καὶ αὐτοῖς ἐπέστελλεν ἐκ τῶν ἀμφὶ Σουαβίαν χωρῶν στράτευμα ἐταιρισαμένοις τῶν ταύτη βαρβάρων. Procop. B. Goth. 319—320, 351—353, 425, 543; Theophan. p. 185; Anastas. p. 63; Jornand. de Reb. Get. cap. ultim. Die Heruler aber empörten sich schnell wieder, 541; mit deren Hülfe die Gepiden dann Sirmium wieder gewannen, und bis 549 behielten.

im Rugilande und bis an die Theiß herab, den Gothen im Norikum und Pannonien gegenüber gerade am passendsten gelagerten Longobarden zu verbinden, und sie über die Donau her zur Besetzung und Behauptung Pannoniens zu rufen. Zuverläßig ist die Ueberwanderung der Longobarden aus dem Rugenlande nach Pannonien erst nach dem Beginne des gothisch-italischen Krieges, ungefähr zwischen 536 und 538, geschehen. Dieß bestätigen auch noch viele andere Anzeigen. Prokopius, der Gleichzeitige, zählt von Právalitana angefangen in der Ordnung von Osten nach Westen alle Völker und Provinzen auf, welche vor dem Anfange des gothisch-italischen Krieges fest unter der Gothenherrschaft gestanden waren, — und die Noriker und Pannonier sind ausdrücklich in der Völkerreihe benannt [1]). Weiters versichert Prokopius ganz bestimmt, daß erst während des Verlaufes des gothischen Krieges sich die Barbaren ganz offen und ungehindert des ganzen altrömischen Westreiches bemächtigt hätten [2]). So wie K. Justinian I. die Franken für sich zu gewinnen strebte: eben so suchte der Gothenkönig Witiges sich mit den Longobarden zu verbinden. Wie er aber den König jenes Volkes, Vacis, durch eigene Gesandte im Jahre 539 um Hülfe bitten ließ, erhielt er eine abschlägige Antwort, weil damals König und Volk der Longobarden mit den Byzantinern schon im festen Bunde, d. h. schon nach Pannonien gerufen, und dahin überzugehen im Begriffe waren [3]). Endlich setzet Prokopius selbst die Besitznahme Pannoniens durch die Longobarden in viel spätere Zeit, jedoch noch vor das Jahr 549; denn er läßt die, wider die Longobarden um das Jahr 547 in Byzanz Hülfe suchenden Gepiden den K. Justinian I. ausdrücklich daran erinnern, daß das Freundschaftsbündniß der Byzantiner mit den Longobarden erst vor kurzer Zeit geschlossen worden sey; und da die gepidischen Gesandten am Ende ihrer Rede auch anführen, daß der Kaiser den Longobarden ohnehin viele Städte und viel Land eingeräumt habe: — was soll daraus anders folgen, als daß auch

[1]) Procop. B. G. p 351: Καὶ τουτων δὲ τῶν ἐθνῶν Γότθοι-καθ' ἀρχὰς τόνδε τον πολέμου ἦρχον. Verglichen mit p. 420. Histor. Arcan. p. 54.

[2]) Procop. B. G. p. 542—543: Κυριοί τῆς Ἑσπερᾶς οἱ βάρβαροι διαῤῥήδην ἐγενοντο πασης. Auch sagt er in der Histor. Arcan. p. 54: Caeterum cum Romanorum copiae in Italia essent, *Gallicani* et *Venedici* agri magnam partem occupabant *Germani*.

[3]) Procop. B. G. 441: Οἱ δὲ, ἐπεὶ βασιλεῖ φίλον τε καὶ ξύμμαχον τον Οὐακιν ἔγνωσαν εἶναι ἄπρακτοι ἀνεχωρησαν.

dieſe Abtretungen erſt vor Kurzem während des gothiſchen Krieges geſchehen ſeyen *). — Aus all dieſem ergibt ſich nun mit völliger Gewißheit, daß das bisher feſtgehaltene chronologiſche Datum, die Longobarden ſeyen im Jahre 524 ſchon über die Donau nach Pannonien gezogen, falſch war; daß dieſe Wanderung erſt während des gothiſchen Krieges zwiſchen 536 und 543 geſchehen ſey, und daß bis dahin die oſtgothiſche Herrſchaft im noriſch-pannoniſchen Donaulimes ununterbrochen gewaltet habe. Nun kömmt es noch darauf an, die erſten Anſiedlungsquellen und die Ausbreitung der Longobarden in Pannonien näher zu beſtimmen. Die Quellenberichte laſſen uns aber hierin in völliger Ungewißheit: eine noriſche Stadt und pannoniſche Feſtungen (ὀχυρώματα), beyde ſehr wahrſcheinlich am Donauufer ſelbſt gelegen, iſt die einzige nähere Beſtimmung im Prokop. Die Lage des Rugenlandes und der früheren longobardiſchen Anſiedlungen oberhalb der Donau, der Gränzlinie zwiſchen Norikum und Oberpannonien gegenüber; der Plan der Byzantiner, das öſtliche, untere Pannonien ſelbſt anzugreifen und zu erobern, die Longobarden aber weiter weſtlich gegen die Gothen agiren zu laſſen; endlich daß die Longobarden erſt gegen das Jahr 549 mit den in und um Sirmium ſeßhaften Gepiden in blutigen Kampf gerathen ſind: — dieſe Umſtände begründen die Vermuthung, daß die erſte Feſtſetzung der Longobarden im oberen Pannonien Statt gehabt habe, und daß ſie ſich erſt zwiſchen den Jahren 543 bis 548 über das untere Pannonien bis gegen

*) Procop. B. G. 546—547: Καὶ μὲν καὶ τοῦτο λογίζεσθαι ὑμᾶς ἂν πρέπον, ὡς Λαγγοβάρδαι μὲν ἐξ ὑπηγύου Ρωμαίοις γεγενημένοι φίλοι. Vergleicht man die Erzählungsfolge des Prokop, p. 543—544 genau, ſo wird unſere Behauptung beſtätigt. Eben ſo auch, wenn man die Folge der Begebenheiten im Paul Warnefried ſchärfer kombinirt. Denn der Longobardenkönig Wacho hat ſeine Tochter Wiſegarda dem Theodebert I., wie er ſchon König der Franken war (*regi* Francorum) zur Ehe gegeben; was vor dem Jahre 534 nicht geſchehen ſeyn konnte. Nach Wacho beherrſchte erſt ſein Sohn Walteri die Longobarden durch ſieben Jahre; deſſen Nachfolger Audoin mit dem Longobardenvolke nach Pannonien übergezogen iſt. Dieß führt auf jeden Fall über das Jahr 540 herab. Paul. I. 21, 22. Paul Diakon gibt zwar L. II. 7 eine andere chronologiſche Beſtimmung an, einen Aufenthalt der Longobarden in Pannonien durch 42 Jahre, und ihren Uebergang nach Italien im J. 568. Allein im Widerſpruche mit allen ſeinen früheren Erzählungen vom Könige Toto und der longobardiſchen Fehde mit den Herulern bis auf den König Audoin und mit der Erzählungsfolge im Prokop — hat hierin Warnefried ſeinen eigenen Irrthum aufgedeckt.

Sirmium hin, auf welchem Wege sie mit so mancher in Pannonien sitzend gebliebenen Barbarenhorde kämpfen mußten, ausgebreitet hatten, und der Gepiden unmittelbare Nachbarn auch hier wieder geworden sind [1]). Bey ihrer letzten Wanderung nach Italien im Jahre 568 haben die Longobarden ihre pannonischen Wohnsitze den Avaren vertragsmäßig überlassen. Während ihres Aufenthaltes in Pannonien aber waren sie ganz vorzüglich mit Kämpfen gegen die dort zurückgebliebenen Barbarenhorden, und besonders mit der Vertilgungsfehde gegen die Gepiden, und so sehr beschäftigt, daß von einer besonderen Ausbreitung der Longobarden über das östliche Norikum, über das Land zwischen dem Kahlenberge und der Enns auch nicht eine einzige Anzeige vorgebracht werden kann.

Es sind noch die Geschicke Rhätiens und des westlichen Norikums während dieser dunkeln Periode aufzuhellen, in welcher die austrasischen Franken und Baioarier eine Hauptrolle spielen. Schon während der große Gothenkönig Dietrich von Rhegium bis Reginum an der Donau, von den celtischen Alpen und dem Lech bis nach Epirus und in das aurelianische Dazien gewaltig herrschte, hatten die austrasischen Franken es mehrmals (J. 491 und 496), wiewohl vergeblich, versucht, ihre Herrschaft im germanischen Vaterlande über Thüringen, Alemannien, Rhätien und weiter nach Osten fort auszudehnen und zu befestigen [2]). Nach dem Tode jenes großen Königs, und vorzüglich während des gothisch-byzantinischen Krieges in Italien, ersahen sie Raum und die günstigste Gelegenheit zur Ausführung ihrer lange schon gehegten Pläne. Während nun Gothen und Byzantiner alle ihre Streitkräfte in Italien zusammengezogen, auf dieses Land allein nur ihre Blicke gerichtet hatten, und beyde um die Gunst und Hülfe der Franken buhlten: unterjochte K. Theoderich I. schon im Jahre 528 Thüringen [3]); und wie zu gleicher Zeit, eben um die Austrasier für sich zu gewinnen, die Gothen aus allen Ländern des Oberrheins und der Donau sich zurückgezogen hatten, und Alemannien und Baioarien am Lech und am Inn herrenlos geworden waren, machte sich Theoderich I. gleichfalls daran, auch diese Länder seinem Zepter zu unterwerfen; und was er bis zu seinem Tode (J. 534) nicht zu vollenden vermochte, führte desto schneller und glücklicher sein Sohn und Nachfolger Theodebert I. aus [4]). Schon König Theoderich I.

[1]) Procop. B. G. 351, 543, 544.
[2]) Gregor. Turon. Hist. Franc. II. 27. Agathias B. G. I. p. 12. Procop. p 12. Chron. Moissac. Ann. 496.
[3]) Procop. B. G. p. 344.
[4]) Procop. B. G. p. 542, 634 — 653: Την γαρ ἀσχολίαν μαχομενων

versammelte die Großen und alle gesetzgelehrten Männer seines Reiches zu Chalons an der Marne, und ließ zur Wohlfahrt und festeren Beherrschung aller von ihm unterjochten Völker alle alten und guten Gewohnheiten derselben sammeln, alle Ueberreste heidnischen Gräuels ausmärzen, manchen ändern und berichtigen, und so schriftliche Gesetze — auch für die Baioarier und für alle übrigen Vorländer des austrasischen Reiches dießseits des Rheines aufrichten. Also versichert der Prolog am Eingange zur allgemeinen Sammlung der fränkischen Gesetze, dessen Aechtheit nicht bezweifelt werden kann [1]). Wie weit über Rhätien und Norikum herein damals schon (J. 527 bis 534) Theoderich I. seine Eroberungen ausgedehnt habe, kann nicht genau brstimmt werden; weil es nicht möglich ist, die damaligen Wohnsitze der Baioarier mit geographischer Genauigkeit zu bestimmen. Einiges Licht verbreitet sich indessen darüber aus den früheren Vorfällen: daß die Alemannen schon zwischen den Jahren 452 und 490 bis an die Enns im Ufernorikum und bis tief über die mittelnorische Stadt Tiburnia erobernd vorgedrungen waren [2]); daß der ostgothische König Dietrich schon den Alemannen bedeutende Landtheile in Rhätien abgetreten hatte; und will man auf die in der fränkischen Gesetzsammlung allein genannten Bajoarii den Begriff Bajoarieus und der Bajoarier aus dem späteren Warnefried übertragen: Noricorum Provincia, quam Bajoariorum populus inhabitat, habet ab oriente Pannoniam, ab occidente Suaviam (Alemannorum patriam) etc.: so ist die erwünschte historische und geographische Klarheit erreicht? Und wirklich — schon gleich unter K. Theodebert I. treten die Ostgrenzen dieser fränkisch-austrasischen Eroberungen deutlich genug hervor. Für die ausgedehntesten Eroberungen durch Theodebert I. sprechen im Allgemeinen ganz entschieden Agathias und Prokopius. Der erstere versichert die Unterjochung der Alemannen und aller benachbarten Völker durch Theoderich I. und Theodebert I. [3]). Das oben Gesagte

---

οἰκείαν οἱ Φραγγοι ευχαιρίαν πεποιημένοι τοις εκεινων περιμαχήτοις αὐτοί ακινδύνως ἐπλοῦτουν. Agathias. B. G. p. 382 — 383 apud Murator. Script. Ital. T. I.

[1]) Nach Bouquet's Ausgabe, T. IV. 123.

[2]) Muchar, röm. Norikum, II. Thl.

[3]) Agathias ibid. Theoderico Gothorum rege mortuo Gothi, Francorum captantes gratiam, tum etiam Alemannis abstinuerunt. Hunc in modum a Gothis desertam gentem Alemannorum sibi subdidit Theodebertus I., eoque mortuo (J. 547) ad filium ejus cum caeteris populis hi quoque pervenerunt. — Παραλαβων δε τὴν πατρώαν ἀρχὴν ὁ Θευιδβερτος εοῦς τεΑλαμάννους κατεστρεψατο καὶ τα ἄλλα προσοικα ἐθνη.

hier zu Hülfe genommen, erhellet klar genug, wer die benachbarten Völker hier gewesen seyen, und was der vielumfassende Ausdruck: τα προσοικα ἐθνῆ, sagen wolle? Nun versichert uns der gleichzeitige Prokopius bey verschiedenen Gelegenheiten und mehrere Male, daß die germanischen Franken im Laufe des gothisch-italischen Krieges nicht nur Gallien, sondern auch an den celtischen Alpen hin und bis über das venetianische Gebiet alles Land erobert, vom letzteren Lande nördlich alles Gebiet; nur einige Städte am Meeresufer ausgenommen, und in einem Vertrage mit den Gothen festgesetzt hatten, alle diese Eroberungen im ungestörten Besitze zu behalten [1]). In dieser Versicherung also, daß die Franken (J. 534—547) fast das ganze, damals noch Friaul und Istrien in sich begreifende Venetianergebiet eingenommen hatte, haben wir den Zeitpunkt ihrer Eroberungen in Südosten. Natürlich konnten diese kriegerischen Eroberungszüge der Franken nur durch Rhätien und Norikum herab, wo sie sich also feste und sichere Bahn gemacht haben mußten, ausgeführt worden seyn, wie wirklich auch mehrere spätere Ereignisse klar genug andeuten [2]). Während der ganzen nachfolgenden Dauer des Krieges zwischen Gothen und Byzantinern in Italien hatten die Franken im Venetianergebiete, natürlich in den Alpenpässen der karnischen Gebirge und bis ans Meer herab, eigene Heerführer und Besatzungen aufgestellt, welche einem unter Narses Anführung anherdringenden byzantinischen Heere den Eingang in Italien aus dem Grunde verweigerten, weil Narses auch Longobarden, die Todfeinde der Franken, welche K. Audoin als Hülfstruppen vertragsmäßig den Byzantinern zugesendet hatte, bey sich im Heere führte [3]). Franken und Longobarden mußten also früher schon irgendwo feindlich auf einander gestoßen seyn; — was ebenfalls nur bey dem ero-

[1]) Procop. B. G. 634 — 635. Histor. Arcon. p. 54: Γαλλίαν μὲν οὖν, καὶ Βενετιῶν γῆν τὴν πολλὴν Γερμανοὶ ἔσχον. — Καὶ Βενετιῶν τὰ πολλά. — Etenim. Franci arrepta belli, quo Romani Gothique erant impliciti, opportunitate, sine discrimine ditionem suam in locis auxerunt, de quibus illi pugnabant. Venetorum pauca oppida Gothis supererant: nam Romani maritima, Franci caetera occuparunt: τὰ δὲ ἄλλα ὑποχείρια σφισὶν ἅπαντα πεποιεῦτο φράγγοι.

[2]) Landulph. Sag. apud Murator., T. I. p. 179. Venant. Fortun. Bibl. S. Fatr. T. X. p. 591. Paul Diac. III. 9, 29; V. 36.

[3]) Procop. B. G. 642, 658. Cum proxima aquum venisset Venetum (Narsos) misso nuntio ad Francorum Duces, qui loca illa tenebant praesidiis (οἱ των ἐκεινη φυλακτηρίων ἦρχον). — Praetextum hunc parum speciosum confingunt, quod secum Narses Longobardos duceret, τους σφισὶ πολεμιωτατους.

bernden Vordringen der Austrasier über Rhätien und Norikum bis an die Wohnsitze der Longobarden in Pannonien konnte geschehen seyn. In der Zeit vor Christi Geburt, Jahr 50 bis 44 ungefähr, haben die Gothen nach völliger Vertilgung der norisch-pannonischen Taurisker und Bojer die Landtheile derselben unterhalb der Donau weit gegen Westen hin verheerend durchzogen, und fast zur menschenleeren Wüsteney, zu der von den Alten sogenannten großen Bojerwüste, gemacht. Nun versichert der Erzähler dieses Ereignisses, Jornandes, daß die Franken zu seiner Zeit (J. 560) jene von den Gothen verwüsteten Länder in ihrem Besitze gehabt hätten [1]). In seinem altceltischen Norikum hat nun Muchar aus der Zusammenstellung aller Aussagen der Alten, Strabo's vorzüglich, über die Bojer, Taurisker und die Bojerwüste erwiesen, daß Jornandes keine anderen Länder, als die rhätisch-norischen vom Bodensee bis an Pannoniens Westgrenzen, in seiner Angabe verstehe [2]). Auch in den Angaben des Prokopius findet diese Auslegung ihre kräftigste Bestätigung [3]). Dadurch wird nun vieles bisher Bezweifelte gewiß, und so manche historische Dunkelheit klar. Gewiß ist, daß unter den Königen Theoderich I. und Theodebert I. (Jahr 526 bis 547) das fränkisch-austrasische Reich bis über Norikum, bis hart an Pannoniens Westgrenzen ausgebreitet worden sey, und sich von der norisch-pannonischen Donau bis über die südlichen Alpen und das Venetianergebiet erstreckt habe; und daß, wenn doch auch, nach Andeutung im Prokopius, vom östlichen Norikum einen Landstrich mit einer noch bestehenden größeren Stadt die Longobarden besetzt gehabt hatten? — sie durch die siegreich nach Osten immer weiter vordringenden Franken daraus vertrieben, und tiefer nach Pannonien hinabgedrängt worden sind.

Begreiflich wird jetzt die Andeutung des K. Theodebert I. über die weit ausgedehnten östlichen Grenzen des austrasischen Reiches bis hart an Pannonien hin und im Venetianischen bis ans adriatische Meer hinab in seinem Briefe an K. Justinian I. [4]); klar werden nun die weitaussehenden Pläne dieses

---

[1]) Jornand. de Reb. Get. 11.

[2]) Celtisches Norikum, §. 41 — 47.

[3]) Procop. B. G. 351: Σισκιοι τε και Σουαβοι, ουχ οι Φραγγων κατηκοοι, αλλα παρα τουτοι ετεροι. — Muchar, röm. Nor. I. Thl. p. 10 — 11.

[4]) Id, quod dignamini esse solliciti, in quibus provinciis habitemus, aut quae gentes nostrae sint, Deo adjutore, ditioni subjectae, Dei nostri misericordia felicitas subactis Thurin-

unternehmenden Königs, der an nichts weniger dachte, als an die Eroberung des ganzen römischen Ostreiches und Konstantinopels, zu diesem Zwecke in einen großen Bund vereinigen wollte alle germanischen, am linken Donauufer damals seßhaften Völker, und an Longobarden und Gepiden wirklich schon einen Aufruf, sich an ihn und an seine Pläne anzuschließen, hatte ergehen lassen. Die inhaltschwere und wichtige Nachricht des Agathias hierüber muß hier im Texte ihre geeignete Stelle einnehmen: Theudebertus accepto paterno regno et alemannos et alias finitimas gentes subegit. Erat enim summopere audax et turbulentus et periculorum praeter modum amans. Cumque itaque Romanis adversus Totilam Gothorum ducem bellum esset ortum, Theodebertus hoc animo agitabat, summaque diligentia procurabat, ut interea dum in Italia Narses pariter et exercitus laborarent occupatique essent, ipse fortissimis validissimisque copiis coactis in Thraciae regionem penetraret (*αὐτὸς πλήθῃ ἀγείρας ἄλκιμα τε καὶ ἰσχυρότατα ἐς τὰ ἐπὶ Θράκης ἀφικέσθαι χωρία*) eaque tota subjecta (*ἅπαντα τε τὰ τῇδε καταστρεφόμενος*) Byzantium regiam urbem bellum transferret. Hoc vero consilium suum adeo graviter re ipsa tantoque apparatu est prosequutus (*οὕτω δὲ ἐνεργὲς τὸ βούλευμα ἐποιεῖτο, καὶ την παρασκενὴν εμβριθεστάτην*), ut etiam ad Gepidos et Longobardos aliasque nonnullas finitimas gentes legationem instituerit, ut et hi in societatem belli venirent Neque enim tolerandum esse censebat, quod Imperator Justinianus in edictis imperatoriis Francici, et Alemannici et Gepedici et Longobardici aliosque hujuscemodi titulos sibi vindicaret, perinde ac si omnes hasce gentes subjugasset. Quocirca et ipse graviter hanc injuriam ferebat, et alios ut communi secum injuria contumeliaque affectos ad indignationis societatem sollicitabat. Ego vero ita statuo, si hanc ille expeditionem suscepisset, audaciam ei suam nulli bono futuram fuisse; sed sive in Thraciam, sive in Illyrios venisset, in praesidiarias iis in locis Romanorum legiones incidisset turpiterque periisset.

---

gis et eorum provinciis acquisitis, extinctis eorum tunc regibus, Nonsavorum (wahrscheinlich Nordgavorum oder Noricorum) gentis nobis placata majestas colla subdidit, Deoque propitio Wisigothis, qui incolebant Franciae septentrionalem plagam, Pannoniam cum Saxonibus Eueiis, qui se nobis voluntate propria tradiderunt, per Danubium et limitem Pannoniae, usque in oceani litoribus, protegente Deo, nostra dominatio porrigitur. Epist. Theodeb. I. ad Justin. I. apud Du Chesne. T. I. p. 862 — 863, apud Bouquet IV. 59.

Sed hoc ipsum, quod ejusmodi consilium animo concepisset et vellet et optaret, omnemque, quod ad se attinet, lapidem movisset, evidentissimo argumento esse potest, *qualis ille vir* quamque ferox et arrogans fuerit [1]). — Wahrlich! ohne im Norikum, ja auch im weſtlichen Pannonien, lange ſchon feſten Fuß gefaßt zu haben, konnte Theodebert I. nie einen ſo ausgedehnten Plan gegen alle weiter öſtlich gelegenen byzantiniſchen Provinzen entwerfen. Daß ſich aber die auſtraſiſchen Könige den Beſitz aller dieſer mit den Waffen eroberten Länder unterhalb der Donau auch noch durch einen anderen legitimen Titel, durch die ausdrücklich erklärte Zuſtimmung des byzantiniſchen Imperators ſichern ließen, — erhellt beſtimmt aus den Nachrichten des Prokopius, ſo wie gar leicht begreiflich iſt die Einwilligung des K. Juſtinian I., daß jene altrömiſchen Länder, welche er wieder zu erobern niemals mehr im Stande ſeyn konnte, im fränkiſch-auſtraſiſchen Beſitz verbleiben ſollten; weil auch dieſer Imperator durch alle Mittel ſich die Hülfe und den Beyſtand der Franken wider die Gothen zu verſichern getrachtet hat [2]).

Aus dieſer Darſtellung ergibt ſich nun Folgendes: Während der oſtrogothiſchen Herrſchaft in Italien war die altrömiſche Provinzenabtheilung und Benennung, Rhätien, Norikum, Oberpannonien, Suevien, Unterpannonien, unverändert geblieben; nur im Lande jenſeits der Donau, Norikum und Pannonien gegenüber, waren Longobarden und Gepiden größtentheils ſeßhaft geworden. Umfang und Namen behielt das alte große Pannonien bis über den Anfang des achten Jahrhunderts; während ſich bis gegen das Ende des ſechsten Jahrhunderts die Benennung Rhaetia prima et secunda verliert, und Norikum nach Weſten zu bis an den Lech oder an die Grenzen des alemanniſchen Suaviens ausgedehnt werden. Erſt nach dem Beginne des achten Jahrhunderts ſcheinen Pannoniens Weſtgrenzen, jedoch im alten

---

[1]) Agathias B. G. p. 382. Auf dieſe weit ausgedehnten Eroberungen der auſtraſiſchen Franken beziehen ſich auch die zerſtreuten Angaben in den Lebensbeſchreibungen der Heiligen Maximi, Juniani, Galli, Columbani, Projecti, Wandregiſili bey Mabillon Act. S. Ord. S. Bened. T. I. 229, 231, 241—242, 25—28, 309, 536, 582, 640. In Epist. Reg. Sigeberti ad Desiderium Papam. T. I. 884 apud Du Chesne. Aimoin. L. III. 83, 85.

[2]) Procop. B. G. p. 542—543. Nec vero Franci Galliarum possessionem sibi certam ac stabilem fore putabant, nisi illam Imperator suis literis comprobasset (μὴ τοῦ αὐτοκράτορος τὸ ἔργον ἐπισφραγίσαντος τοῦτό γε).

Mittelnorikum nur vom Kahlenberge bis an den Ennsfluß, vorgerückt worden zu seyn. In dieser Ausdehnung nun zwischen den norischen, julischen und karnischen Alpen, zwischen dem Kahlenberge, der Donau und dem Lech behauptete sich die fränkisch-austrasische Oberherrschaft unangefochten weit über den Abzug der Longobarden nach Italien im Jahre 568. Ungefähr seit dem Jahre 536 gehörte also das österreichische Land zwischen der Enns und dem Kahlenberge zu den Vorländern (avant-terres) von Austrasien, und wurde von den königlich fränkischen Heerfürsten und Landesvögten, den agilolfingischen Baierherzogen, verwaltet. Zu Folge ihrer eigenthümlichen Regierungspolitik setzten die Franken in alle eroberten Länder neue Staatsbeamte ein. Nach Baioarien und in die anderen dortigen Vorländer kamen, gleich nach dessen Einverleibung mit dem austrasischen Staatskörper, eigene Herzoge aus dem sehr vornehmen, zum königlichen Hause nahe verwandten Edelgeschlechte der Agilolfinger; und Garibald I., Sohn oder Enkel des ersten Agilolfingers, wird um das Jahr 550 als der erste Boioarierherzog bekannt. Vom Lech bis an das cetische Gebirge hin, von der Donau bis an die baioarischen Landesmarken zwischen Botzen und Trient in Tyrol und an die julischen und karnischen Alpen hinab herrschte Garibald I. über das rhätisch-norische Land unter der Oberherrlichkeit, und als mächtigster Reichsbeamter der austrasischen Könige, Theodebert I., Theodebald I., Chlotar I., Sigebert I. und Childebert II., der Garibalds Streben nach königlicher Unabhängigkeit vereitelt, seinen Abfall und die Verbindung mit den Longobarden durch Entsetzung bestraft hat *). Bis dahin verwaltete Garibald I. unangefochten durch mehr denn vierzig Jahre die rhätisch-norischen Länder: auch von den Longobarden in Pannonien nicht beunruhigt, theils wegen der langwierigen und blutigen Fehde derselben mit den Gepiden, theils wegen der Blutsverwandtschaft der beyden Fürstenhäuser; denn Garibald I. hatte von dem Könige Theodebald I. die Waldrada, eine Tochter des longobardischen Königs Wacho, zur Ehe erhalten, und mit ihr die Söhne Grimoald und Gundoald und die Tochter

*) Gregor von Tours, Fredgar, die Acta Dagoberti I., Paul Warnefried, die ältesten fränkischen Annalen, vorzüglich die Annales Metens. Ann. 688 u. 691 und die Leges Bajuvariorum in zahlreichen Belegen p. 255, 256, 260, 261, 264, 265, 268, 269, 272 — sind die unwiderleglichsten Bürgen für das strengste Verhältniß der Abhängigkeit der baioarischen Agilolfinger von den fränkisch-austrasischen Königen. — Theod. Gemeiner Geschichte der altbaierischen Länder, p. 8 — 18.

Theodelinde erzeugt [1]). Vom K. Childebert II. eingesetzt, folgte auf Garibald I. dessen naher Anverwandter Tassilo I., auf dessen Sohn, Garibald II., später die baioarische Herzogenwürde über alle Vorländer vom Lech bis an den Kahlenberg übergegangen ist [2]).— Im letzten Jahrzehend begannen die Einfälle der slovenischen Nachbarn in das Frankenreich, und zwar weit herauf durch das mittelnorische Drauthal, wo ihnen Herzog Garibald um das Jahr 604 entgegen gezogen, aber bey Agunt am Ursprunge der Drau anfänglich geschlagen worden war, schnell darauf aber sie von den baioarischen Landesgrenzen abgetrieben hatte. Schon bey diesen Raubzügen sind die mittelnorischen celtisch-römischen Städte Aguntum, Lontium und die Bischofstadt Teurnia oder Tiburnia im Drauthale von den Slaven zerstört worden [3]). Dieses weite Vordringen der Slovenen ward durch die Wanderung der Longobarden aus Pannonien nach Italien vorbereitet. In dem Versuche einer Geschichte der slavischen Völkerschaften an der Donau suchte Muchar zu zeigen, daß vor der Vereinigung der Hunnavaren mit den Slaven, und bis zum Abzuge der Longobarden nach Italien im Jahre 568, beyde diese Barbaren Pannonien nirgend berührt haben, viel weniger, daß sie weiter westwärts vorgedrungen wären. Länger schon durch selbstständige Kraft und Unternehmungen berühmt, waren die Slovenen an der unteren Donau seit dem Jahre 559 mit den Avaren in Kampf gerathen, und bis zum Jahre 580 gänzlich unter das Joch der avarischen Chane gebeugt worden. Nach wiederholten Einfällen im byzantinischen Reiche an der untersten Donau hatten die Avaren seit dem Jahre 561 vorzüglich über die oberhalb des Isters gelegenen Länder sich ergossen, und durch Polen, Schlesien und Böheim bis Thüringen und über die fränkisch-austrasischen Reichsgrenzen weite Raubzüge gewagt, und sich dort einige schon seßhafte Stämme der Wenden und Sorben zinsbar gemacht. Von dort wieder zurück folgten sie dem Hülferuf der Longobarden wider die Gepiden im trajanischen Dazien, deren Könige, Alboin und Chunnimund, sich eben (J. 566) zur blutigen Fehde rüsteten. Durch Longobarden und Hunnavaren wurde nun das ganze Stammvolk der Gepiden vertilgt, und die Avaren nahmen, als den schon vorher bestimmten Lohn, das Land der Gepiden zwischen der Theiß, Donau und den Karpathen als neuen Wohnsitz

---

[1]) Paul Diacon I. 21; III. 10, 20, 29. Fredgar cap. 34.

[2]) Gemeiner ibid. p. 18—20.

[3]) Paul Diac. IV. 41. Collect. concil. T. VI. p. 1325—1328. Tiburnia bestand noch um das Jahr 591.

ein, der es auch bis auf K. Karl d. Gr. geblieben ist. Im Jahre 568 verließen zwar die Longobarden ihre Ansiedlungen in Pannonien, und ließen dies Land selbst vertragsmäßig den Avaren über [1]). Dem ungeachtet aber blieb der Avaren Hauptsitz und Kern im alten Dazien und im großen Ringe an der Theiß: alle Einfälle in das byzantinische Reich über die Donau her geschahen immer von dort her; erst um das Jahr 582 bey der Belagerung und Eroberung Sirmiums erscheinen sie als gewaltigere Herren im unteren und im oberen Pannonien, und seit dieser Zeit erst scheinen sie die unmittelbaren Nachbarn der austrasischen Franken im Norikum am cetischen Gebirge hin geworden zu seyn.

Die Hauptabsicht der Avaren war die gänzliche Zertrümmerung des byzantinischen Reiches; daher ihre wüthenden Einfälle in Thrazien und Mösien von 582 bis 586, und die Bemühungen des byzantinischen Hofes, die Austrasier zu Angriffen auf die Avaren von Westen her zu bewegen. Im Jahre 591 hatten sich die Avaren mit den Byzantinern gesühnt; worauf alsogleich zwischen ihnen und den Longobarden jenseits der julisch-karnischen Alpen die Fehde begann, aber um die Zeit von 593 bis 595 wieder geendigt war. In allen diesen Heerzügen gebrauchten die avarischen Chane zahlreiche Heere der ihnen unterworfenen Slovenen, welche sie aus dem unerschöpflichen Mutterlande jenseits der Donau aushoben, mit welchen sie auch die südlichen Landstrecken des oberen Pannoniens an den Alpen hin zu besetzen begannen, und von wo aus sie raubziehende Heerhaufen bis tief hinauf in das austrasische Mittelnorikum und in die dalmatischen Länder seit dem Jahre 600 bis 612 hintrieben, — seit welcher Zeit dann die Winden nimmer aus der Geschichte Inneröstereichs verschwinden, und in der Hälfte des siebenten Jahrhunderts als fest ansäßige Bewohner des südwestlichen Oberpannoniens, und später auch des Mittelnorikums bis fast an den Ursprung der Drave (Carantanum. Sclavinia. Sclavorum patria) erscheinen [2]). Im Jahre 596 ungefähr schloß der Avarenchan

---

[1]) Tunc Alboin sedes proprias, hoc est, Pannoniam, amicis suis, flammis contribuit, eo scilicet ordine, ut si quo tempore Longobardis *necesse esset reverti sua rursus arva repeterent.* Paul Diac. II. 7.

[2]) Steyermärkische Zeitschrift, IX. Heft, p. 135 — 156. Die Schlachten zwischen den avarischen Slovenen und den Bajoariern, J. 595 — 596, sind keineswegs an den Grenzen zwischen Norikum und Pannonien, sondern an den Grenzen zwischen Bojoarien und Böheim vorgefallen? Paul Diac. IV. 4. Iis diebus Tassilo a Childeberto rege Francorum apud Baioariam rex est ordina-

mit Franken und Longobarden allgemeinen Frieden, welcher von den Avaren ununterbrochen gehalten, von den raubziehenden pannonischen und mittelnorischen Slaven ein einziges Mal im Jahre 609 ungefähr ist gestört worden *). Daß das altrömische, und nach späteren Bestimmungen bis an den Lech ausgedehnte Norikum von 534 bis 600 austrasisches Vorland gewesen sey, ist erwiesen. Die Grenzen der Bajoarier setzt Paul Diacon um das Jahr 609 in die Gegenden von Aguntum im tyrolischen Drauthale. Daß die Termini Bajoariorum nicht zugleich immer die Termini Francorum gewesen sind, haben wir oben dargethan.

Welche Rückwirkung diese slovenischen Raubzüge im Mittelnorikum und die beginnenden Ansiedlungen der Slaven an den julisch-karnischen Alpen auf die austrasische Macht im norischen Vorlande damals gehabt haben: vermag niemand mehr aus irgend einer gediegenen Quelle klar zu machen; eben so wenig, als es aus irgend einem lateinischen oder byzantinischen Dokumente erwiesen werden kann, daß die Austrasier vor dem Ende des siebenten Jahrhunderts schon vor den Avaren gewichen wären, und die Grenze ihres norischen Vorlandes vom Kahlenberge bis an die Enns zurückgezogen hätten. Bey allen in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts unternommenen Raubzügen sagen alle Geschichtsquellen immer nur, daß die Avaren entweder aus ihrem unveränderten Hauptsitze an der Theiß oder aus Pannonien ausgezogen und dahin wieder zurückgekehrt seyen. Daß aber die Grenzen des altrömischen Pannoniens damals schon, wie um die Mitte des achten Jahrhunderts, über das cetische Gebirge und bis an den Ennsfluß herauf ausgedehnt worden, ist gleichfalls unerweislich, wenn man es nicht mit viel späteren Belegen erörtern will. Daß die Avaren vor dem Ende des siebenten und dem Anfange des achten Jahrhunderts Einfälle in das Land unter der Enns oder gar über die Enns in das eigentliche Baiernland gethan, daß die Avaren, mit Slavenen verbunden, seit dem Jahre 609 je wieder Mittelnorikum von Pannonien aus besonders bedrängt, oder Einfälle über die Terminos Bajoariorum im oberen Drauthale gewagt hätten — dafür spricht keine einzige hinlänglich

tus. Qui mox cum exercitu in Slavorum Provinciam introiens, patrata victoria ad solum proprium cum maxima praeda remeavit. Damals konnte wohl Böheim, keineswegs aber das Land zwischen der Enns und dem Kahlenberge, oder Mittelnorikum, Sclavorum Provincia genannt werden. Paul. IV. 11, 13, 14, 25.

*) Paul Diac. IV. cap. 41.

beglaubigte Nachricht. Zu gewaltig, den Slovenen und Avaren zu furchtbar (circa limitem Avarorum et Sclavorum) herrschte König Dagobert I. (J. 622 bis 638) über alle Völker seiner Vorländer an den slovenischen und avarischen Grenzen in Pannonien und in Böheim, unter- und oberhalb der Donau (und zu siegreich war, wenigstens anfänglich, J. 638—656, K. Siegebert III.), als daß es jene Barbaren ungestraft hätten wagen dürfen, die fränkischen Waffen aufzuregen, so daß sie sich vielmehr vor seiner Macht freywillig beugten und ihn fürchteten; daß Dagobert I. gleich Theodebert I. weit aussehende Pläne auf die Eroberung Pannoniens und aller von Avaren und Slovenen bis an die Grenzen des byzantinischen Kaiserreiches bewohnten Länder, mit Anforderung und mit Zustimmung seiner eigenen, in den östlichen Vorländern seßhaften Völker hegen konnte; ja daß selbst von den Avaren verfolgte und aus Pannonien vertriebene Völker in Dagobert's austrasischen Vorländern Schutz suchten und fanden [1]). Die bisher fast allgemein vertheidigte Behauptung, daß sich des berüchtigten Samos karantanisches Slavenreich von den julisch-karnischen Alpen bis nach Thüringen hin erstreckt, und also auch das Mittelnorikum und das österreichische Land zwischen der Enns und dem Kahlenberge in sich eingeschlossen habe (627—662), müssen wir in das Reich falscher Nachrichten, irriger Kombinationen und Auslegungen, ins Reich historischer Fabeln verweisen. Daß damals auch die Slovenen im südlichen Mittelnorikum und im südwestlichen Oberpannonien wider die Franken von Samo aufgeregt worden seyn mögen, ist ziemlich wahrscheinlich; sie erlagen aber in Karantanien dem Könige Dagobert I. bald wieder; und als sie später, nach dem Jahre 720, mit Hülfe der Avaren sich nochmals gegen die Austrasier erhoben, wurden sie zum zweyten Male besiegt, und aus dem fränkischen Joche nicht mehr gelassen. Erst zwischen den Jahren 680 und 740 läßt theils die Versicherung von großen Verheerungen im Lande unter der Enns auf mehrere zwischen den austrasischen Franken unter Anführung der Bajoarierherzoge und der Avaren früher dort vorgefallene Schlachten schließen [2]); theils ist die Uebersetzung des

[1]) Fredgar. cap. 68—72 (cap. 58).

[2]) Der Biograph St. Emmerans sagt nämlich: Eo tempore inter Hunnorum et gentem Bajuvariorum orta est discordia, ita ut vastantium manibus circa Anisum interjacentem depopulatae urbes pene desertae esse videbantur. Von wem sollten diese Städte, diese Landtheile verwüstet worden seyn? Doch nicht von den Austrasiern, die sie zuerst im Besitz gehabt hatten? Also von den Avaren — welche damals erst aus Pannonien her hier vorzudringen und sich festzusetzen strebten.

bischöflichen Sitzes von der Stadt Lorch am linken Ennsufer nach Paßau im Jahre 736, als nothwendige Folge vor den jetzt erst recht ernstlich aus Pannonien über das Ufernorikum unter der Enns heranströmenden Hunnavaren, die bisher einzige ganz probehältige Nachricht und der gewisse Beweis, daß damals das Land unter der Enns von den Franken verlassen, und die Grenze ihres norischen Vaterlandes dort von dem Kahlenberge bis an die Enns zurückgezogen, dort aber durch die Thatkraft des mächtigen Hausmeiers Pippin unter den Königen Theoderich III. und Chlodewich III. unverrückt festgestellt und behauptet worden sey. Das Land Oesterreich unter der Enns ist demnach ungefähr vom Jahre 534 bis 680 als Vorland des austrasischen Reiches ununterbrochen unter fränkischer Oberherrschaft gestanden; und seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts führten die agilolfingischen Bayerherzoge, Garibald I. J. 550—596, Tassilo I. J. 596—612, Garibald II. J. 613—649, Theodo I. J. 649—680, Theodo II. J. 680—717 u. s. w. die unmittelbare Verwaltung und Beschützung dieses Landes. Begreiflich wird es hiedurch, wie daher in dem weiten austrasischen Vorlande zwischen der Donau, dem Kahlenberge und den südlichen Alpen immer nur die Bajoarier, Bajuvarier, Bojer (Noricum provinciam, quam Bajoariorum populus inhabitat) genannt werden: in den gleichzeitigen Lebensbeschreibungen der Heiligen Agilus, Eustachius, Columban, Gallus, Salaberga (J. 600—630); daher erscheinen in dem fränkischen Gesetzkodex unter den östlichen Völkern des austrasischen Frankenreiches in der Zeitepoche von 534 bis 638, von K. Theoderich I. bis Dagobert I., nur allein die Bajuvarii und ihre Gesetze [1]), daher werden unter den östlichen Völkern des Frankenreiches bis auf Karl den Großen in den fränkischen Jahrbüchern von Metz J. 688 und 691, in der Biographie des h. Corbinians, in der fortgesetzten Chronik Fredgars 725, in den Briefen des Papstes Gregor III. an den h. Bonifazius 731 u. s. w. immer nur gelesen die Alemanni, Baiouarii, Baioarii, Bajoarii, nur Bajoaria, fines Bajoarienses, Norica, und die gentes Noricae [2]);

[1]) Im Prologe: De Legum inventoribus, heißt es: Theodoricus rex jussit conscribere — legem Francorum, Alemannorum et *Bajovariorum* et unicuique genti, quae in ejus potestate erat, secundum consuetudinem suam.

[2]) Annal. Montess. ann. 688, 691. Vit. S. Corbin. in act. Sanct. Bollaud. III. Sept. p. 385. — Anastas. Biblioth. in Vit. S. Gurg. II. ad ann. 716. Continuat. Fredgar. ann. 725. Vit. S. Bonifac. ap. Canis. T. II. P. I. p. 242—243; III. P. I. 105, 352. Collect. Concil. T. VIII. 201.

daher umfasset in dem uralten Kodex des Klosters Wessobrunn die baioarische Provinz oder Peigirolant auch Ufer- und Mittelnorikum, durch die bestimmte Erklärung: Provincia Baioariorum, id est, Noricus ripensis super Danubium, sine Noricum Mediterraneum [1]); und daher ist auf die letzte Epoche der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts wohl, auf die Zeit des unsteten Besitzes, höchst wahrscheinlich zu beziehen die sehr alte geographische Angabe: Pannoniam ab oriente flumine Trino, ab occidente desertis, in quibus habitant *Boi* et *Carni*, a septentrione flumine Danubio, a meridie mari adriatico [2]).

Im Norikum und in Rhätien war das Christenthum im fünften Jahrhundert vollkommen ausgebreitet, fest gegründet, und mit allen christlichen Instituten in seiner Blüthe; im Ufernorikum an den erzbischöflichen Stuhl zu Laureakum, im Mittellande an den Bischoffitz zu Tiburnia im Drauthale gebunden. Der letztere Kirchensprengel und Hirtenstuhl bestand noch um das Jahr 600; und aus Lorch wichen die Bischöfe vor den wüthenden Avaren erst um das Jahr 736 nach Paßau zurück. Während der milden Herrschaft des ostgothischen Königs Dietrich sind die christlichen Einrichtungen im Lande unter der Enns nicht zerstört worden. Lehren und Institute des Evangeliums nahmen die rechtgläubigen Frankenkönige planmäßig und in Folge ihrer Staatspolitik in Rhätien und im Norikum in kräftigen Schutz, sie suchten dort überall durch ihre thätigen Agilolfinger die göttlichen Pflanzungen noch mehr zu verbreiten, höher und reiner emporzubringen, und — seit Jahrhunderten schon so tief gewurzelt, erstarb in den rhätisch-norischen Vorländern des austrasischen Reiches das Christenthum nie wieder [3]). — Diese ist nun die kritisch beglaubigte Geschichte des Landes Oesterreich unter der Enns bis an die pannonischen Grenzen am cetischen Gebirge in der allerdunkelsten Epoche vom Jahre 530 ungefähr bis 700. Auf dieses kritisch begründete Resultat mögen sich auch

---

[1]) Monum. Boic. VII. 373—377. Schellstrate Antiquit. Eccles. T. II. p. 641—642.

[2]) Monum. Boic. ibid. Schellstrate. ibid. p. 526.

[3]) Die Bestätigungsurkunde des paßauischen Kirchengutes unter K. Ludwig dem Frommen versichert, daß lange schon vor K. Karl dem Großen zahlreiche Gotteshäuser im Lande unter der Enns bestanden hatten; welche alle bey den stets sich vermehrenden Einfällen der Hunnavaren aus Pannonien über den Kahlenberg herauf in der zweyten Hälfte des achten Jahrhunderts zerstört worden sind, und daß eben dadurch die Rachewuth der Franken ist aufgereizt worden.

die weiteren historischen Arbeiten dieser kirchlichen Topographie sicher fußen. Gar viele Strecken Oesterreichs zwischen der Enns und dem Kahlenberge haben damals die agilolfingischen Herzoge theils als königlich austrasisches Fiskalgut, theils als freyes Eigen besessen; und die Sage, daß St. Pölten und die dortige Umgegend agilolfingisches Eigenthum gewesen sey, wird durch diese Erörterung fast zur historischen Gewißheit erhoben. Die eigentliche Besitznahme des Landes unter der Enns durch die Avaren begann von Pannonien aus erst gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts, oder noch wahrscheinlicher erst in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts, wobey die meisten Kirchen und christlichen Institutionen von diesen wüthenden Barbaren vertilgt worden sind, wie die bertinianischen Annalen, die Chronik Adons versichern, und die Flucht der Lorcher Bischöfe im Jahre 736 nach Paßau faktisch genug beweiset: propter nimiam malitiam et intollerabilem, quam fecerunt Avari — contra sanctam ecclesiam vel Christianum populum.

Wir kehren nun zum Inhalt des vorliegenden Bandes selbst wieder zurück, welcher die Geschicke St. Pöltens, das durch K. Karl den Großen ein Eigenthum des Hochstiftes Paßau geworden war, in den folgenden Jahrhunderten darstellt. Sehr erwünscht wäre gewesen, wenn der Hr. Verf. nicht nur die Spende von St. Pölten an das paßauische Hochstift, die Bestätigung unter K. Ludwig dem Frommen J. 823 und die Wiedereinsetzung Paßau's durch K. Otto II. J. 976 — 985, urkundlich, als Hauptgrundlage der ganzen Geschichte gegeben hätte; wenn auch gleich bey der Bemerkung, daß das heutige Grünz bey St. Pölten der Hauptort des ehemaligen Grunzwitengaues gewesen sey, dieses wichtigen Gaues Umgrenzung, Topographie und die Gaugrafenreihe, in so weit möglich, urkundengemäß dargestellt worden wären. Eine quellengetreue Aufklärung über die inneren Verhältnisse des Landes unter der Enns von den hungarischen Zerstörungszügen bis zur Einsetzung der babenbergischen Markgrafen J. 900 — 984 würde hier, als am geeignetsten Orte, vielfach gehegten Erwartungen entsprochen haben — Zu Ende des eilften Jahrhunderts (wir glauben doch wohl später — diese Jahrb. Anz. Bl. XL. Bd. p. 6, 29) verliert sich die alte Benennung Traisma, und der neue Name St. Hippolyt, St. Pölten behauptet sich für immer. Im Jahre 1058 noch Markt zu St. Pölten genannt, wird dieser Ort als eine Stadt erst um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts bezeichnet, und unter den Landesherrn Ottokar Przemisl und K. Rudolph I. 1230 und 1276 mit Mauern und Gräben zu einem befestigten Orte erhoben, und aus allen paßauischen Lehen

in Unteröſterreich dem Hochſtifte vorbehalten, Blut- und Hochgericht in dieſer Stadt zu üben; worauf dann auch viele andere Privilegien K. Friedrich IV., des Königs Mathias Korvinus, K. Max I. und Ferdinand I. auf Burgfrieden, Jahr- und Wochenmärkte, Brückenmauth, Wappen, Gerichtsgeld, Salzladungsſtätte u. ſ. w. folgten. Von nun an ward St. Pölten, wo ſich ſchon lange vor dem dreyzehnten Jahrhunderte zahlreiche Judenfamilien angeſiedelt hatten, für die Paßauer Biſchöfe die wichtigſte Stadt, der Zufluchtsort bey Verfolgungen und ſtreitigen Biſchofswahlen, der Ort zu kirchlichen Synoden, und der Edelſtein, den ſie oft in den Tagen der Noth auf Wiederlöſung verpfändeten, bis endlich St. Pölten zum Erſatz für die das Hochſtift treffenden Kriegskoſten den paßauiſchen Biſchöfen abgenommen, und von K. Max I. im J. 1491 an den Fiskus iſt gezogen worden. Die Nachrichten über die Feuersbrunſt im Jahre 1474, über den Handel mit böhmiſchen Tüchern um das Jahr 1481, über den in dieſen Gegenden ausgebreiteten Saffranbau, über die großen Geldſummen, welche die St. Pöltner ihrem Pfandherrn Paul Sixt Trautſohn zu Halberſtein und den Landesherren dargeboten hatten, — beweiſen hinlänglich die Wohlhabenheit und das bewegtere Leben, welches ehemals durch Märkte und durch jeglichen Erwerb der verſchiedenſten Handwerke und geſteigerter Induſtrie in dieſem Städtchen geweſen ſey. Nach dem Jahre 1629 wurden Herrſchaft und Stadt St. Pölten von einander getrennt; letztere blieb im kaiſerlichen Beſitze, erſtere kam in den Beſitz der Trautſohne, welchen ſie ſchon ſeit 1599 verpfändet war, wo ſie bis 1782 verblieb, und dann an die Fürſten Auerſperg übergegangen iſt. — Von p. 36—40 folgt eine gedrängte Beſchreibung der von viertauſend Menſchen bevölkerten Stadt St. Pölten ſelbſt, und die Reihe der älteſten Bürgermeiſter. Als geborne St. Pöltner haben ſich einen beſonderen Namen gemacht Hermann Huetzl, J. 1318 Bürgermeiſter; Hermann Syrfeger, 1337 Stadtrichter zu Wien; und der fleißige Forſcher vaterländiſcher Geſchichten, der Benediktiner zu Melk, Anſelm Schramb. P. 41—70 enthält die Geſchichte des religiöſen Zuſtandes der Stadt und des geſammten Dekanates St. Pölten, von der Gründung des Chriſtenthums im Ufernorikum bis zur Uebertragung des Biſchofſitzes von Neuſtadt nach St. Pölten im Jahre 1785. Die früheren Jahrhunderte betreffend, iſt dieſe Skizze zu unvollſtändig und in manchen Zügen falſch Die Gründung und der Zuſtand des Chriſtenthums im Norikum in den erſten fünf Jahrhunderten iſt in Muchar's zweytem Theile des röm. Norikums gründlich und erſchöpfend dargeſtellt. Eben ſo

inhaltreich über diesen Gegenstand sind die historischen Beyträge des gelehrten Chorherrn Kurz zu St. Florian. Ein gediegener Auszug aus diesen Arbeiten wäre hier ja am geeignetsten gewesen; und darf man wohl glauben, daß der Hr. Verf. diese schon längst erschienenen Werke nicht sollte gekannt haben? Als ein sehr tadelnswerther Mangel dieser unvollständigen Skizze erscheint es, auch nicht mit einem Worte des bischöflichen und erzbischöflichen Stuhles zu Lorch, dessen Kirchensprengel sich doch bis nach Pannonien erstreckt hatte, noch auch der anderen im Lande unter der Enns damals herrlich blühenden christlichen Institutionen zu gedenken. Das oben erwiesene historische Resultat stellt auch den Irrthum des Hrn. Verf., den er freylich mit so vielen anderen vaterländischen Forschern theilt, bloß, daß während eines zweyhundertjährigen avarischen Besitzes im Lande unter der Enns alle christlichen Pflanzungen vernichtet worden seyen. Bis gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts war das Land unter der Enns unter dem herzoglichen Ambachte der Agilolfinger fränkisch-austrasisches Vorland gewesen. Zu Lorch an der Enns saßen kirchliche Oberhirten bis zum Jahre 736, welche alsogleich nach der Vernichtung der Hunnavaren auf Norikum unter der Enns als auf ihr uraltes Diözesanland Anspruch machten. Sollten diese sich dieses Landtheiles durch zwey Jahrhunderte nicht angenommen haben? — Die Nachricht eines tegernseeischen Kodex des eilften Jahrhunderts, daß schon um die Mitte des achten Jahrhunderts zu St. Pölten ein Kloster von zwey baioarischen Grafen, den Stiftern von Tegernsee selbst, gegründet worden sey, zieht der Hr. Verf. p. 43 billig in Zweifel: weil gerade in jener Zeitepoche das Vordringen der Avaren gegen die Enns aus den gediegensten Quellen erwiesen ist. — Die Wiedererhebung St Pöltens nach den magyarischen Verwüstungen bindet der Hr. Verf. natürlich daran, daß die Paßauer Bischöfe, Pilgrim auf der Synode zu Mautern J. 991 vorzüglich, ihre uralten Besitzungen, geistlichen und weltlichen Rechte im Lande unter der Enns wieder angesprochen und verfochten hatten. Darum wird mit kritischer Vorsicht kein bestimmtes Jahr der Restauration festgesetzt, die Gründung des Klosters zu St. Pölten in die Zeit der Bischöfe Berengar und Engelbert, die Errichtung der Pfarre daselbst weit über Bischof Altmann hinaufgerückt, und die Einweihung der Pfarrkirche der h. Maria im Jahre 1133 nicht für die allererste gehalten. Erst unter Bischof Mangold 1213 ward die damals sehr ausgedehnte, zehn Filialkirchen oder Kapellen in sich schließende Pfarre St. Pölten dem dortigen Chorherrnstifte einverleibt. — Ein wichtiger Beytrag zur Sitten- und Kirchengeschichte Oester-

reichs sind die Kanonen der Synoden zu Wien 1264 und zu St. Pölten 1274, 1284, 1294, p. 52—59. Nachdrücklich wird überall und immer darauf gedrungen, die Geistlichen sollten ehelos leben, sich der Trunkenheit enthalten, und für die Unangreifbarkeit der geistlichen Güter wird sehr geeifert. Den Geistlichen wird unanständiges Bretspiel, Würfelspiel, Wucher im Allgemeinen und mit geistlichen Gütern, Besuch der Gasthäuser (ohne Noth und auf Reisen) verboten. Die Bischöfe dürfen nicht unbekannte fremde Geistliche für ihre Pfründen wählen, oder solche, die sich Beyschläferinnen halten, oder darum einen minder Geschickten, damit er nicht so viel als ein Geschickter verlange. Niemand darf getraut werden, dessen Wille, die Ehe einzugehen, nicht drey Sonntage vorher öffentlich in der Kirche bekannt gemacht worden ist, damit man die Hinderuisse erfahre. Die Kirchenvorsteher sollen die christlichen Ammen und Knechte, die bey den Juden dienen, anzeigen, da es den Juden schon öfters verboten worden, solche Dienstboten zu halten. Auch Christen, die den Juden Geld geben, um von ihnen Zinsen zu bekommen, müssen angegeben werden. Geschähe es, daß in Tagen der feindlichen Gefahr sich die Leute in die befestigten Kirchen und Friedhöfe flüchten, die eheliche Beywohnung oder verbotene Liebe dort pflegen, so sind diese Orte, wenn es bekannt wird, entweiht, und kein Geistlicher darf darin Gottesdienst halten, außer mit bischöflicher Erlaubniß auf einem beweglichen Altar, und kein Verstorbener darf dort begraben werden, bis diese Orte wieder geweiht sind. Damit das allerheiligste Sakrament des Altars, die heiligen Oele keiner Verunehrung durch eine freche Hand ausgesetzt seyen, soll in jeder Kirche ein sicherer zu sperrender Ort besorgt werden. Nur ein Priester, mit dem Chorrocke begleitet, mit Vortragen eines Lichtes, soll die heilige Wegzehrung den Kranken bringen. Ein Glöckchen werde mitgenommen, um durch Läuten die Gläubigen aufmerksam zu machen, das h. Sakrament zu verehren.

Den größten Theil dieses Bandes, p. 70—223, nimmt die Geschichte des Chorherrnstiftes zu St Pölten ein. Gleich im Eingange gibt der Hr. Verf Rechenschaft über die Quellen, ihren Gehalt und über seine eigene Darstellung; worauf er das Unstatthafte der älteren Behauptung, als hätten baioarische Grenzgrafen im Lande unter der Enns und in regno Hunnorum lange vor K. Karl dem Großen schon das Kloster zu St. Pölten gegründet, darthut und zeiget, daß dieses religiöse Institut erst nach Vertreibung der Avaren zu St. Pölten begonnen, und Bischof Berengar erst Chorherren daselbst eingesetzt habe, p. 76. K. Heinrich IV. gab diesem Stifte Güter

zu Mannswerd und den Markt zu St. Pölten 1058, und am 22. April 1068 weihte Bischof Engelbert die neu erbaute Klosterkirche feyerlich ein. Der feuereifrige Hierarch, Bischof Altmann, reformirte die sehr schnell verdorbenen Sitten der St. Pöltner Chorherrn von der strengeren Regel des h. Augustinus. — Immer verehrte St. Pölten die Paßauer Bischöfe als seine Richter; und darum wurde es auch in der Folge paßauischer Kurialstyl, von diesem Stifte zu sagen: Monasterium S. Ypoliti a Pataviensi Ecclesia fundationis primitivam originem accepisse, und: De visceribus Pataviensis ecclesiae esse extractum; auch zahlte das Stift zu St. Pölten alljährig ein gewisses Steuergeld, unter dem Namen Cathedraticum und zum Zeichen der Unterwürfigkeit, an das Hochstift Paßau's. Von 59 Pröpsten in ununterbrochener Reihenfolge geleitet, bestand dies restaurirte Chorherrnstift vom Jahre 1080 bis zum 16. July 1784, wo es aufgehoben worden ist. Nebst der Stadt und Herrschaft St. Pölten besaß diese Kanonie noch die Pfarren: Bruck an der Leytha mit ihren Filialen Wölfleinsdorf, Arbesthal, Göttelsbrunn, St. Nikolaus in der Stadt; Böhmkirchen mit den Filialen Ober- und Unterkasten, Lanzendorf, Schildsberg und Stössing; St. Christophen mit den Filialen Brand und Sebach; St. Pölten mit den Filialen Ober- und Unter-Pottenbrunn, Viehofen, Grafendorf an der Bielach, Weinburg, Haindorf, Marchartsdorf, St. Zeno (Hafnerbach), — alle mit ihren Zehenten und Rechten, wie auch noch andere sehr bedeutende Zehenten in der Wachau, Rottes, Mänsling, Pulkau, Rötz und in anderen Orten.

Die Geschicke dieses Stiftes hat der Hr. Verf. sehr emsig und genau, und hinsichtlich der inneren Landesverhältnisse des Adels, der Bürger, des Steuerwesens mit sehr richtigen Bemerkungen, nur hie und da mit etwas zu gesuchten und preziösen Ausdrücken, dargestellt. Leider aber bietet der Gegenstand selbst gar wenig höheres Interesse und Merkwürdiges dar. Besonderen Ruhm, Wissenschaften und Künste gepflegt, Männer, die dem Staate und der Kirche zum besonderen Glanze und Nutzen gewesen wären, hervorgebracht, Institute von vorzüglich wohlthätigem Einfluß auf Land und Volk gegründet und der Nachwelt überliefert zu haben, hat dies Chorherrnstift (außer was es selbst war) nie errungen, und nur die Pröpste Ulrich II. Feiertager, J. 1359—1369, Johann I. 1372, Christian Sebiser J. 1426—1439, Kaspar Meiselstein J. 1439—1456, Johann II. 1478—1486, Johann III. Marquard 1515—1531, Leopold II. Eugen 1539—1563, Johann VIII.

Fünfleuter 1636—1661, Gabriel Kötsch 1661—1696, Christoph Müller 1688—1715, verdienen einiger Maßen als wissenschaftliche oder sonst thätigere Männer genannt zu werden. Die Spuren wissenschaftlicher Thätigkeit in diesem Stifte im Laufe von siebenhundert Jahren sind sehr sparsam. In der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts waren die St. Pöltner Chorherrn in der Lage, einem gewissen Rudolph von Glaug eine Handschrift, welche Seneka's Werke, und eine andere, welche die Lebensbeschreibungen berühmter Männer enthielt, zu geben, p. 96—97. Unter Propst Johann I. 1369—1372 stiftete Albrecht, Pfarrer zu Gars, der sich meistens am Hofe Herzogs Albrecht's aufhielt, ein Haus zu Wien in der Kärntnerstraße, wo drey Sublektoren und ein Student aus dem Chorherrnstifte St. Pölten wohnen, und diese Sublektoren an der Hochschule Vorlesungen halten sollten, p. 124. Ein neues Bibliothekslokale ließ Propst Christian um das Jahr 1435 herstellen, p. 136. Unter Propst Leopold Hagen waren die Werke des h. Augustinus und Bedas die vorzüglichste Lektüre der Chorherrn, p. 167. Unter Propst Georg II. Hueber J. 1569—1575 war die Stiftsbibliothek sehr arm, und nur aus zweyhundert Bänden bestehend, in welcher Zeit man auch in einem vergitterten Gewölbe sehr alte, geschriebene Bücher mit der Bemerkung: »die gar kein Nutz,« der Fäulniß überlassen hat; und bey der Aufhebung im Jahre 1784 war die ganze Bibliothek in vier Zimmern und in neun vor dem Bibliothekslokale stehenden Kästen vertheilt gewesen, p. 223. — Von p. 223—226 folgt die Beschreibung der Domkirche nach ihrer dermaligen Gestalt, mit den älteren und neueren Epitaphien der Pröpste und vieler Landesedeln, insbesondere der von Por, Dürnstein und Streitwiesen, und mit den Kunstgemälden. Die ältesten Grabmonumente sind von 1337 und 1463. Das schöne Grabmal des Bischofs Kerens ist von der kunstgeübten Hand des Plastikers Fischer in Wien. Sehenswürdig sind sowohl die Plafondgemälde, als die Altarblätter in diesem Gotteshause, durchaus Kunstwerke der in Unter- und Oberösterreich einst so sehr beschäftigten und geehrten Maler Tobias Pock, Daniel Grans und Altomonte des Jüngeren, und ein Kunstgemälde von Palma, das Altarblatt in der bischöflichen Hauskapelle. — Das berühmte englische Fräuleinstift zu St. Pölten, p. 236—241, ist im Jahre 1706 durch eine Gräfin von Küfel begonnen, und durch Freyin Marianna von Kriechbaum und ihren Bruder Jakob bis zum Jahre 1718 vollendet worden. Die Mitglieder dieses Institutes weihen sich bloß der weiblichen Erziehung. Jedes

Fräulein, welches in dieses Institut treten will, soll, nach den Statuten, nebst der Aussteuer noch zwey- bis dreytausend Gulden mitbringen, und die Gelübde ablegen, welche aber nur so lange verbindlich sind, als das Mitglied dem Stifte einverleibt bleibt. Der Austritt jedoch darf nur wegen einer dringenden und wichtigen Ursache und nach Entscheidung des Bischofs geschehen. — K. Joseph II. erkannte es für nothwendig, keinen fremden Bischof die geistliche Gerichtsbarkeit in seinen Staaten ausüben zu lassen, sondern eigene Landbischöfe zu bestellen. Nach dem Tode des Kardinals Firmian, Bischofs von Paßau, 1783, schloß der Monarch mit dem neuen Bischofe, Franz Grafen von Auersberg, 4. July 1784 einen Vergleich, in Folge dessen Paßau dem Diözesanrechte in ganz Oesterreich, der Herrschaft und dem Alumnate zu Guttenbrunn entsagte; worauf der bischöfliche Sitz von Neustadt nach St. Pölten übertragen, und durch eine Bulle vom Papste Pius VI. 1785 bestätigt worden ist. In einer Ausdehnung über die zwey Landesviertel ober dem Wienerwalde und ober dem Mannhartsberge umfaßt der Kirchensprengel von St. Pölten 8 Stifte, 20 Dekanate, 17 Vikariate, 67 Lokalien, 313 Pfarren, 13 Benefizien, 567 Priester und 447,606 Seelen. Bisher saßen ausgezeichnete Männer als kirchliche Oberhirten auf diesem Stuhle, glänzend an Verdiensten um Staat und Kirche: Heinrich Johann von Kerens 1785—1792, welcher im eigenhändig niedergeschriebenen Testamente seine schöne Bibliothek dem Bisthume widmete, 40,000 fl. dem Alumnate vermachte, und mit 5000 fl. die Volksschulen in St. Pölten so bedachte, daß davon für einen Knaben und für ein Mädchen ein bestimmter Preis als Belohnung des Fleißes und der Sittlichkeit jährlich ausgetheilt werden soll. Joseph Chrysostomus Paur, 1815 bis 19. Dez. 1826, welcher in seinem wohlthatenreichen Testamente das Alumnat und das Armeninstitut zu St. Pölten als Universalerben des ganzen Vermögens zu gleichen Theilen einsetzte, so daß von dem dem Alumnate zufallenden Antheile für jeden ausgeweihten und in der Seelsorge anzustellenden Alumnus erbauliche und nützliche Bücher nach Bestimmung des Bischofs und Konsistoriums jedes Jahr angeschafft, der überbleibende Theil aber für besonders sittliche Alumnen, ohne alle Verrechnung gegen irgend eine Behörde, verwendet werden soll.

Nach der Reihenfolge der perpetuirlichen Generalvikarien, der Dompröpste, Domdechante, Domkustoden und Scholaster u. s. w. erzählt der Hr. Verf. die Geschichte des bischöflichen Alumnates zu St. Pölten, p. 255—264. Die innere Einrichtung, die Leitung und der Geist dieses geistlichen Erziehungshauses

werden sehr gerühmt, als würdig des ersten Schöpfers der St. Pöltner Diöcese. Funfzig bis sechzig Alumnen erhalten hier ihre vollständige Verpflegung, ihre moralische und literarische Bildung durch sieben an der Universität in Wien geprüfte theologische Professoren, durch eine gehaltreiche, stets vermehrte Hausbibliothek von fünftausend Bänden, aus den eigenen Einkünften des Hauses, nämlich der Herrschaft Guttenbrunn, der Getreide- und Weinzehenten zu Stein, den Kapitalieninteressen der öffentlichen Fonde und Privatwohlthäter, aus dem jährlichen Alumnatikum der Diözesangeistlichkeit u. s. w. — Die zwischen 1707 und 1756 von der Fürstin Maria Antonia Montecuculi gestifteten Klöster der Karmeliternonnen und Mönche zu St. Pölten sind seit 1782 aufgehoben, und zum Erziehungshause der Militärknaben des hier garnisonirenden Regimentes und zum Gymnasium verwendet worden, p. 264—266. — Umständlich und recht fleißig bearbeitet folgt die Geschichte der Dekanatspfarren und Lokalien bey den Franziskanern mit der nahen Umgegend der Stadt und Viehofen, Hain, Ratzendorf, Oberwölbling, Obritzberg, Karlstetten, Neidling, Gerersdorf, Grafendorf, Weinburg, St. Georgen am Steinfelde, Pyhra und die Darstellung des Franziskanerklosters, Bürgerspitals, Siechenhauses, der Kanonissinnen, der Schulen und aller zu St. Pölten ehemals bestandenen Kapellen, p. 267—368. Die Geschichte dieser Pfarren zeigt auch hier, wie in anderen Landtheilen Oesterreichs, die auffallende Erscheinung, daß ehemals so gar viele Adelige in Flecken und Dorfern des Landes ihre Wohnsitze gehabt hatten. Natürlich konnten damals die vielen Söhne reich begüterter Edlen nicht in Kriegsdiensten perpetuirliche Anstellungen erhalten, weil es noch keine stehenden Heere gab. Civilbedienstungen gab es vor Maximilian I. Zeiten sehr wenige, und die Lehenverfassung, die den Adeligen zum Zuge in Fehden und Kriegen verpflichtete, und noch mehr der Geist des Adels, der lieber zum Schwerte griff, als die Feder wählte, machte auch diese nicht gesucht. Darum blieb nichts anders übrig, als die größeren Adelsgüter zu zerstücken, und einzelne Theile den Söhnen als Besitzthum anzuweisen. Man nannte sich dann nach dem Aufenthaltsorte, wie aus Urkunden erhellt, so daß Brüder, die selbst das nämliche Wappen und Siegel führten, sich verschieden benannten. In der Zeitenfolge gestaltete sich alles anders. Nach K. Maximilian, der ein neues Regierungssystem gegründet hatte, bewarb sich der mindere Adel auch um Staatsdienste, zog sich in die Städte, verkaufte seine kleinen Güter, und überließ den einsamen Sitz seiner Vorfahren der Vernichtung dnrch Zeit und Ele-

mente. Burgen, von Feinden zerstört, wurden nicht mehr aufgebaut, und andere nicht mehr gepflegt. Darum allenthalben so viele bemooste Ruinen. Auch die Auswanderungen vieler Edlen, welche eher vom Vaterlande, als von ihrem neuen Glauben lassen wollten, trug bey, daß viele kleine Güter veräußert, und die Wohnungen dem Verfalle preis gegeben wurden.— Bey allen diesen Pfarreyen wären nachträglich noch zu benützen die in den Perlen zur Geschichte Oesterreichs dieser Jahrb. Anzeigebl. Bd. XL und XLIII die Diöceſe St. Pölten und die Kirchen in Prukke, in Treisim, in Welmich, in Charlestetin, apud S. Ypolitum, in Pirchae, in Gravendorf, die Besitzungen der Patronate und der Zehenten, wie auch die Vogtey St. Pölten J. 1215 betreffenden Notizen, so wie das alte Verzeichniß alles paßauischen Eigenthums in jenen Gegenden: Proprietates Ecclesiae Pataviensis, quae vulgariter dicuntur Inwertaigan, circa Hofmarchiam S. Ypoliti. Auch enthält der vom Bernard Pez herausgegebene Codex diplomaticus Admontensis viele nicht benützte, die Pfarre Obermödling betreffende Daten. Weit ältere Urkunden, als vom Jahre 1416, lehren, daß Patronatsrecht und Grund und Boden jener Gegend dem Hochstifte zu Salzburg zu eigen gewesen seyen.

Für die österreichische Landesgeschichte enthält dieser Band nicht geringere Ausbeute, als die vorigen. Römische Münzen und Antiken hat man zu Karlsteten und zu Grafendorf gefunden. Die Inschrift des Monuments zu Karlsteten, das in halberhabener Arbeit einen Knaben auf einem Widder reitend darstellt, ist verstümmelt, ganz erhalten aber jene am Denksteine zu Grafendorf an der Bielach: O. D. M. O. Par. T. An. V. Et. T. Aal. Ael. Vrsae. Verino. Vir. Ex. B. Pa. Fl. V. E. Ni. Aquilin. F. P. T.— Der Name der Pfarre Pyhra, das hohe, seit dem eilften Jahrhunderte schon urkundlich erwiesene Alterthum dieses Ortes und die weite Ausdehnung der alten Pfarresgrenzen erinnern an den altrömischen Ort des Ufernorikums *Pirus* Tortus, welcher auf der peutingerischen Tafel und im antoninischen Itinerarium zwischen Trigisamum und Comagena, von jedem VIII. M. P. entfernt, in der Mitte gelegen war.— Welch ein unheilbringendes Element auswärtige Landeshoheit über kleinere Parzellen im Lande sey, lehren überzeugend die vielfältigen Reibungen zwischen den Paßauer Bischöfen und den Landesherrn von Oesterreich, vorzüglich während der unheilvollen Epoche und der Allgewalt des K. Mathias Corvinus in Unteröſterreich. — Von der schlechten Sicherheit der Personen und des Eigenthums sowohl der Landesbewohner, als der Reisenden, von Raubsinn und Gesetzlosigkeit, von Aberglauben und Fanatismus

allenthalben im Lande unter der Enns während der ganzen mittleren Zeit liefert hier fast jedes Blatt einen Beleg. Im Jahre 1136 fand man einen vornehmen Landesedeln, Lantzo, Schwestergemahl Udelschalks von Stille und Hefte, Stifters von Seitenstätten, ermordet bey St. Pölten, ohne Ursache und Thäter zu entdecken. In der Synode zu St. Pölten J. 1274 mußte ausdrücklich verordnet werden, daß am Weihnachtstage, Palmsonntage, Pfingstfeste und am Feste der Himmelfahrt Mariä in allen Gotteshäusern die Exkommunikation über die Brandleger und nächtlichen Verwüster der Aecker und Weingärten ausgesprochen werde; und daß man fahrenden Schülern, wenn sie bewaffnet erscheinen, gar nichts, weder Geld noch Kleider, höchstens nur einige Speise zutheile. Bis über die Mitte des zwölften Jahrhunderts ward in St. Pölten das Hauptgericht mit Ordalien durch Feuer und siedendes Wasser geübt, und im Jahre 1312 büßten dort eilf sektische Adamiten ihren Irrthum auf dem Scheiterhaufen. Im Jahre 1322 verheerten die österreichischen Krieger, welche nach Bayern zogen, selbst auf ihrem Zuge das eigene Vaterland. Im J. 1373 wurde der Paßauer Bischof, Albert von Wiebel, auf seiner Reise nach Wien zur Vermählung Herzogs Albert bey St. Pölten, als er bald in Mitte seiner Stadt zu ruhen hoffte, von den zwey steyermärkischen Rittern, Heinrich und Otto von Ernfels, sammt seiner Begleitung gefangen genommen, und in ihr Vaterland geschleppt. Zu derselben Zeit wurde auch ein Freyherr von Goldeck vom Herzog Albert III. als Gesandter nach Salzburg geschickt, auf der Rückreise aber von den Rittern von Ror aus dem Lande ob der Enns gefangen genommen, und nach hohem Lösegeld erst wieder ledig gelassen. Von dem schrecklichen Zustande des Landes in der Epoche von 1440 bis 1490 hat jeder einzelne Ort der St. Pöltner Diözese die traurigen Spuren eines beklagenswerthen Geschickes eben so, wie bey den türkischen Verheerungen 1529 und 1683, aufzuweisen. Fast überall mußten die Kirchen mit hohen Mauern umgeben werden, damit sich der täglich geängstigte und beraubte Landmann gegen die bewaffnete Hand der Ritter, die Oesterreich zu einer Räuberhöhle gemacht hatten, vertheidigen konnte. Ohnmächtig und hülfelos standen da die Landesbewohner vor der Wuth der Elemente, der Pest, des Mißwachses und der Theurung in den schrecklichen Jahren 1202, 1206, 1225, 1317, 1406, 1408, 1414, 1460, 1471, 1521, und noch 1649, 1684; denn kein Gesetz noch weise fürsorgend gegen die Tage der Noth, des Unglücks und der Ansteckung war in jenen Zeiten noch gegeben: nicht einmal daran gedacht zu haben scheint man. — Die Verbreitung und Festsetzung

der Juden in Unteröſterreich tritt ſchon im dreyzehnten Jahrhundert urkundlich ans Licht, und überall erhielt ſich dieſes Volk auch da im gräulichſten Kampfe gegen Fanatismus und erregte oft durch eigene Schuld blutige Verfolgungen. Was die Synoden zu St. Pölten und Wien wider die Juden angeordnet, haben wir oben angeführt. Gewöhnlich ſuchte die Noth des Landesfürſten bey reichen Juden Geld, beſondere Begünſtigungen waren gut bezahlter Lohn. Dadurch immer begieriger nach neuen Vorzügen und Freyheiten und dem Mittel, ſie zu erkaufen, ſuchten ſie durch Wucher ihre Schätze zu mehren, drückten das geldbedürftige Volk, das ihnen mit unvertilgbarem Haſſe die Zinſen abtrug. Bey ſo lange verhaltenem Grimme kamen vom inneren Deutſchland Gerüchte über die Donau herab, die Juden hätten die Peſt durch Vergiftung der Brunnen verurſacht. Willkommen zugleich war die Sage, die Juden hätten in St. Pölten die heilige Hoſtie verunehrt. Alſogleich mordet das wuthentbrannte Volk die Juden, und plündert ihre Güter. K. Albrecht I., darob erzürnt, läßt durch ſeinen Sohn Rudolph St Pölten hart belagern; kein Stein ſoll auf dem andern bleiben; auf eigenem Grunde ſoll bey Pottenbrunn eine neue Stadt gegründet werden. Dringendes Bitten der hart Geängſtigten, die Fürſprache des alten Biſchofs Bernhard und ein Löſegeld von 3500 Pfund retteten die St. Pöltner. Um das Jahr 1420 beſchuldigte ein Gerücht die Juden zu Enns abermals, die Hoſtie verunehrt zu haben. Darauf ließ Herzog Albrecht an einem Tage alle Juden fangen, viele verbrennen, viele des Landes verweiſen, viele mit Gewalt zur Taufe zwingen, alle ihrer Güter verluſtig erklären. Später, um das Jahr 1435, wurden die Juden aus St. Pölten vertrieben, weil ſie ſich erkühnt, heimlich Münze zu prägen. Für den Sittenzuſtand überhaupt, inſonderheit der Geiſtlichen, über den ſich frühzeitig ſchon zeigenden Haß zwiſchen der Welt- und Kloſtergeiſtlichkeit, geben die Akten der Synoden zu St. Pölten 1274, 1294, 1306 ſprechende Belege.

Vom Könige Przemisl Ottokar erzählt der Verfaſſer folgenden grauſamen Zug: »Ottokar zog vor die Burgen Ulrichs von Viehofen und Bernhards von Wolferſtorf, ſchleppte ihre Kinder, die ihm als Geißel der Treue ihrer Väter waren geſtellt worden, mit ſich, und machte Anſtalt, ſie zerſchmettert in die belagerte Burg zu ſchleudern. Da ſiegte die Liebe zu den Kindern; ſie ergaben ſich, und überließen ihre Beſitzungen dem unmenſchlichen Sieger.« — Im Jahre 1388 wurde Friedrich Oeſterreicher, der durch Brandlegung dem Chorherrnſtifte großen Schaden zugefügt hatte, öffentlich zu St. Pöl-

ten verbrannt. — Im Jahre 1497 wurden zu St. Pölten eine Mutter und Tochter, welche den Vater und Gatten ermordet hatten, lebendig eingegraben.

Als ein Beleg des verkehrten Sinnes in der Wahl der Mittel zur Aufrechthaltung widernatürlicher Institute mag folgendes dienen. Im Jahre 1229 wurden in den alten Satzungen der Chorherrn zu St Pölten Aenderungen gemacht. Jeder erhielt von nun an eine eigene zu sperrende Schlafstelle; um aber die alte Sitte nicht zu sehr zu verändern, mußten die Wände mit Fenstern, die nie bedeckt werden durften, versehen seyn, damit einer des andern Thun beachten konnte. — Für deutsches Privatrecht sehr merkwürdig sind die von Herzog Heinrich Jasomirgott im Jahre 1147 der uralten Pfarre St. Lorenz zu Obritzberg in Unterösterreich ertheilten Gesammtrechte, aus welchen wir nur folgende Satzungen ausheben: »Der Fürst von Oesterreich ist Vogt der Pfarre, darum sind die Unterthanen von St. Lorenz auch verpflichtet, ihm mit Leib und Gut, so oft er selbst ins Feld zieht, zu dienen und zu helfen. Der Pfarrer ist ihr Herr, der alle Verbrecher richten darf, ausgenommen die Diebe, heimlichen Brandleger, Mörder und Schänder der Jungfrauen. Die Strafgelder gehören ihm. Jeder Holde hat keine andere Steuer zu geben, als die dem Landesherrn gebührt, oder bey großer Noth dem Lande Oesterreich, oder so oft ein neuer Bischof zu Paßau wird, diesem. Auf dem Albrechtsberge ist das Recht der Freystätte. Begehrt Jemand vom Pfarrer dieses Asyl, so ist er durch drey Tage frey; dann wenn er herauskriecht drey Schritte über den Stein, der dies Recht begrenzt, und wieder zurückkehrt, hat er wieder drey Tage Freyung, und dieß so oft er diese Bedingung durch drey Tage erfüllt; aber eben so oft muß er zwölf Pfennige geben. Ein Verbrecher muß vor den Freyheitsstein gebracht werden; was er bey sich hat, verfällt der Pfarre; dann soll ihn der Grundherr mit einem Strohhalm an den Stein binden, und den Vogt oder Landrichter dreymal rufen lassen.«

Für die Geschichte der vaterländischen Industrie, des Feldbaues und Handels merken wir Folgendes an. Von dem Dorfe Reichenhag erzählt man, es sey hier früher nur ein einziger Hof gewesen, der dem reichen Bauer, Hager genannt, gehörte. Er baute jedem seiner sieben Söhne ein Haus, und machte so aus seinem Hofe ein Dorf. — Um das Jahr 1560 stand bey St. Pölten der Saffranbau in hohem Flor. Im Jahre 1531 mußten die Glocken für den neuen Kirchthurm zu St. Pölten von Meister Sigmund zu Znaim gegossen werden. — Zu St. Pölten vor dem Wienerthore an der Traise

befindet sich die bedeutende Papierfabrik des Anton Edlen von Schmid. Im Orte Viehofen ist eine Spiegelfabrik, welche der ehemalige Herrschaftspächter von Hessel angelegt hat. Sowohl hier als in der Pfarre Obritzberg hat man bedeutende Steinkohlenflötze entdeckt, welche nebst Alaunsiedereyen vom Jahre 1797 bis 1813 bearbeitet worden sind. Zu Friedau in der Pfarre Grafendorf ist seit 1764 eine Kattunfabrik in Betrieb.

(Der Schluß folgt.)

Art. VIII. Für Freunde der Tonkunst, von Friedrich Rochlitz. Dritter Band. Mit einem Notenblatte. Leipzig, bey Karl Cnobloch. 1830.

Die Leser haben von dem ersten Theile dieses gehaltvollen Werkes im XXVI. Bande dieser Zeitschrift, Art. VIII, S. 235 u. f., und von dem zweyten im XXX. Bande, Art. IX, S. 337 u. f., ausführliche Kunde erhalten. Was dort Gutes davon gesagt wurde, hat sich seitdem durch die Nothwendigkeit einer zweyten Auflage bewährt, welche der Verfasser mit einem dritten Theile vermehrt hat, der das Ganze auf die würdigste Weise beschließt.

Daß mehrere der in diesem letzten Theile enthaltenen Aufsätze bereits früher in der Leipziger musikalischen Zeitung erschienen sind, benimmt ihnen nicht das Mindeste von ihrem anerkannten Werthe; denn, nicht zu erwähnen, daß die meisten derselben hier erweitert, und noch sorgfältiger gefeilt erscheinen, wäre es in der That zu wünschen, daß Schriftsteller, welche das Interesse dieses oder jenes periodischen Blattes mit so gediegenen Beyträgen zu erhöhen im Stande sind, wie Hr. Hofrath Rochlitz, diese zerstreuten Blumen nach Verlauf einiger Zeit in einen Strauß bänden: nicht nur, weil viele derselben für einen großen Theil des Publikums verloren bleiben, der die Journale, in welchen sie zuerst niedergelegt wurden, zu lesen nicht Muße hat; sondern auch, weil — wie hier der Fall ist — der Inhalt so vieler Abhandlungen, die in ihrer Mannigfaltigkeit doch nur Einen Zweck, die Beförderung und Verherrlichung einer und derselben Kunst, haben, eine zusammenhängende, höchst anziehende Sammlung bilden können, gleich geschickt, zu belehren, wie zu ergötzen.

Die Eintheilung der Gegenstände, welche dieser dritte Theil in sich faßt, weicht von jener der beyden früheren ab. Es sind nicht mehr Bildnisse, Betrachtungen und Vermischtes, was uns der Verfasser bietet, — er hat seine Mittheilungen in vier Abschnitte gebracht, von welchen der erste: Zur

Erinnerung an Zeitgenossen und einige ihrer Hauptwerke; der zweyte: Materialien, überschrieben ist; der dritte Ansichten, und der vierte Gespräche enthält.

Zuerst werden wir an Johann Gottlieb Naumann und sein Vaterunser erinnert. Eine ernste Betrachtung über Ertheilung oder Bewahrung künstlerischen Ruhmes dient zu zweckmäßiger Einleitung. Der Verfasser behauptet mit Recht, daß man sich das Uebersehen, Fallenlassen, Vergessen an keinen verdienten Männern so oft zu Schulden kommen lasse, als an denen, die, worin es sey, eine neue Epoche vorbereiten und einleiten, und an denen, welche eine bisherige abschließen und enden. Für das, was die Ersten bringen, ist man noch nicht befähigt; auch wird das, was sie brachten, selten durch sie selbst, meistens erst durch Nachkommende, zur Vollkommenheit erhoben: dann hält man sich — inzwischen selbst mehr nachgerückt — an die Vervollkommner, und läßt die Urheber, wo sie sind. Für die Gaben der Abschließenden ist man gesättigt; man hält sich an irgend ein Neues, und an die, welche dieses uns bieten: jene und ihre Werke aber läßt man dahin gestellt, allenfalls noch zugebend, daß sie für ihre Zeit gut genug waren. So, meint der Verfasser, sey es mit Karl Philipp Emanuel Bach, der die Haydn'sche Epoche eingeleitet, und mit Naumann, der die Hasse'sche beschlossen hat, geschehen. Ob die Nachwelt gerechter wird; ob die Folgezeit das, was der Moment in der Neigung fallen ließ, im Wissen auffaßt; möchte ich nicht für so gewiß annehmen, wie Hr. Hofrath Rochlitz. Ich bitte ihn, zu bedenken, daß das Loos der Hintansetzung nicht mehr die Einleiter oder Beschließer einer Epoche allein, daß es bereits die ausgezeichneten Männer selbst trifft, welche Epoche gemacht haben. Wo hört man mehr Gluck, Haydn, Mozart? — Den ersten nirgends, die beyden anderen allenfalls noch in den kleinen, sich immer vermindernden Cirkeln von Freunden der Quartettmusik, und in den seltenen, sich so nennenden Concerts spirituels, die solcher Namen und solcher Werke sich nicht entschlagen dürfen, wollen sie ihren kostbaren Titel aufrecht erhalten. Mozart's Opern gehen höchstens noch in armseligen, von allen Seiten vernachläßigten Darstellungen als Lückenbüßer über die Bühne, wenn eben wegen eingetretener Hindernisse keine andere Oper gegeben werden kann, oder Sänger und Orchester eines Ruhepunktes bedürfen, um sich von den Strappazen Rossinischer Kunststücke zu erholen. Hat der Verfasser seine Hoffnung auf eine nahe bessere Zeit aus der Thatsache geschöpft, daß Sebastian Bach's große Passionsmusik und ein Paar Händelsche Oratorien wieder hervorgesucht wurden; so will er sich wohl

vorsätzlich selbst täuschen, wenn er nicht zugleich wahrnimmt, an wie wenigen Orten dieses geschehen ist, und welch ein kleiner Theil der versammelten Zuhörer wahrhaft Freude und Genuß davon gehabt hat. Von ganzer Seele stimme ich dagegen in seinen Anfruf ein, durch Schreiben und Handeln dazu beyzutragen, daß solchen Kunstheroen, wie die genannten, Gerechtigkeit widerfahre, und ihre gediegenen Werke durch die flachen Erzeugnisse der Mode nicht völlig verdrängt werden.

Der hier besprochenen Einleitung folgt, so zu sagen, eine zweyte, mit trefflichen Bemerkungen über die Kennzeichen wahrer, fruchtbringender Anlagen der Kinder zu irgend einer Kunst, wofür man so oft vorübergehende Aeußerungen der Fähigkeiten und Neigungen in frühen Jugendjahren hält, und trügerische Schlüsse daraus zieht. An diese Bemerkungen reihen sich sehr natürlich Nachrichten aus Naumann's Kinderzeit und mehrere vollkommen verbürgte, und noch nie öffentlich mitgetheilte Anekdoten aus seinem Künstlerleben.

Den zweyten Abschnitt dieses ersten Artikels füllt eine Analyse des herrlichen Vaterunser, welches der Tonsetzer, wie Klopstock der Dichter, einen Psalm nennt, das aber eine große, geistliche Kantate in einfach-großartigem Style ist; faßlich für äußern Sinn und Verstand durch seine Einfachheit, von tiefem Eindruck auf das Gefühl durch seine Großartigkeit. — Wem die Art und Weise bekannt ist, wie Hr. Hofrath Rochlitz Werke von solchem Belange zu analysiren pflegt — und welchem Musikfreunde wäre sie es nicht? — der weiß im voraus, daß er hier die klarste Darlegung, die richtigste Beurtheilung dieser erhabenen Komposition zu erwarten hat. Hellsehend und unparteyisch, wie immer, ist der Verfasser durch die Schönheiten des Werkes nicht blind für seine Mängel; und wenn er daran lobt, daß alle einzelnen Sätze zur Einheit des Ganzen führen, so rügt er zugleich, daß für diejenigen (bey weitem zahlreicheren) Zuhörer, welche »das Stück in Stücken« wollen, durch zu sorgfältige Ausführung einiger untergeordneter Theile beynahe zu viel gethan wurde.

Ich erinnere mich hier nur einer einzigen Aufführung dieser vortrefflichen Kantate, die man der Liberalität eines ausgezeichneten Musikfreundes, des k. k. geh. Rathes und Kämmerers, Herrn Grafen Heinrich von Haugwitz, verdankte, welcher damals noch einziger Besitzer der von Naumann's Erben erkauften Partitur war. Obschon zu jener Zeit die Mittel zur Ausführung dieses, gewandte, denkende Sänger und ein wohl eingeübtes Orchester fordernden Werkes sehr beschränkt waren, und

daher in dieser Beziehung viel zu wünschen übrig blieb, hatte es doch Bewunderung und Beyfall reichlich geerntet.

Die nächstfolgenden Blätter sind dem unvergeßlichen Karl Maria von Weber und seinem Oberon gewidmet. So vielfältig dieser geniale Tonsetzer auch gefeyert, so tief sein allzufrüher Tod betrauert wurde; so dürfte dieser Verlust vielleicht doch nicht, wenigstens nicht allgemein, in seiner ganzen Größe gefühlt worden seyn, Alles, was seit Jahren, auch von noch so klaren, noch so unwiderlegbaren Gründen unterstützt, gegen das Flache, Charakterlose, Undramatische, oft Widersinnige der neuesten Opernmusik geschrieben wurde, konnte nicht halb so viel wirken, als Er es gekonnt hätte, wäre es ihm vergönnt gewesen, jenen Machwerken eine längere Reihe seiner tiefgedachten, charakteristischen, dramatischen und geistvollen Kompositionen entgegen zu setzen, welche durch den Glanz ihrer Vorzüge die Mängel jener anderen schlagender, überzeugender ans Licht gestellt haben würden, als Folianten der bündigsten Abhandlungen es zu thun vermöchten. Bedenkt man, welche Wirkung sein Freyschütz zu einer Zeit, in welcher der unbegreifliche — um nicht zu sagen schmähliche — Enthusiasmus für leeren Flitter und schales Geklingel am höchsten gestiegen war, hervorbrachte; wie sehr er plötzlich jene unverdienten Lieblinge in den Schatten zurückdrängte; so wird man meiner Behauptung die Zustimmung kaum versagen können. Wären diesem hinreißenden Singspiele nur noch einige, ihm ähnliche, in ununterbrochener Reihe gefolgt; so würde — mit Wieland zu reden — die Natur wieder auf einem Throne befestigt worden seyn, der so lange von der willkürlichsten Gewalt der Mode und der Sinnlichkeit usurpirt wurde. Allein Euryanthe war in einem, fast völlig verschiedenen Sinne geschaffen. Wenn auch ohne Zweifel noch origineller und vielleicht auch noch genialer als der Freyschütz, sprach sie doch mehr den Verstand als das Gemüth an; war mehr für die kleinere Anzahl von Kennern, die fähig sind, die Intentionen eines Komponisten auch unter ungewöhnlichen, zuweilen seltsamen Formen schnell zu entdecken und aufzufassen, als für das größere Publikum berechnet, das den Ideen des Meisters mehr durch Fühlen als durch Denken zu folgen im Stande ist; am wenigsten aber für eine Zeit, in welcher man gewohnt worden war, Opern nur mit den Ohren allein, und weder mit dem Herzen noch mit dem Kopfe zu genießen. Es war dieß jedoch nicht etwa eine zufällige Abweichung von seiner früheren Kompositionsweise; es war Absicht. Er selbst sagte mir, als wir kurz vor der ersten Darstellung dieses Werkes davon sprachen, und ich den wohlgemeinten Wunsch äußerte, daß es

in Styl und Wirksamkeit dem ihm vorangegangenen gleichen möchte: »Da werden Sie etwas ganz anderes hören!« — Von dem außerordentlichen Beyfalle, den der Freyschütz fand, erhoben und begeistert, wollte er einen noch gewichtigeren Beweis liefern, was sein Genius vermöge, und verlor dadurch ein, der jetzigen Zeit nöthigeres und nützlicheres Ziel — das doch auch zugleich sein Ziel war — aus den Augen, nämlich: die Opernfreunde durch unwiderstehlichen, aber aus Natur und Wahrheit entspringenden Reiz unmerklich von den falschen Götzen abzuziehen, und sie zum wahren Kultus der vereinten himmlischen Schwestern, Dichtung und Musik, zurückzuführen. Den Oberon schrieb Weber — wie auch unser Verfasser anerkennt und geltend macht — unter vielfältigen, wahrhaft lastenden Beschränkungen. Das Buch war schlecht; bloß auf Kontraste, Dekorationen und Spektakel gestellt, und hätte, wenn man diesem Werke außer London eine würdige Aufnahme hat bereiten wollen, beynahe völlig umgearbeitet werden müssen. Wie durch das ihm vorgelegte Gedicht, war er auch durch die Vertheilung der Rollen, durch die mehr oder minder begrenzten Fähigkeiten eines Theils der zur Ausführung derselben bestimmten Individuen, und durch die, ohne Beachtung des Ganzen, nur auf glänzende Einzelnheiten gerichteten Prätensionen des andern, in Hinsicht auf Kunstfertigkeit bessern Theils gebunden. Mit welcher überlegenen Meisterschaft er sich in diesen Fesseln zu bewegen, welch ein herrliches Kunstwerk er dennoch zu schaffen vermochte, dieß zeigt Hr. Hofrath Rochlitz nach Anhörung mehrerer gelungenen Aufführungen und nach fleißigem Studium der Partitur, in dem vorliegenden, trefflichen, 38 Seiten einnehmenden Aufsatze. Hier ist weder die Partitur dieser Oper bekannt geworden, noch wäre es billig, sie nach der hiesigen Darstellung zu beurtheilen, die, so gut gemeint, und so dankenswerth deßhalb, dennoch zu unvollkommen war, um ein richtiges Urtheil zu begründen. Es liegt nicht im Reiche der Möglichkeit, eine Oper, die im Einzelnen ausgezeichnete Kunstfertigkeit, im Ganzen bald das zarteste, bald das kräftigste, immer jedoch das genaueste Zusammenwirken erheischt, soll sie ihrer und ihres Meisters würdig gegeben werden, auf einer ganz neu organisirten Opernbühne, deren Elemente sich noch völlig fremd waren, genügend darzustellen. Eine mangelhafte Darstellung aber schadet dem Werke und der guten Sache, die es fördern soll, weit mehr, als es nützt. Nur wenn deutsche dramatische Kompositionen mit eben so ausgezeichneten Talenten (ausgezeichnet mehr durch musikalische Deklamation und Ausdruck, als durch Bravour und Kehlfertigkeit) mit eben dem Fleiße, eben der Liebe, eben der unermüdeten Anstrengung,

kurz mit eben der Vollkommenheit gegeben werden, mit welcher wir die ultramontanischen Erzeugnisse zu hören gewohnt sind, kann man hoffen, jenen über diese den Sieg zu verschaffen; oder vielmehr, man dürfte dann, des gediegeneren, haltbareren inneren Werthes halber, dieses Sieges gewiß seyn.

Friedrich Ernst Fesca, großherzoglich Badenscher Konzertmeister, ist der dritte Gegenstand der Erinnerungen. Den schätzbaren Kenntnissen wie dem liebenswürdigen Charakter dieses, ebenfalls im blühenden Mannesalter dahin geschiedenen Künstlers wird hier volle Gerechtigkeit geleistet, und die vorzüglichsten seiner Tondichtungen finden eine wohlbegründete Anerkennung.

Der Verfasser führt uns nun den Hohensteiner Kantor Christian Gotthilf Tag mit dem Motto vor: »Ein kleiner Mann ist auch ein Mann.« — Die Gabe, einen Menschen, nicht nur seiner Gestalt nach, sondern auch nach seinem Benehmen, Thun, Reden, so vor den Leser hinzustellen, daß dieser nicht nur glaubt, ihn zu sehen und zu hören, sondern daß es ihm auch leicht wird, bis in sein Innerstes einzudringen, und seinen Charakter aufs Klarste zu erkennen; diese Gabe unsers Autors zeigt sich in dem Bilde jenes einfachen, frommen, heitern und thätigen alten Mannes auf eine überaus anziehende Weise.

Nach diesem kommt der bekannte Tonsetzer Franz Danzi an die Reihe. Die Nachrichten, die wir da von seinem Leben erhalten, sind um so willkommener, als bisher beynahe nichts davon bekannt geworden ist. Noch weniger wußte man, daß er sich auch im Fache der Opern versucht, und davon zwey: Die Mitternachtsstunde und Iphigenia, geschrieben hatte. Daß sich keine derselben weit verbreitete, darüber finden wir den Aufschluß in dem Urtheile des Verfassers, daß zwar jede dem Gedichte angemessen und fleißig gearbeitet war, daß ihnen aber der Glanz genialer Erfindung, die Schärfe der Charakteristik und das zündende Feuer abging, welches Dreyes einer theatralischen Komposition jetzt nicht fehlen darf, wenn sie ein bedeutendes und dauerhaftes Glück machen soll. Wir kennen übrigens gleichwohl mehrere, wenn auch nicht theatralische im eigentlichen Sinne des Wortes, doch auf dem Theater zu Gehör gebrachte Kompositionen, die von jenen drey Eigenschaften nur die letzte, und selbst die nicht in edler Art, besitzen, aber doch ein bedeutendes Glück machten, das auch, zwar nicht dauerhaft genug, um sich auf die Nachwelt fortzupflanzen, doch dauerhafter ist, als es für die Ehre unsers Zeitalters und des in ihm herrschenden Geschmackes erwünschlich seyn dürfte.

Von Johann Peter Salomon, dem verdienstvollen

Unternehmer und Anführer der Professional-Konzerte und der Concerts of ancient Music zu London, wußte man auch kaum mehr als den, zwar allgemein geachteten Namen, und sein Verdienst um jene großen Konzerte. Wir erfahren hier von seinen Schicksalen zwar nicht Vieles, aber das Entscheidende. Seiner brüderlichen Verbindung mit Jos. Haydn und dem zweymaligen Aufenthalte des letztern in London, wozu Salomon ihn vermochte, verdanken wir sechs treffliche Quartetten und die zwölf letzten Symphonien dieses großen Meisters, die schönsten, die er jemals geschrieben hat. Wie sehr er sich die musikalische Welt auch durch seine Aufführungen der Händel'schen Riesenwerke zu Dank verpflichtete, ist bekannt. Neben diesem wurde ihm die Grabstätte in der Gruft der Könige, der Westmünsterabtey, angewiesen, während kein Mausoleum das Grab Haydn's beschattet, dessen unsterbliche Geistesprodukte er zu Gehör brachte.

Nicht minder anziehend sind die Nachrichten, welche der Verfasser uns von Karl Gottlieb Berger, dem trefflichen Quartettspieler und ausgezeichneten Begleiter am Pianoforte, mittheilt. Merkwürdig unter Anderem ist seine enge Verbindung mit einem Schulfreunde, der ebenfalls Berger hieß, und, zwar nicht durch Blutsfreundschaft, wohl aber durch Talent, Neigung und Sinnesart, nahe mit ihm verwandt war. Jedem war der Andere so unentbehrlich, Jeder füllte des Andern Herz so vollkommen aus, daß sie einander feyerlich gelobten, nie zu heiraten, und sich gegenseitig zum alleinigen Erben einsetzten. Jenes Gelübde hielten sie auch treulich; sie hatten es aus der, ins Allgemeine gehenden Ueberzeugung gethan, daß kein Musikus heiraten soll. »Hat er die Geige oder die Notenfeder lieber, als Frau und Kind,« meinte Berger, »so geht's im Hause nicht gut: hat er Frau und Kind lieber, als die Geige oder Notenfeder — draußen nicht.« Achtung gegen das Publikum und Bescheidenheit waren zwey seiner vorzüglichsten Charakterzüge; was er nicht vollkommen, wie es seyn sollte, vorzutragen vermochte, das gab er öffentlich gar nicht. »Zu Hause versuche und wage ein Jeder, was er will,« sagte er: »vor Andern soll man nicht versuchen und wagen, sondern vollbringen.« Wie sehr wäre es zu wünschen, daß Mancher und Manche so dächten! Die öffentlichen Konzerte würden sich dann nicht so drängen, und wir würden nur Ausgezeichnetes zu hören bekommen. Er hatte mehrere Kompositionen geschrieben, brachte sie aber nie in Gesellschaften zur Aufführung. So lange es in jeder Gattung etwas Besseres gibt, wäre das anmaßend, dachte er. »Man sieht, der Mann war aus alter Zeit,« fügt unser Autor bey.

Wir kommen nun zu: Siegmund Neukomm und sein Oratorium: Christi Grablegung, nach Klopstock. Welchem Musikfreunde wäre dieser achtungswerthe Tonsetzer unbekannt? In derselben Stadt geboren, die sich den Geburtsort Mozart's rühmen darf, hatte er das Glück, durch die Empfehlung des dort lebenden Michael Haydn, dessen Bruder Joseph hier zum Leiter auf seiner Künstlerlaufbahn zu gewinnen. Sein Geschick führte ihn in kalte und heiße Zonen; Petersburg und Rio Janeiro wurden Zeugen seines Talentes, bis endlich Paris, wo er sich inzwischen schon früher aufhielt, seine bleibende Wohnstätte geworden ist. Bevor uns Hr. Hofrath Rochlitz mit dem großen, in der Ueberschrift genannten Tonwerke näher bekannt macht, behandelt er, von Neukomm's Musik zu Schiller's Braut von Messina veranlaßt, einen für die theatralische Musik sehr wichtigen Gegenstand: den Chor im Trauerspiele, mit Rückblicken auf den Chor der Alten in ihrer Tragödie Neukomm ging von der Ansicht aus, daß man im Chore der Alten zuerst abzusondern habe, was vom Chorführer, oder einem aus dem Chor, in den Dialog und in die Handlung gezogen, und dann von ihm, gleich den andern Personen zu sprechen sey — und was von Allen vereint, bey den Alten in den Zwischengesängen, bey Schiller in den angegebenen Stellen vorgetragen werden soll. Das Erstere, die Reden der Chorführer und der Einzelnen aus dem Chore, überließ er dem Sprecher zu freyer, durch die Musik nicht gebundener Deklamation, indeß das Orchester diese Reden, nach Art der Melodramen, begleitet, verbindet, die darin enthaltenen Gefühle ausdrückt u. s. w. Was die Personen des Chors zugleich sprechen, notirte er — dem Zeitmaße und dem Rhythmus, nicht dem Tone nach — bestimmt, so, daß es nach diesem Zeitmaße und diesem Rhythmus genau deklamirt werden muß, während die Orchestermusik, nach Beschaffenheit des Inhalts der Worte, leise oder rauschend, mehr oder weniger figurirt und instrumentirt, fortgeht.

Hr. Hofrath Rochlitz meint nun, Neukomm habe — erwägt man, was von dem Chore der griechischen Tragödie bekannt ist, oder vielmehr gemuthmaßt wird, und was bey dem gegenwärtigen Zustande der Musik zweckmäßig und anwendbar ist — den besten, ja den einzig zulässigen Weg eingeschlagen, den Chor des Trauerspiels mit Musik zu verbinden. »Denn,« sagt er, »daß dieser Chor, wohl zu merken, nach unserem Sinne des Worts, gesungen, auch nur nach diesem unserem Sinne, deklamatorisch (recitativisch) gesungen worden sey, ist geradezu unmöglich. Führte darauf nicht schon die kunstreich verschlungene Struktur und Sprache dieser Chöre, vollends zusam-

mengedacht mit dem, was wir von der Gesangesart der Alten, besonders der dramatischen, Sicheres wissen: so würde schon darauf führen, was von der Beschaffenheit der Instrumente der Alten, von ihren Hülfs- und Erleichterungsmitteln, jenen ihren sogenannten Gesang zu ordnen, und bey der Ausführung in Ordnung zu erhalten, ganz deutlich von ihnen selbst, den Alten, gemeldet wird. Ihr dramatischer Gesang war eine höchst bestimmte, höchst genaue, rhetorische, nicht, in unserem Sinne, musikalische Deklamation« u. s. w. Indem nun der Verfasser, in dieser Voraussetzung, billigt, daß Neukomm die Chöre nach bestimmt vorgezeichneten Zeitmaßen und Rhythmen — die durch die heutige Notenschrift weit bestimmter und verständlicher anzugeben sind — bloß deklamiren läßt, lobt er eben so sehr, daß der Tonsetzer mit dieser Deklamation den ganzen Reichthum der heutigen, eines weit mannigfaltigeren Wechsels in Wohllaut und Ausdruck fähigen Instrumentalmusik, und unserer, immer neue Wendungen und die größte Kraft darbietenden Harmonie verbunden hat.

Wenn ich zweifle, daß diese Verfahrungsweise Neukomm's, in Hinsicht auf die Theorie, die richtigste ist; so geschieht dieß nicht aus Mißtrauen in die allgemein geschätzten Kenntnisse und in die Beurtheilungsgabe unseres Verfassers, sondern theils weil andere, ebenfalls angesehene Schriftsteller einer, von der seinigen völlig abweichenden Meinung sind; theils weil auch einige besondere Umstände dagegen zu streiten scheinen: und wenn ich behaupte, daß die angeführte Methode, den Chor der Tragödie musikalisch zu behandeln, in Hinsicht auf die Praxis, nicht die beste sey; so glaube ich dafür gute, zum Theil aus eigener Erfahrung geschöpfte Gründe zu haben.

Algarotti hebt seine Klage über den (schon zu seiner Zeit begonnenen) Verfall der Oper mit den Worten an: »Die Oper, die ihrem ursprünglichen Wesen nach der Tragödie der Alten am nächsten kommen sollte, bleibt, wie die Erfahrung zeigt, in ihrer Wirkung unendlich weit unter derselben [1]).« — Er muß also die Tragödie der Alten für ein gesungenes Schauspiel gehalten haben — Wieland sagt: »Das Singspiel, in sofern es ein dramatisches Werk ist, hat alle wesentlichen Eigenschaften eines solchen mit allen andern Arten von Schauspielen, und — in sofern es der Tragödie der Alten, besonders der Euripidischen, näher kommt, als irgend eine andere moderne Gattung — Endzweck und Mittel mit dieser letztern gemein« [2]).« —

[1]) Saggio sopra l' Opera in musica.

[2]) Versuch über das deutsche Singspiel.

»Nur die Worte gibt der Dichter, Musik und Tanz müssen hinzukommen, sie zu beleben;« lehrt Schiller, vom tragischen Chor sprechend [1]). — »Wo sollen wir ein Schauspiel finden, das uns ein Bild der griechischen Scene gäbe?« fragt Voltaire [2]), und antwortet sich selbst: »Vielleicht gewährt es uns die tragische Oper. Das Recitativ ist genau die Melopöie der Alten; es ist diese vorgezeichnete, von musikalischen Instrumenten unterstützte Deklamation. Diese Melopöie, die nur in den schlechten Opern langweilig wird, ist bewundernswerth in den guten. Die Chöre, die man hinzugefügt hat, und die mit der Handlung in wesentlicher Verbindung stehen, nähern sich desto mehr dem Chore der Alten, weil sie auf eine von dem Recitative ganz verschiedene Weise in Musik gesetzt sind, wie die Strophe, die Episode und die Antistrophe bey den Griechen ganz anders gesungen wurden, als die Melopöie der Scenen.« — »Sowohl daraus, daß die Musik bey den Griechen als ein Hauptstück des Drama angesehen wurde, als auch aus einer Menge von Zeugnissen alter Schriftsteller läßt sich vermuthen, daß die Trauerspiele ganz gesungen, und mit Instrumenten begleitet wurden.« So lesen wir in Forkel's Geschichte der Musik; und weiter: »Die theatralische Recitation der Griechen war etwas, das zwischen der gewöhnlichen Rede und dem ordentlichen Gesange in der Mitte lag.« — »Eine andere Art von Musik wurde aber bey den Episoden und Chören der griechischen Schauspiele gebraucht« — »Es ist außer Zweifel,« meint ein neuerer Autor [3]), »daß die attische Tragödie in der Aufführung durchaus gesungen und getanzt wurde. Schon jener fortlaufende Wechsel rhythmischer Formen in der Anordnung der Rede deutet uns dieß an.«

Diese Schriftsteller melden uns zwar nicht, woher sie ihre Begriffe von der griechischen Tragödie genommen haben; allein man darf ihnen wohl zutrauen, daß sie das Gebäude ihrer Meinungen eben auch nicht auf Sand errichtet haben. Aristoteles erklärt das Trauerspiel als die Darstellung einer wichtigen und vollständigen Handlung von bestimmter Größe und in einer für das Ohr gefälligen Sprache. »Ich nenne eine für das Ohr gefällige Sprache diejenige,« fügt er hinzu, »welche einen Gesang bildet, der auf Harmonie und Rhythmus gegründet ist.« Die Melopöie nennt er von den Bestandtheilen des Trauerspiels den wichtigsten, um die Seele zu reizen und zu vergnügen [4]). —

[1]) Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie.

[2]) Dissertation sur la tragédie.

[3]) Das Theater zu Athen. Von Hanns Christ. Genelli.

[4]) De Poet.

Daß nicht nur der Chor, sondern auch der Dialog in den Schauspielen der Alten Gesang war, geht aus einer Stelle des Cicero hervor, da er vom Roscius erzählt, daß er im Alter in einem tiefern Umfang der Stimme gesungen, und die begleitenden Instrumente langsamer habe spielen lassen [1]); welch Letzteres zugleich beweisen dürfte, daß die Instrumente nicht bloß zum Aushalten oder Wiederholen des Grundtones gebraucht wurden. — Dieses wird um so glaublicher, als die Instrumentalmusik bey den Griechen so weit ausgebildet war, daß sie einen vom Wortgesange unabhängigen, selbstständigen Gesang zu schaffen vermochte, wie eine mißbilligende Aeußerung Plato's zu vernehmen gibt, womit er die vom Gedicht abgesonderte Instrumentalmusik »eine nichtsbedeutende Sache« und »einen Mißbrauch der Melodie« schilt [2]).

Daß die »kunstreich verschlungene Struktur und Sprache« der griechischen Chöre keinen Beweis für die Unmöglichkeit, sie zu singen, liefern, hat Hr. Abbé Maximilian Stadler durch seine klassische Komposition der Chöre zu Heinrich v. Collin's Polyxena auf das Glänzendste dargethan. Ich sah diese herrliche Arbeit entstehen, wachsen und vollenden: der Tonsetzer unterhielt sich oft mit mir von den Ansichten und Gefühlen, die ihn dabey leiteten, und die — leider noch immer nicht ins Publikum getretene Partitur ist in meinen Händen. Betrachtet man die Schwierigkeiten, welche dem Komponisten die stets ungleichen Versmaße, die immer wechselnden Gefühle, die vielen Ausrufungen, die eingeschobenen kleineren Perioden, welche so oft die größeren unterbrechen, die doch vorzüglich herausgehoben, bestimmt und klar wiedergegeben werden sollen; und wird man dann gewahr, wie der Tonsetzer diese, beym ersten Anblick des Gedichtes unübersteiglichen Hindernisse so glücklich gehoben hat, daß er die so verschieden gebildeten Verse jedes Chors in einen musikalischen Rhythmus brachte (den einzigen vierten Chor ausgenommen, wo nicht des Versmaßes, sondern des ganz veränderten Gegenstandes wegen, die Taktart gewechselt ist); daß er die, im Feuer des lyrischen Schwunges oft plötzlich wechselnden Empfindungen zu einem so schönen, so natürlich fortfließenden musikalischen Ganzen einte, daß man im Hören die Schwierigkeiten des Textes auch nicht ahnen, viel weniger bemerken kann; so wird man dem Verdienste des Komponisten die gebührende Bewunderung um so freudiger zollen, als er, ungeachtet all der angezeigten widerstrebenden Verhältnisse, den-

[1]) De Leg.

[2]) *Arteaga:* Le rivoluzioni del Teatro musicale italiano.

noch die Melodie durchaus zum stets getreuen Ausdruck der gegebenen Worte und Gefühle schuf *).

Es scheint also — wollte man selbst die angeführten Stellen des Aristoteles und Cicero nicht nach ihrem Wortlaute gelten lassen — wenigstens nicht »geradezu unmöglich,« daß die Tragödie der Alten gesungen wurde. Es gibt aber auch noch einen Grund, der dieß wahrscheinlich macht, und den ich in dem großen Umfange der griechischen Theater zu finden glaube. Bekanntlich ist der Gesang mehr geeignet, als die Rede, einen großen Raum auszufüllen, und sich in einem weitern Kreise hören zu machen. Die Töne der Rede werden durch einen schnellen Stoß aus der Kehle geschleudert, die des Gesanges durch einen anhaltenden Druck herausgezogen; daher gesungene Worte — eine tadellose Artikulation vorausgesetzt — in beträchtlicherer Entfernung, als gesprochene, vernommen werden. Besonders ist dieses der Fall beym Zusammensprechen; und ein gesungener Chor — immer unter der Bedingung einer deutlichen Artikulation — wird verständlicher seyn, als ein deklamirter. Daß endlich mit den Chören der griechischen Tragödie auch Tanz verbunden war, ist aus mehreren Nachrichten alter Schriftsteller unbezweifelt. Nun läßt sich aber Tanz ebenfalls leichter nach dem Rhythmus einer Melodie, als nach dem einer gesprochenen Rede geregelt denken.

Jedermann wird übrigens der Behauptung unseres Verfassers beytreten, daß — so wenig dieser Tanz ein Tanz nach unserm Sinne des Worts, mit Entrechats und Pirouetten, war, der Gesang des antiken Trauerspiels ein Gesang nach unserm Sinne, am wenigsten nach unserm heutigen Sinne dieses Worts, gewesen ist, in welchem Gesang und Gurgeley gleiche Bedeutung haben. Aber Gesang in edlerem Verstande, eine den Worten und ihrem Inhalte in Hinsicht auf Prosodie und Ausdruck entsprechende Melodie — wenn auch keine Mozartsche, wenn auch eine, die uns heute vielleicht seltsam klingen möchte, und, da die Tonleitern der Griechen dem Kontrapunkte widerstrebten, im Einklange oder in der Oktave vorgetragen, scheint der Chorgesang doch wohl gewesen zu seyn. Nimmt man aber dieses an, so muß man auch bey den Griechen, die in den schönen Künsten einen so feinen, geläuterten Geschmack besaßen, voraussetzen, daß ihre Monologe und Dialoge mehr als bloße

*) Eine ausführliche Anzeige dieses, im J. 1811 zu Collin's Todtenfeyer im k. k Universitätssaale aufgeführten, bis jetzt in seiner Art einzigen, Meisterwerks habe ich in den Vaterländischen Blättern für den österr. Kaiserstaat, J 1812, Nr. 3, niedergelegt.

rhetorische Deklamation waren, und sich ungefähr unserm Recitativ genähert haben: da der verletzende Wechsel von Rede und Gesang in unsern Singspielen ihrem ästhetischen Gefühle sicher unerträglich gewesen wäre.

Wenn all das hier Angeführte die Meinung, daß Neukomm's Weise, den Dialog und den Chor der Tragödie musikalisch zu behandeln, der Theorie nach die richtigste sey, nicht widerlegen sollte; so dürfte es wenigstens hinreichen, sie zweifelhaft zu machen; und es bleibt mir noch übrig, die Gründe anzugeben, warum ich sie, in Rücksicht auf die Ausführung, nicht für die beste halten kann.

Wie unendlich schwer es ist, einen, aus Schauspielern zusammengesetzten, zahlreichen Chor so genau zusammensprechen zu machen, daß auch nicht eine Sylbe verschoben und dadurch undeutlich wird; daß der Grundton festgehalten bleibt, daß die Stimmbeugungen, hinauf und hinab, rein zusammenklingen, daß keines der Chorglieder je aus dem verabredeten Zeitmaß falle u. s. w., weiß ich aus Erfahrung, und zwar gerade durch die Chöre zur Braut von Messina. Auch noch so fleißige, noch so oft wiederholte Proben können den jedesmaligen Erfolg nicht verbürgen, und wenn zwey, drey Aufführungen gelingen, wird die vierte mißrathen. Diesem Uebel hat zwar Neukomm — in sofern es das Zeitmaß und den Rhythmus betrifft — dadurch abgeholfen, daß er die Deklamation notirte, d. h. mit Noten und Pausen vorschrieb. Um aber diese Vorschrift verstehen und befolgen zu können, müßten sämmtliche Chorglieder musikalisch seyn. Man könnte daher nur Sänger wählen, um sie — sprechen zu machen. Nun gibt es aber viele achtungswerthe Bühnen für recitirendes Schauspiel, die mit keiner Oper verbunden sind, und folglich keine Sänger zu ihrer Disposition haben. Angenommen jedoch, daß jedes Schauspieltheater auch über Sänger zu verfügen hätte, und diese die Chöre genau nach der Vorzeichnung ausführten; so wird erstens die unnatürliche Verbindung der Rede mit der Musik, unbestimmter Töne mit bestimmten, immer etwas Widerliches haben; zweytens der Chor sich in Stellen, wo das Orchester, durch den Ausdruck bedingt, kräftig und rauschend fortschreitet, sich entweder nicht verständlich machen können, oder, um durch den Instrumentensturm zu dringen, kreischen müssen. Denn, wie schon oben bemerkt worden, es steht dem Sänger eine Kraft zu Gebote, die der Sprecher nur durch Schreyen, und auch da kaum jenem gleich, zu erreichen vermag. Die auf dem, dem vorliegenden Buche beygefügten Musikblatte als Beyspiele angeführten Chorstellen bestätigen das hier Gesagte. Obschon die begleitende Musik nur im Klavier-

auszuge unter die Worte gesetzt ist, zeigt doch schon der Charakter und Ausdruck der Komposition zu den Worten:

Aber treff' ich dich draußen im Freyen u. s. w.

dann:

Aber wir fechten ihre Schlachten u. s. w.

daß in der Partitur die ganze Fülle und Macht eines wohlbesetzten Orchesters angewendet ist, welche zu besiegen, der gesprochenen Rede unmöglich seyn dürfte. Gewiß scheint es also, daß, will man den Chor der Tragödie mit Instrumentalmusik verbinden, und in dieser die Vortheile ihrer gegenwärtigen Vervollkommnung benützen, dieß füglich nur geschehen kann, indem man — nach Stadler's Vorbild — den uns unbekannten Gesang der alten Griechen in unsern heutigen — ich meine in Gesang im edlen Verstande des Wortes, in eine durch Melodie erhöhte und verschönerte Deklamation verwandelt. Freylich wird man dann auch den Dialog nicht gesprochen lassen können, und unserm Recitative nahe bringen müssen; ich stelle mir aber vor, daß — vorausgesetzt daß es möglich wäre, verständige und gefühlvolle Sänger zu finden, die zugleich ausgezeichnete Schauspieler wären — eine Tragödie von Sophokles oder Euripides, von einem Gluck auf diese Weise in Musik gesetzt, die höchste Wirkung hervorbringen müßte, die je von der Bühne herab erreicht worden ist.

Besser, als Worte es können, würden die Leser, und vielleicht selbst unsern geehrten Verfasser, des Herrn Abbé Stadler's Chöre zur Polyxena hiervon überzeugen, wären sie ihnen und ihm gegenwärtig, wozu aber leider so lange keine Aussicht ist, als die meisten Musikverleger sich nicht getrauen, die Herausgabe gediegener Tonwerke ernster Art zu unternehmen, und ihre Waarenlager bloß aus Rondeaux, Polonaises, Pot-pourris, Bouquets, Souvenirs, Adieux, und wie die schönen Siebensachen sonst noch heißen, nebst einem tüchtigen Sortiment von Walzern, zusammensetzen; wohl auch so thun müssen, wollen sie anders nicht zu Schaden kommen.

Hr. Hofrath Rochlitz kehrt nun zur Lebensgeschichte Neukomm's zurück, und kömmt endlich an dessen, in der Ueberschrift dieses Absatzes genanntes großes Tonwerk: Christi Grablegung, wozu der Komponist den Text sich selbst aus dem zwölften Gesange von Klopstock's Messias zusammengestellt hat. Die Analyse und Beurtheilung dieses Oratoriums nimmt funfzehn Seiten ein, und ist mit all der Kunstkenntniß, dem Scharfsinne und dem richtigen Gefühle geschrieben, welche derley Aufsätze des Verfassers vor allen ihres Gleichen auszuzeichnen pflegen. »Nirgends, wo es noch Konzerte gibt,« sagt der-

selbe, »in welchen rauschende Lärmstücke, auffallende Virtuosenkünste und reizende Nichtigkeiten die Oratorien nicht ganz verdrängt haben, sollte man Neukomm's Grablegung unaufgeführt lassen.«

Wir kommen nun zu dem zweyten Hauptartikel, welcher den bescheidenen Titel Materialien führt. Was hier vorkommt, soll, nach dem Wunsche des Verfassers, Stoff zu eigenem Denken darbringen, zu eigenem Denken einladen; und ist auch vollkommen im Stande, die Erfüllung dieses Wunsches zu bewirken.

Der erste Abschnitt, Vermittlung genannt, verbreitet sich über die Klage, daß die durchaus entschiedene Vorliebe, ja fast ausschließliche Liebe zu dem Neuesten, dem Allerneuesten in der Musik (sey dieß nun wie es wolle, nur nicht geradezu schlecht), dem Liebhaber, dem Tonkünstler, der Tonkunst selbst nachtheilig werden müsse. Der Autor gibt dieß zwar zu, meint auch, daß die Schnelligkeit des Wechsels zum Theil von der sich so ungeheuer und immerfort mehrenden Masse der Kompositionen herrühre; glaubt aber, daß diesem Uebel mit Gewalt und in gegebener Zeit nicht abzuhelfen sey, sondern demselben am besten dadurch gesteuert werden könne, daß man bey Musikfesten, Singvereinen, Quartettgesellschaften u. s. w., was wahrhaft Gutes und Schönes vorhanden ist, nicht einschlafen oder ausarten lasse, es vielmehr unterstütze, aufrecht halte, weiter verbreite; wodurch dasjenige, was sich damit nicht messen kann, von selbst zu Grunde gehen, und dem Würdigen den Platz überlassen müsse.

Der zweyte Abschnitt enthält Vorschläge, und wahrlich eben so treffliche als — bey einigem Eifer und gutem Willen — leicht ausführbare. Ich kann sie hier nicht anführen, da dieß nicht anders, als durch Abschreiben dieses ganzen, in möglichster Kürze und Bündigkeit gegebenen Aufsatzes möglich wäre; sie bezwecken aber nichts Geringeres, als wieder einiges Denken dem bloßen Hören und dunkeln Hinnehmen zuzuführen; wenig bekannte oder durch den Schwall der neuesten zurückgedrängte ältere gute Tonwerke durch lebende Meister, deren Name für ihr Urtheil bürgt, in Erinnerung bringen zu lassen; und die Aufführung solcher Kompositionen in häuslichen Zirkeln, auch in größern, schon gewissermaßen konzertmäßig eingerichteten Versammlungen, als: Singakademien, Uebungsvereinen u. dgl. zu befördern.

Aussicht ist der dritte Abschnitt betitelt. Er behandelt die Erwartung, daß, so wie die gebildeten Nationen Europa's durch die, allen gleich verständliche Notenschrift, und, mittels dieser, durch die gegenseitig ausgetauschten Tonwerke in eine Art

von geistigem Vereine getreten sind, sie sich auch, was Styl und Geschmack betrifft, einander mehr und mehr nähern, was sie bey jeder wahrhaft Gutes finden — ohne jedoch ihre eigene Nationalität gänzlich abzulegen — in sich aufnehmen, dadurch aber sich einander besser verstehen und richtiger schätzen lernen werden. Wenn das wirklich eine Aussicht, und nicht bloß eine täuschende Hoffnung ist, so muß man unsern Nachkommen Glück wünschen. Für jetzt kann ich — zumal in einem der wichtigsten und interessantesten Fächer der Tonkunst, in der Oper — nur noch wenige und schwache Strahlen wahrnehmen, welche das Aufgehen dieser schönen Sonne verkünden dürften. Die mittelmäßigen deutschen Komponisten ahmen die Manieren und Fehler der neuesten italienischen nach, ohne die Fülle und Frische ihrer Melodien erreichen zu können, welche die Kunstphilosophie sie richtiger, als diese thun, anwenden lernen sollte. Die vorzüglichern aus ihnen sind, um nicht in diesen Fehler zu gerathen, in den entgegengesetzten gefallen, und, wenn nur der Ausdruck erlaubt ist, überdeutsch, dadurch aber unpopulär, geworden. Die französischen Tonsetzer, und unter diesen selbst einige der besseren, thun wie die früher angeführten deutschen, besonders was das, fast durchaus und dadurch so oft am unrechten Orte angebrachte Instrumentengetöse betrifft. Die italienischen endlich, nämlich die, welche in und für Italien schreiben, haben allesammt nur ein Vorbild, dem sie, so gut oder so übel Jeder kann, nachstreben. Cherubini und Spontini, welche der Verfasser als Beyspiele anführt, wie Italiener »großen Theils Deutsche und nicht kleinen Theils Franzosen« geworden sind, können hier wohl kaum als Beyspiele dienen. Beyde haben von Italien nur Namen und Geburtsort, und brachten den größten Theil ihres Lebens in Frankreich oder Deutschland zu; beyde aber dürfen sich zur Modifikation ihrer Kompositionsweise nicht eben Glück wünschen; denn Ersterer mußte durch die Gewalt der Kabale — zum unermeßlichen Schaden echt dramatischer Musik! — das Feld der Opernbühne räumen; von Letzterem wird, die Vestalin und den Cortez (beynahe nur jene allein) ausgenommen, außer in Berlin, keine seiner Opern aufgeführt.

Der vierte Abschnitt, der kürzeste, aber darum nicht der mindest gelungene, führt den Titel: Trost. Diesen Trost, der für die Angriffe der Unwissenheit, Gemeinheit, des eiteln Dünkels oder der neidenden Schadenfreude gemeint ist, gibt der Verfasser in lauter heitern, wohlgewählten Götheschen Versen, von welchen ich nur folgende anführen will:

Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los? so fragte der Gärtner;
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,

Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, das Teufelsgezüchte? — »Laß sie nur Alle, so frißt Einer den Anderen auf.«

Geist und Buchstabe nennt sich der fünfte Abschnitt. Unter Geist versteht der Verfasser die eigenthümliche, erhöhte Stimmung des Künstlers, unter dem Buchstaben aber alles, womit der Künstler diese seine Stimmung ausdrückt. Da es nicht leicht ist, das richtige gegenseitige Verhältniß zwischen Geist und Buchstabe in den Künsten zu bestimmen, und aus diesem Verhältniß ein gerechtes Urtheil abzuleiten; dürfe man, meint Hr. Hofrath Rochlitz, dem Künstler nicht geradezu vorwerfen, worin er jenes Verhältniß mehr oder weniger mißgegriffen; dem beurtheilenden Autor nicht, worin er dem Geiste oder dem Buchstaben viel oder wenig zu nahe getreten ist; »besonders in einer Zeit, wo der Künstler — wenigstens der Tonkünstler — alle Tage erfährt, wie der Buchstabe, wenn nur in einem namhaften Grade von Vollkommenheit ausgeprägt, das glänzendste Glück macht, indeß der Geist, wo er in reiner Einfalt und milder Würde erscheint, von sehr Wenigen auch nur erkannt wird.«

Daß diesem Uebel des Moments (wahrlich eines langen, dessen Ende noch immer nicht abzusehen ist) durch eine deutliche Auseinandersetzung und genaue Bestimmung des richtigen Verhältnisses zwischen Geist und Buchstabe, schwarz auf weiß, auch nur einigermaßen abzuhelfen sey, glaubt der Verfasser nicht, und ich eben so wenig. Wie wäre es sonst möglich, daß so viel Gründliches und Ueberzeugendes, was seit Jahren darüber geschrieben wurde, im Allgemeinen wenigstens, noch immer ohne Erfolg geblieben ist? — Der Autor führt hier eine treffliche Stelle Fichte's an, aus welcher ich folgende Worte hieher zu setzen mich nicht enthalten kann: »Die Leichtigkeit der mechanischen Kunst verwechselt man sehr oft mit dem Geiste selbst. Sie ist allerdings die ausschließende Bedingung seiner Aeußerung, mag man nun, was die Tonkunst betrifft, komponiren oder ausüben, und jeder, der an das Werk geht, muß sie schon erworben haben: aber der Geist selbst ist sie nicht. Durch sie allein wird nichts hervorgebracht, als ein leeres, höchstens im Augenblick den äußern Sinn angenehm berührendes Geklimper; ein Spiel, das auch nichts weiter ist als Spiel, das nicht zu Ideen erhebt, und höchstens einen Muthwillen und eine verschwendete Kraft ausdrückt, der man in der Stille eine bessere Anwendung wünscht.«

Jeder Kunstkenner wird übrigens dem Verfasser darin beypflichten, daß es in Rücksicht auf echte und rechte, nicht durch Berechnung, sondern durch glückliche Natur, unbefangenen, rein künstlerischen Sinn und vollkommene Gewalt über gesammte Mittel bewirkte Verbindung des Geistes und des Buchstaben,

nichts Vollkommeneres und zugleich Zweckmäßigeres geben kann, als — innerhalb seiner eigentlichen Sphäre — Joseph Haydn's Werke, von seiner mittleren Zeit an bis an seinen Tod.

Der sechste Abschnitt drückt den Wunsch aus, daß, nachdem schon die Alten die wohlthätigen Wirkungen der Musik auf Irre oder sonst Geisteskranke gekannt haben, und darüber zu allen Zeiten Erfahrungen oder Betrachtungen verschiedener Art bekannt gemacht worden sind, die Aerzte solcher Krankenanstalten oder sonst dazu fähige, mit derley Anstalten eng verbundene Männer durch ihren Namen beglaubigte, ausführliche Darlegungen des Verfahrens und der Methode, belegt, erläutert durch möglichst genaue Beobachtungen über die offenbaren Wirkungen der Musik, dem Publikum mittheilen möchten; wobey besonders auf die Gattung der Musik, welche, auf die Umstände, unter welchen sie angewendet wurde, und auf die verschiedenen Grade der Krankheit der Patienten sowohl, als der Wirkung der Musik auf dieselben, Rücksicht zu nehmen wäre. Sehr interessant ist, was Hr. Hofrath Rochlitz von seinen eigenen, an zwey periodisch Kranken in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen erzählt; und Niemand wird verkennen, zu welchen unberechenbaren Vortheilen eine Sammlung solcher, mit Geist aufgefaßter, ausführlich und genau mitgetheilter, zuverläßiger Fakta führen könnte.

Der siebente Abschnitt ist Verwandtschaft überschrieben, und handelt von der großen, unverkennbaren Aehnlichkeit der alten deutschen Komponisten mit den alten italienischen. Die Ursachen dieser Aehnlichkeit werden hier trefflich entwickelt. Ob die, in unsern Tagen so viel besprochene Annäherung und Verähnlichung aller Nationen Europa's nach jeder Richtung der geistigen und thätigen Willenskräfte, besonders in der Literatur, schon jetzt so groß in der Wirklichkeit oder nur in der Einbildung sey, als sie geschildert wird, will der Verfasser dahingestellt seyn lassen; aber daß sie in der Tonkunst jetzt so groß und umfassend ist, als früher niemals, sollten wir doch, meint er, anerkennen; des Guten, das diese Annäherung wirklich gebracht, uns freuen, und — was bisher noch nicht geschehen — dem offenbar Nichtguten vereint Widerstand leisten.

Ich beziehe mich dießfalls auf dasjenige, was ich oben bey dem Abschnitte Aussicht angeführt habe. Ich werde, besonders was Opernmusik betrifft, keine gegenseitige, sondern nur eine einseitige Annäherung gewahr, nämlich die der Deutschen und Franzosen an die heutigen Italiener. Aus diesem Grunde kann ich auch die Freude des Hrn. Fetis nicht theilen, die er darüber äußert, daß in letzterer Zeit einige junge französische

Tonsetzer auf den ersten Theatern Italiens eine glänzende Aufnahme fanden. Wenn er dieß aber vollends als ein Ereigniß von Wichtigkeit für die französische Schule, und für einen Beweis des fortschreitenden Einflusses, welchen die französische Musik in Italien gewinnt, schildern will *); so bedaure ich, daß er nicht gewahr wird, wie jene jungen Komponisten eben deßhalb dort so viel Glück machen, weil sie mehr und mehr von der französischen Schule zur neuesten italienischen übergehen, und sich immer weiter von den Vorbildern entfernen, welche Gluck, Mehul, Cherubini, Catel und selbst Boieldieu (in seinen frühern Werken) ihnen aufgestellt haben.

Der achte Abschnitt: Erinnerung, behandelt einen, meines Wissens noch nie zur Sprache gebrachten und doch sehr anziehenden Gegenstand. Man hat nämlich ein altes Buch von den Malern, die neben ihrer Kunst vorzügliche Männer gewesen. Hr. Hofrath Rochlitz wünscht, daß — da es Manche gibt, bey deren anerkannten großen Verdiensten gewiß nur Wenige an ihre Musik, oder bey deren Musik nur Wenige an ihre andern Verdienste sich erinnern — ein unterrichteter und guter Darstellung mächtiger Mann, zwar kein Buch, aber einen Aufsatz für irgend eine musikalische Zeitschrift abfassen möchte von den Musikern, die neben ihrer Musik vorzüglich berühmte Männer waren oder sind.

Verhältniß lautet die Ueberschrift des neunten Abschnitts. Es ist nämlich hier von dem heutigen Verhältnisse der Instrumental- zur Vokalmusik die Rede, und wie sehr die letztere dabey im Nachtheil stehe; so daß sogar bey den großen Musikfesten, deren Hauptzweck anfänglich auf die Vokalmusik, und zwar auf die gediegene Gattung derselben, das Oratorium, gerichtet war, den Symphonien, Konzertstücken und Bravourgesängen (die ebenfalls zur Instrumentalmusik, durch eine Menschenstimme ausgeführt, gehören) weit mehr Beyfall zu Theil wird, als den Oratorien. Die Meinung, daß die Vorliebe für Instrumentalmusik wohl immer, wenn auch nicht in solchem Maße, da gewesen, und nur die Formen und die Mittel (die Instrumente) sich geändert haben, indem unsern Vorfahren, was jetzt die großen Orchester sind, die Orgel — was jetzt die Symphonien, ihre Präludien und Fugen — und was uns die konzertirenden Stücke, ihnen ihre Trios u. dgl. waren; diese Meinung soll wahrscheinlich nur das jetzt bestehende Mißverhältniß weniger anstößig machen: denn daß es nicht in der That so war, beweiset die überwiegende Zahl der Komponisten für Vokalmusik in älterer Zeit, und die

*) Revue musicale, T. VII. Nro. 6. 1830.

Menge und Herrlichkeit ihrer Werke; so wie im gegenwärtigen Aufsatze die richtige Bemerkung vorkömmt, daß die jetzigen Instrumental-Kompositionen an Anzahl, an geistigen Reizen und zum Theil auch wirklich an Gehalt und Trefflichkeit die für den Gesang hinter sich lassen, weil jene Vorgunst für sie herrscht, und man — wie in Fabriken — am reichlichsten und schönsten liefert, was eben, als das Beliebteste, am häufigsten gesucht wird und am meisten gilt.

Den zehnten und letzten Abschnitt, von dem Autor Neu-Altes genannt, füllen Betrachtungen über die Nachahmungen der Kunsterzeugnisse des Mittelalters, welche sich Anfangs auf Poesie, dann auf Malerey, und — wie mir bisher nicht bekannt geworden — zuletzt auch auf Musik ausdehnten. Der Verfasser spricht hier von neu-alten Musikstücken, ohne diese selbst oder ihre Komponisten anzuführen, und meint mit Recht, daß, wenn man dergleichen nicht bloß zu seiner Uebung und Freude schreibt, sondern öffentlich ausstellt, ohne das ihren Vorbildern Wesentliche befriedigend zu leisten; er nicht sehe, was man denen antworten will, welche sagen: Da bleiben wir lieber bey dem Alten selbst, wo wir finden, was hier, aber auch, was wir hier vermissen; und wo wir Beydes vollkommen finden.

Bis zu uns sind, meines Wissens, solche Kompositionen noch nicht gedrungen; wir lernen täglich nur Nachahmungen des Neuen, d. h. des Allerneuesten, kennen, das wahrlich des Nachahmens nicht werth ist.

Der dritte Hauptartikel: Ansichten, zerfällt in drey Abtheilungen. Da diese ausführliche, unsers Verfassers in jeder Hinsicht vollkommen würdige Recensionen zweyer musikalischer und eines literarisch-musikalischen Werkes enthalten, aus welchen Einzelnes auszuheben nicht wohl thunlich ist; mag es genügen, die Werke anzuführen, welche hier eben so gründlich als erschöpfend beurtheilt werden. Es sind: Johann Sebastian Bach's Kantate: Ein' feste Burg ist unser Gott; musikalische Aufsätze von Joseph Berglinger *); und: Göthe's Lieder, Oden, Balladen und Romanzen, mit Musik von J. F. Reinhardt.

Den vierten Hauptartikel bilden zwey Gespräche. Beyde beurkunden den, zwar längst schon anerkannten Meister des Dialogs, und das erstere — Der Organist und der Doktor überschrieben — auch noch besonders den vielgewandten Men-

*) In der Schrift: Phantasieen über die Kunst, für Freunde der Kunst, herausgegeben von Ludwig Tieck. 1799.

schenmaler in dem vortrefflichen Bilde des ehrlichen, für das Echte und Rechte seiner Kunst eingenommenen Dom-Organisten. Gesanglehrer eines jungen, talentvollen Mädchens, das bisher, zu seiner Freude, nur an gehaltvollen Kompositionen Geschmack gefunden, und im Vortrage solcher einen nicht geringen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, erklärt er ihrem Vater mit beklommenem Herzen, daß er den Unterricht seines Töchterchens nicht länger fortsetzen könne, weil sie sich, durch das Beyspiel ihrer Gespielinnen und den Beyfall, welchen diese erhalten, von der Bahn des wahren, seelenvollen Gesanges ab, zur leidigen Modegurgeley verleiten zu lassen scheine. Wehmüthig erinnert er sich der Zeit, wo er, an das Krankenlager gefesselt, weder für Trost noch Erquickung mehr empfänglich war, und beydes wieder ihm bestens einging, nachdem seine holde Schülerin ans Pianoforte getreten war, und aus tiefer Brust und tiefer Seele — erst Händel's:

»O hör' mein Flehn, allmächt'ger Gott!«

aus dem unbeschreiblich herrlichen Simson; und dann Stadler's Psalm:

»Gott ist mein Hirt: mir wird nichts mangeln.«

gesungen hatte; wie sie aber später, in großer Gesellschaft, mit ihrem einfachen, gemüthlichen Gesange nur kalten, höflichen Beyfall erhielt, während andere Mädchen durch »Di tanti palpiti« — »Son regina« — Nel cor più non mi sento« mit den Herenvariationen u. dgl. die elegante Welt in Jubel und Enthusiasmus versetzten. Ein jedes junge Mädchen will gefallen, meint der gute Alte, und jede habe es auch gleich weg, wodurch man gefällt; so hatte er es denn schon in den nächsten Uebungsstunden gemerkt, daß die alten und neuen Kernstücke nicht mehr schmecken wollten. Als aber die Gleichgültigkeit gegen solche Musik zunahm, und er einst zufällig unter ihren Musikalien ein ganzes Bündel allerneuester Bravourarien, »mit Fermaten über Fermaten und ganz in musikalischer Perlenstickerey« entdeckte, da wußte er, wie viel es geschlagen habe. Vergebens stellte er dem lieben Kinde vor, daß selbst die besten dieser Kompositionen, wenn sie noch so vollendet herausgebracht werden, bloß im Ohre wohlthun: daß sie aber, nicht wahrhaft vollendet herausgebracht, nicht nur zu gar nichts, sondern zu etwas Widerwärtigem — »wie rauchiger Crême oder angebrannte Schokolade« — werden; vergebens suchte er ihr begreiflich zu machen, welche (von dem Verfasser mit wahrer Kennerschaft aus einander gesetzte) Nachtheile für die schöne, volle Bruststimme — »diesen von Gott dem Herrn gegebenen Seelenton« — aus dem Einüben und

Ausführen solcher Gesangsmusik entspringe, und wie man dergleichen den Virtuosen, für die sie geschrieben ist, überlassen, nicht aber diesen nachhümpeln, und das zurückstellen solle, was, dem Geiste und der Seele nach, viel höher steht u. s. w. Sie hörte es an, und — that wie zuvor. Da er nun solchen »aufgeputzten Götzendienst« wohl bey denen mit ansehen könne, die nichts Tieferes und Edleres kennen, bey ihr aber nicht; so bäte er den Vater, ihn seines Amtes zu entlassen. Dieser trachtet den wackern Meister zu beruhigen, was Anfangs nicht gelingen will; er sagt ihm dann, daß — da er seine Frau und Tochter allen jenen Gesellschaften nicht entziehen könne, etwas gefunden werden müsse, was die verschiedenartigen Interessen möglichst vereinigt. In dieser Absicht wolle er öfter, als bisher geschehen, in seinem eigenen Hause einen kleinen, aber wahrhaft ausgesuchten Kreis von Freunden versammeln, und Musik machen, aber nur die allerbeste, aus allen Gattungen und Zeiten: nur nicht bloße Virtuosenstücke. Da möge seine Tochter singen, so viel sie will, und in dem Eindruck, den sie damit macht, in der Freude von Personen, die sie hochachten und lieben kann, auch ihren kleinen Triumph genießen. Für die bunten Zirkel, deren Besuch er, so viel sichs nur thun läßt, zu beschränken denke, möge der Meister seinem Töchterchen ein halbes Dutzend der allerneuesten und allerhübschesten von jenen kleinen, zierlichen Arietten, Kavatinen, Duetten von Blangini u. dgl. einstudiren; das könne ihr weder Stimme, noch Geschmack, noch Singmethode verderben, und ihre Eitelkeit nicht zu sehr reizen, weil Andere mit ihren Bravourgeschichten doch noch rauschenderen Beyfall ernten werden.

Zu hoffen ist es kaum, daß viele Aeltern dem Beyspiele dieses klugen Vaters folgen werden; zu wünschen, für die Jugend wie für die Kunst, wäre es wahrlich!

Im zweyten Gespräche, der Besuch genannt, werden die Eigenheiten, Mängel und Vorzüge der heutigen Musik in Betrachtung gezogen. Ja, in der That, auch Vorzüge hat der scharfsichtige, ruhig erwägende und unparteyische Mann an ihr aufgefunden; denn ich kann mich des Glaubens nicht erwehren, daß die vermittelnden, billigen Worte, welche hier dem Musikdirektor Haak von Stettin zugeschrieben werden, recht eigentlich unserm Autor angehören. Wir finden hier die Meinung ausgesprochen, daß, was die neuesten Produkte der Tonkunst anlangt, des Vortrefflichen — nur nach ganz andern Richtungen — schwerlich weniger als jemals; des Mittelmäßigen jetzt mehr als jemals; dagegen des Schlechten weniger vorhanden; daher im Ganzen das Werthverhältniß wohl ziemlich als dasselbe

anzunehmen sey. Jene ganz andere Richtung betreffend, so komme es darauf an, worein man sie setzt, wie man sie auffaßt, die Sache im Ganzen betrachtet; denn das Einzelne wechsle immer und werde immer wechseln. Die winzig kleinen, zuckersüßen Gesangfigürchen, ohne alle Rücksicht auf das, was gesungen und von wem es gesungen wird, der einen — die regelrechten, aber starren Fugen der andern — der ungeheure Trompeten-, Pauken-, Posaunen- und Trommellärm der dritten, der jetzt begünstigten Parteyen; das zerfließende Hinschmachten auf der Klarinette oder das pfeilschnelle Auf- und Ablaufen auf dem Pianoforte, oder der gewaltsam erzwungene rauhe, grelle Ton möglichst dicker Saiten bey den Violinisten französischer Hochschule; alles das sey gekommen, man weiß kaum woher, und werde gehen, man wird kaum wissen wohin (welch Letzteres der Himmel baldigst verleihen wolle!). — Das eigentlich Charakteristische der Tonkunst unserer Tage sey, erstens in Hinsicht auf Komposition: die Herrschaft der Phantasie, den übrigen Geistes- und Gemüthskräften gegenüber, welch erstere in den Werken der ausgezeichnetsten Führer der letztvergangenen Periode, namentlich bey Haydn und Mozart, mit letzteren beyden im engsten Bunde zu vollkommener Einheit, und mit Ausschluß gewaltsamer Willkür gestanden sey. Zweytens, in Beziehung auf die Ausführung: eine Erweiterung der Fähigkeit und Geschicklichkeit, die sonst ganz unerhört gewesen; eine glückliche Besiegung von Schwierigkeiten, die man sonst für geradezu unmöglich, ja deren Anmuthung man ehedem für baren Unsinn gehalten hätte. Hierbey komme jedoch zu erinnern, daß das nur Mittel zum Zwecke sind, die man jetzt leider als diesen behandelt, und wohl gar vergißt, daß es einen solchen gebe. Zwar sey diese Eigenheit der Zeit gleichwohl an und für sich nur Weiterkommen, und jedes Weiterkommen ein Gewinn; allein wolle man auch jene Vorschritte anerkennen, so könne man doch auch einige sehr bedeutende Rückschritte der meisten Ausführenden nicht übersehen. Diese Rückschritte offenbaren sich im Ton, der Sänger sowohl, als der Bogen-Instrumente, und zwar in dessen Fülle, Frische und Wohllaut; in seinen Abstufungen zwischen Schwach und Stark, wovon man fast nur dieß Beydes noch besitze; endlich an Ton, was reine Intonation anlangt. Ein Uebelstand mehr sey endlich noch, daß die meisten, auch die vorzüglichern Sänger und Sängerinnen, kaum noch beachten, wenn, wo und wie Athem zu nehmen sey, ohne daß melodische Gänge (wohl sogar einzelne Worte) zerrissen, Schlußtöne der Figuren verschluckt, Bindungen abgebrochen werden u. dgl. — Befremdend ist es, daß hier eines andern, fast noch häufigern und zuverläßig noch

weit widrigern Uebelstandes nicht erwähnt ist: der immer nachlässiger und undeutlicher werdenden Artikulation, wodurch wir dahin gekommen sind, daß man selten mehr zu unterscheiden vermag, in welcher Sprache gesungen wird, viel weniger aber zu verstehen, was der Text aussagt. — Das Scharfe dieser Klagen zu mildern, müsse man hinzusetzen, daß es an Talenten und großem Fleiß nicht fehle, und das, was verloren gegangen, durch eben jene Vorzüge anderer Art in unsern Tagen verloren ging. Diese letztern aber mit den (wohl weit gewichtigern) der vergangenen Zeit zu verbinden, scheine unmöglich, oder höchstens Einzelnen der allergrößten Virtuosen vorbehalten. Das bloß sinnlich Reizende — wohin auch alle gewöhnlichen Virtuosenkünste gehören — erschöpfe sich und die lebhafte Empfänglichkeit gleichfalls. Das bloß Phantastische und Pikante, ist wirklich Geist darin und Wahrheit, werde wohl für den Augenblick interessiren, befriedigen könne es nimmermehr. Alles bloß durch Geschicklichkeit, Fleiß und Routine hervorgebrachte wiederhole sich und lasse dann kalt. Das bloß Lärmende, Tumultuarische, gewaltsam Hin- und Herreißende aber sey nicht der Rede werth. Was Personen von Geschmack und Erfahrung an die Erzeugnisse der Tonkunst in Dichtung und Praxis durch Hochachtung und Liebe binde, sey nur das, was, außer dem, daß es künstlerisch recht und gut ist, zugleich menschlich groß, menschlich edel und schön hervortritt: groß, edel und schön im Geist, Gemüth oder Charakter. Das zeige sich aber vor Allem in ursprünglich neuer Erfindung, in der Wahrheit, Bestimmtheit und Tiefe des Ausdrucks, und in einem Styl, der dem, wozu Erfindung und Ausdruck verwendet werden, vollkommen angemessen ist.

Schöner, als mit diesen goldenen Worten, kann ich meine Anzeige wohl nicht enden. Gar manches Vortreffliche dieses zuletzt erwähnten Gesprächs, womit die darin enthaltenen Ideen ausgeführt, verbunden und bekräftigt werden, fehlt in diesem flüchtigen Umrisse, und unendlich viel ausgezeichnete Stellen des ganzen Buches mußte ich anzuführen mir versagen, theils um die Grenzen einer Anzeige nicht zu überschreiten, theils um die Leser nicht des Vergnügens zu berauben, sie in dem meisterhaften Style des Autors und im Zusammenhange mit dem Uebrigen zu genießen. Wer es aber liebt, seinen Geist zu nähren, seine Kenntnisse zu erweiteru und seinen Geschmack zu berichtigen durch eine Lektüre, die neben alle dem durch Inhalt und Vortrag auch noch ungemein anziehend und unterhaltend ist, möge dies Werk in seiner Sammlung nicht fehlen lassen!

J. F. Edler von Mosel.

Art. IX. Gesammelte Schriften von Thomas und Karl August West. Vier Bände. 12. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedr. Vieweg. 1829. Erster Th. 300 S., zweyter Th. 316 S., dritter Th. 349 S., vierter Th. 361 S.

Der Verfasser dieser, seit einer langen Zeitreihe dem Publikum großentheils einzeln bekannt gewordenen Werke, ist der als Dichter wie als Kritiker gleich ausgezeichnete Wiener Hoftheater-Sekretär und Dramaturg Schreyvogel; die Namen Thomas und Karl August West sind eine literarische Doppelmaske, welcher sich derselbe seit seinem ersten schriftstellerischen Auftreten abwechselnd bediente. »Thomas West,« sagt der Verfasser in der Vorrede, »der ehmalige Aktuar der stillen Gesellschaft eines humoristischen Vereins, dessen sich einige Leser aus der Zeit des Sonntagsblattes vielleicht noch erinnern, ist seit achtzehn bis zwanzig Jahren nicht mehr öffentlich als Schriftsteller aufgetreten. Dieser Name bezeichnet übrigens einen Charakter, der in den nachfolgenden Lebensbildern und satyrischen Streifzügen als handelnde Person erscheint. Dagegen ist der Name Karl August West nicht mehr und nicht weniger als eine gewöhnliche Schriftsteller-Etikette, mit welcher der Verfasser seine neueren Druckschriften auf den Büchermarkt schickte, und die er auch bey seinen künftigen beybehalten wird.«

Die erste und zweyte Abtheilung dieser Sammlung enthalten Bilder aus dem Leben, und als solche fünf Erzählungen, dann Dialogen und Charakterskizzen; die dritte und vierte Abtheilung kritische und satyrische Streifzüge. Zwischen den, scheinbar in keinem Zusammenhange stehenden, Erzählungen wird eine gewisse Verbindung wahrgenommen, welche wir in der Folge nachweisen werden, auch stehen sie mit den Streifzügen, in welchen der Verfasser sein Urtheil über die deutsche Literatur, die er dreyßig Jahre lang aufmerksam, scharfsinnig und unparteyisch betrachtete, in einem fast unmittelbaren Zusammenhange.

Die erste Abtheilung beginnt mit einer Erzählung: Samuel Brinks letzte Liebesgeschichte, eine Episode aus dem Roman seines Lebens (1820). Sie ist einer der interessantesten Beyträge zur Geschichte des menschlichen Herzens. Die Liebe ist ihrer Entstehung und ihrer Entwicklung nach, in zwey jugendlichen Gemüthern und in dem Herzen eines älteren Mannes geschildert. Der Kampf zwischen Gefühl, Erfahrung und Verstand in Samuel Brink, einem Charakter, dem wir öfter in der Folge begegnen, und der zwischen Gefühl und Pflicht in Gretchen, wecken und befriedigen das Interesse der Handlung, welche hier, wie im Werther, fast nur Folie psychologischer Ergebnisse ist. Man kann nicht anstehen, diese Erzählung der Erfindung nach sowohl

als der preciſen Durchführung, mit der vollſten Ueberzeugung vollendet zu nennen. Die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens werden auf eine anſchauliche und höchſt intereſſante Weiſe enthüllt, und nicht bloß im Allgemeinen und Auffallenden, ſondern im Beſonderſten und im Tiefſten. Hauptſächlich ſind es die Miſchungen, Färbungen und Uebergänge der Gefühle, die der Verfaſſer mit lobenswerther Zartheit zur Anſchauung bringt. Die Charaktere ſind mit Sicherheit gezeichnet und aus dem Leben genommen. Nirgends findet man eine Spur jener verweichlichenden, modernen Sentimentalität und des widernatürlichen Hinaufſchraubens menſchlicher Handlungen und Gefühle, nirgends das entgegengeſetzte Extrem, Plattheit oder gemeine Darſtellung alltäglicher Ereigniſſe. Wenn auch die Handlung keine ganz beſondere genannt werden muß, ſo iſt doch das, was ſie wahrnehmen läßt, von der ſeltenſten Art. Der Verfaſſer hat ſich, wie wir fortwährend bemerken müſſen, der Aufgabe redender Kunſt getreu, in allen ſeinen Erzählungen die Darſtellung innerer Gemüthshandlungen als Ziel vorgeſetzt, und gebraucht die der äußern nur als Körper, entgegengeſetzt der Weiſe der Mehrzahl der heutigen, und meiſt beliebten, Erzähler und Novellenſchriftſteller, welche nur durch die Maſſe der äußern Handlung zu befriedigen ſuchen, damit aber freylich nur ein ſinnliches Intereſſe aufregen können, und Geiſt und Gefühl kalt laſſen. Daher auch die Sucht, immer Neues und Sonderbares zu erfinden, jenes Haſchen nach Originalität, das zur Unnatur und Karikatur treibt, während der Schriftſteller beſſern Ranges auf jene Aeußerlichkeiten wenig Rückſicht nimmt, und nicht ſelten das oft Verſuchte zur Anſchauung bringt, wenn er ihm eine neue Seite abzugewinnen, wenn er es klarer, anſchaulicher darzuſtellen weiß. Daher wirft man auch Erzeugniſſe erſterer Art für alle Zeit in den Winkel, wenn man ſie einmal geleſen hat, wie uns eine Charade nicht mehr befriedigt, wenn wir ihre Auflöſung kennen, indeß uns Werke wie die unſers Verfaſſers um ſo lieber werden, je genauer wir mit ihnen vertraut ſind. Da ſie ſich ein höheres Ziel, als die Befriedigung der Neugierde, vorgeſetzt haben, kommen ſie freylich nie in die Mode, aber dafür auch in keiner Zeit, in welcher man von der Kunſt nur die edelſten Erholungen erwartet, aus der Mode.

Die zweyte Erzählung dieſes Bandes heißt Etienne Dürand, der Angabe des Verfaſſers zufolge, nach einer wahren Geſchichte, zuerſt mitgetheilt 1822. Sie ſteht, die meiſterhafte Kataſtrophe ausgenommen, nicht auf jener ausgezeichneten Stufe, welche die erſtgedachte Erzählung einnimmt, iſt aber immer ſehr achtbarer Art. Die Hauptaufgabe war dem Dichter wieder Au-

schaulichmachung innerer Handlung, des Pflichtgefühls. Ein Liebesverhältniß ist mit vieler Geschicklichkeit benützt, die Hauptsache zu unterstützen. Hier wie im Brink gibt sich die edle Seele eines verständigen Mannes in der Aufopferung kund; nur ist das Gefühl, welches erklärt wird, nicht so genau in allen seinen Tinten, und nicht mit so ergreifender Wärme dargestellt, wie dort; der Styl ist wieder von der seltensten Präcision und Vollendung.

Die dritte Erzählung des ersten Bandes: Die Fingerzeige der Vorsehung (1818), ist die erste aus einem Cyklus moralischer Erzählungen. Wir stellen sie in jeder Beziehung der ersten Erzählung vollkommen gleich. Die Warnungen, welche die Vorsicht in entscheidenden Augenblicken an den Menschen ergehen läßt, werden sinnreich und ergreifend dargestellt; zugleich wird die Frage über die ethische Beschaffenheit des Selbstmordes zur Beantwortung gebracht. Ein vollzogener und ein beschlossener, deren Opfer den Armen des Todes entrissen, und im geretteten Zustande zur Ueberzeugung der moralischen Verwerflichkeit ihrer Handlung gebracht werden, machen es dem Verfasser möglich, seine Aufgabe nach allen Beziehungen zu lösen. Dabey ist es wieder das menschliche Herz, dessen Geheimnisse uns aufgedeckt und anschaulich gemacht werden, was der Verfasser, wie gesagt, in allen seinen Erzählungen zu lösen versucht. Dieß bestimmt ihn auch oft, der äußern Begebenheit in Rücksicht der Verwicklung nicht eine gleiche Aufmerksamkeit zu schenken, weil er die Theilnahme von der Hauptsache, Darstellung der inneren menschlichen Natur, nicht ablenken will. Bey einer solchen Intention muß aber nothwendig, wenn sie befriedigend erreicht wird, das Interesse ein immer neues und bedeutendes seyn; bedeutend, weil es keine wichtigere Aufgabe für den Menschen geben kann, als die Geheimnisse seines Innern kennen zu lernen, und weil die Lösung derselben so ungemein schwierig ist, daß er selten Befriedigendes darüber erfährt; neu, weil die Gefühle und ihre Mischungen, die Verbindungen zwischen ihnen und den Gedanken und zwischen diesen und der That fast ins Unendliche gehen, so daß wir von jedem geistreichen Kenner des menschlichen Herzens immer einen neuen Aufschluß erwarten können, wenn er sich dem Geschäfte widmet, das zu erklären, was in ihm vorgeht, indeß der Darsteller äußerer Begebenheiten sich bald erschöpfen muß, und auch schon deßhalb dem innerer Handlungen nachsteht, weil er nur Zufälliges zur Anschauung bringt, indeß uns letzterer die Natur des Nothwendigen erklärt.

Nicht genug zu beherzigen ist, was der Verfasser S. 238 von der Darstellung des Selbstmordes in der Kunst sagt. »In

den Augen unserer neuesten Tragödiendichter ist die Selbstentleibung, wäre es auch die eines kopf- und charakterlosen Phantasten oder eines gemeinen Verbrechers, nicht nur eine sittlich gleichgültige, sondern eine der Bewunderung höchlich würdige That, welche als tragisches Motiv dem eigentlichen Zwecke des Trauerspiels, der tragischen Erhebung des Gemüths, und allen Forderungen des Aristoteles vollkommen entspricht. Die großen Tragiker des Alterthums waren hierin anderer Meinung. Sie hielten den Selbstmord nur in sehr wenigen, genau bestimmten Umständen und Gemüthslagen ihrer Helden der tragischen Behandlung werth und fähig; in den Umständen und der Gemüthslage zum Beyspiel, worin sich Ajax der Verbannte befand, als er, um dem Schmerz seiner wahnsinnigen That zu entgehen, sich in Hektor's Schwert stürzte. Der Tod des Herkules und der Antigone kann, wie Sophokles beyde Umstände darstellt, kaum freywillig genannt werden. Die grauenvolle Selbstentleibung der sich schuldbewußten Phädra und der Jokaste haben die weisen Dichter tief in den Hintergrund der Trauerspiele gestellt, worin sie keineswegs die tragischen Hauptpersonen sind. Eben so verhält es sich beym Shakespeare, der es sogar verschmäht hat, den über den Selbstmord grübelnden Hamlet, ja den verruchten Makbeth und den schrecklichen Richard selbst durch ihre eigene Hand fallen zu lassen.«

So wie die gedachte Erzählung ein glückliches Beyspiel der Rückkehr in sich selbst darstellt, welche durch einen Fingerzeig der Vorsehung bewirkt wurde, liefert die erste im zweyten Theile: Hülfe zur Unzeit, zum ersten Male durch den Druck mitgetheilt, als Gegenstück, ein Beyspiel entgegengesetzter Art. Ein Theil der Gesellschaft, welche fast in allen Aufsätzen handelnd auftritt, hat sich in Norberg's Hause an einem sogenannten stillen Tage, einem Wochentage, an welchem die Dame des Hauses keinen Besuch empfängt, außer von vertrauten Freunden, versammelt, und Norberg erzählt den versammelten Freunden die Geschichte eines Mannes, der, wie der Verfasser S. 78 sich ausdrückt, durch die Sophisterey des sich selbst genügenden Verstandes bis an den Rand eines unnatürlichen Verbrechens geführt wird, und nur durch den Schauder, der sein Gemüth davon zurückstößt, noch seine moralische Kraft beweist. Die Erzählung theilt mit Brinks Lebensgeschichte und den Fingerzeigen der Vorsehung gleiche Vorzüge, und hat vor ihnen vielleicht noch das lebhafte Interesse der Handlung voraus. Es ist nicht nur ein scharfer Verstand, sondern auch ein warm und tief fühlendes Gemüth, welches uns daraus entgegenglänzt. Von besonderer Wirkung und psychologischem Interesse ist die Schilderung des

Zustandes Ernst's nach seiner Rettung vom versuchten Selbstmorde bis zu seinem Tode; höchst gelungen und ergreifend die Darstellung der Rückkehr seiner Besinnung. Der Charakter von Ernst's Gemahlin gibt dem Verfasser Gelegenheit, die Frage über Möglichkeit der Geistererscheinungen zur Sprache zu bringen, welche die dritte Erzählung dieses Cyklus vorbereitet, die der Verfasser in einem der folgenden Theile mitzutheilen verspricht.

Die zweyte Erzählung des zweyten Theils hat den Titel: Wie es geschah, daß ich ein Hagestolz ward; aus den Lebenserfahrungen eines Ungenannten. Sie steht dadurch, daß sie vom innern Leben des Menschen handelt, mit allen, dadurch, daß es die Geheimnisse der Liebe sind, von denen sie spricht, besonders mit Samuel Brink im Zusammenhange. In den Begegnissen eines Mannes, der durch jugendliche Ueberspanntheit sein Glück in der Liebe selbst verschmäht, und zweymal auf das empfindlichste getäuscht wird, werden die Antheile, die Verstand, Herz und moralisches Gefühl an der Liebe haben, untersucht, und dabey uns im Spiegel des Einzelnen allgemeine Anschauungen vorgehalten. Diese Erzählung kann, wie die zwey vorhergehenden moralische, im eigentlichen und höheren Sinne eine psychologische genannt werden. Es ist wieder, wie bey jenen, nicht die trockene, ermüdende Darstellung der Hauptsache, wodurch der Verfasser zu wirken strebt; die Frucht des Erkenntnisses, welche dem Leser gereicht wird, ist auf poetischem Grund und Boden gereift. Eine Lösung, die besonders bey moralischen Erzählungen nothwendig ist, wenn sie wirken sollen, da der Ernst der Moral leicht jene Leser verscheucht, auf deren Heilung der Dichter es abgesehen hat.

Den Schluß des Bandes machen Dialogen und Charakterskizzen, zuerst mitgetheilt 1807. Es sind drey an der Zahl. Die Karthause oder die Neuerungen, Norberg und Elise und Paradoxien über die Ehe, als Einleitung zur Geschichte einiger Hagestolzen. — Der erste Aufsatz macht durch Bemerkungen und gelöste Zweifel die Wahrheit anschaulich, daß in einer bewegten Zeit selbst nützliche Reformen bedenklich seyen, und es gefährlich erscheine, an den Grundfesten der aufgeregten Gesellschaft zu rütteln, daß man befürchten müsse, den ganzen Bau einstürzen zu sehen, während man beschäftigt ist, Verbesserungen daran vorzunehmen. Ein achtbarer Sinn für Gesetzlichkeit und Legitimität spricht sich auch hier auf das Erfreulichste aus. — Norberg und Elise schildert die Charaktere dieser Hauptpersonen der stillen Gesellschaft, die man im eigentlichen Verstande eine gute Gesellschaft nennen kann. Wir werden das Bild einer vollkommenen Ehe gewahr, wobey Mann

und Frau, jedes eine gesunde, von Gemeinheit und Ueberspannung gleich entfernte Natur, ihren Platz ganz und gar ausfüllen. — Die Paradoxien über die Ehe machen uns mit mehreren Personen der stillen Gesellschaft bekannt, und bereiten die zweyte Erzählung des zweyten Bandes und wahrscheinlich eine folgende vor.

Der dritte Theil, kritische und satyrische Streifzüge im Gebiete der Literatur und des Theaters enthaltend, ist in doppelter Beziehung bedeutend. Einmal da er scharfsinnige Erkenntnisse über gedachte Gegenstände klar und eindringlich ausspricht, dann als Beytrag zur Geschichte und Charakteristik einer merkwürdigen Kunst- und Geschmacksperiode. Die kritischen Bemerkungen reichen bis zum Ende des Jahres 1808. Von den ergänzenden Zusätzen wird in der Vorrede bemerkt, daß die spätesten im Jahre 1818 geschrieben wurden; zugleich wird dort eine gedrängte Uebersicht der neuern Erscheinungen unserer schönen Literatur, der dramatischen insbesondere, versprochen. Eben in der letztgedachten Beziehung ist es sehr erfreulich, daß der Verfasser manches, was in Berücksichtigung veränderter Verhältnisse anders zu stellen und zu modifiziren gewesen wäre, in der nämlichen Gestalt, wie es im Sonntagsblatte, welchem jene Aufsätze größtentheils entnommen sind (manches war, früher ungedruckt, bis nun im Pulte verschlossen), mitgetheilt wurde, zwar in einer neuen Auflage, aber unverändert erscheinen läßt. So erhalten wir die Uebersicht literarischer Konstellationen in einer merkwürdigen Zeit mit allen ihren Eigenheiten, und können daraus manche neuere Erscheinungen begreifen und befriedigend erklären. Da alle Bemerkungen tief aus der Betrachtung der Natur der Kunst geholt sind, macht der Mangel der Neuheit dem Vorzuge der Wahrheit keinen Eintrag. Der Vortheil, welchen die Mehrzahl dieser Aufsätze durch die Gesprächsform, in welcher wir sie erhalten, erfahren haben, wodurch die Erkenntnisse lebendiger und eingreifender wirken, ist einleuchtend. Zu diesem Ende hat der Verfasser den Personen seiner stillen Gesellschaft eingreifende und interessante Charaktere verliehen, und nachdem er sie uns in kräftigen Schilderungen vorübergeführt hat, finden wir uns bald in ihren Mittelpunkt versetzt, und werden Theilnehmer ihrer Ansichten und Interessen.

Allen diesen Aufsätzen muß im Allgemeinen Schärfe des Erkenntnisses, Wahrheitsliebe, Anerkennung des Verdienstes, Klarheit und Vollendung des Ausdrucks nachgerühmt werden. Im Einzelnen spricht begreiflich manches mehr, manches minder an, je nachdem wir in der augenblicklichen Stimmung, in welcher wir sie lesen, uns mehr für Verstand, Witz, Scharfsinn oder

Humor, die darin vorherrschen, interessiren. Daß der Verfasser nicht zu jener unbedingt verwerfenden, aufgeblasenen, nichts als ihr, meist lächerliches, Ich anbetenden Partey gehört, die er in dem ersten Aufsatze: Der Autor und der Leser, meisterhaft schildert, die, wie eben aus jenem Aufsatze zu entnehmen, damals schon gelebt, und leider noch nicht unter die Erde gebracht ist, erhellt aus dem, was er S. 56 sagt: »Ich bin der Meinung, daß die Zeit und die Umstände, worin sich das deutsche Theater befindet, der Kritik nicht gestatten, in ihrer vollen Strenge und mit dem ganzen schreckhaften Pompe zu erscheinen, der sie zu begleiten pflegt. Wir sind weniger in dem Falle, eine zu große Fruchtbarkeit und Ueppigkeit des Wachsthums hindern und ausrotten zu müssen, als es unser Bestreben seyn sollte, die dürftige Vegetation eines erst urbar gewordenen, aber wieder verödeten Bodens durch alle Mittel, die von uns abhängen, zu begünstigen. Wie schwer, wie undankbar und unerfreulich ist es heut zu Tage, für die Unterhaltung des Publikums und für das Theater insbesondere zu arbeiten! Gewiß diejenigen, welche sich ein öffentliches Urtheil über Schriftsteller und Schauspieler anmaßen, würden gut thun, wenn sie vorher den Versuch machen wollten, ob die Ausübung der Kunst, worüber abzusprechen ihnen so leicht und angenehm scheint, nicht Schwierigkeiten habe, von denen sie sich bis dahin nichts träumen ließen. Ihr Eigendünkel würde vielleicht seine Rechnung nicht dabey finden, aber sie könnten das Lob der Billigkeit erwerben. Wer die Strenge seines Urtheils nicht durch eigene Meisterwerke zu rechtfertigen vermag, sollte die Erlaubniß, andere zu tadeln, wenigstens durch ein freywilliges Opfer erkaufen, das er zur Versöhnung der Rachegötter auf den Altar der Kritik niederlegt.«

Der Machtspruch S. 65, eine Recension genannten Stückes von Ziegler enthaltend, kann als Muster einer humoristischen Kritik angesehen werden, die auf eine ergötzliche Weise mit Scharfsinn, und ohne Bitterkeit, die Inkonvenienzen jenes Stücks anschaulich macht. Die Betrachtung dieser und einiger folgenden Kritiken des Verfassers macht den Zustand der jetzigen kritischen Tribunale und ihrer Aussprüche auf eine betrübende Art begreiflich. Sie sind Kinder von einer Art, daß der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen. Es ist nicht zu läugnen, daß in der Kritik in Deutschland bis auf Lessing, und von von ihm bis auf gegenwärtige Zeit, mit geringen Ausnahmen, am wenigsten gethan wurde, und daß, da eine gesunde Kritik als die eigentliche Erzieherin der Kunst angesehen werden muß, darin großentheils der Grund des spärlichen Gedeihens derselben erkannt werden muß. Der Fehler liegt, unserer Ansicht nach, eigentlich weniger in der

Beschaffenheit der Kritiker unserer Zeit, in ihrer Böswilligkeit oder in ihrem Unvermögen, obschon auch diese von arger Art sind, als in der Einrichtung und Leitung der meisten kritischen Journale, die es dem Neide, dem Unverstande und dem Dünkel möglich machen, Stimmen von sich zu geben; und die, ohne Berücksichtigung der geistigen und moralischen Beschaffenheit ihrer kritischen Mitarbeiter, nur darauf bedacht sind, ihre Blätter auf die mindest kostspielige Weise zu füllen. Dadurch wird nun einerseits der Thorheit die Thüre geöffnet, andererseits aber der achtbare Kritiker zurückgehalten, der ungern in einer so zweydeutigen Gesellschaft erscheinen mag. Die mindest übeln Folgen eines solchen Zustandes, der besonders in der gegenwärtigen Zeit fühlbar ist, sind die, daß man auf alle Kritik überhaupt nicht achtet, weil man sich überzeugt hat, daß die Mehrzahl der Kritiken nichts taugt. Wie groß aber ist selbst dieses Uebel, wenn man bedenkt, was eine vollkommene Kritik zu nützen im Stande ist, und was sie den Deutschen unter Lessing genützt hat.

Der Aufsatz: Minna von Barnhelm, das erste eigentlich deutsche Lustspiel, S. 113, macht auf das Verfehlte aufmerksam, vorzügliche dramatische Werke in älterer Zeit entweder gar nicht, oder mit mangelhafter Besetzung dem Publikum vorzuführen. Was der Verfasser in jener Zeit theoretisch erkannte, hat er in der Folge, als Theilnehmer an der Leitung der Hofbühne in Wien, praktisch erwiesen, daß ältere klassische Werke die Grundlage des Repertoirs einer Schaubühne ausmachen müssen, welche Bestand haben, und des Namens einer Kunstanstalt werth seyn soll.

Der vortreffliche Aufsatz: Originalität und Nachahmung, S. 165, zeigt, wie die Sucht nach Originalität, wenn diese dem Künstler nicht von der Natur verliehen ist, viele vorzügliche Köpfe auf Abwege geführt habe, und wie es bey weitem vorzuziehen sey, ein guter Nachahmer, als ein verkrüppeltes Original zu seyn. Es ist allerdings ein ziemlich eingebürgerter Irrthum, zu glauben, nur der erste Kopf seines Faches könne auf Anerkennung Anspruch machen. Auch der zweyte Rang in Kunst und Wissenschaft ist ein bedeutender und ein achtbarer. Wer nicht für den ersten geboren ist, kann immer noch vom freudigen Bewußtseyn durchdrungen werden, wenn es ihm vergönnt ist, den zweyten einzunehmen.

Die dramaturgischen Briefe, S. 211 bis zum Schlusse des Bandes, enthalten scharfsinnige und fruchtreiche Bemerkungen über die dramatische Kunst, und interessante Darstellungen eines frühern Zustandes der Wiener Hofbühne. Wohl zu beachten besonders in der gegenwärtigen Zeit, wo so viel davon gefabelt

wird, ist das, was der Verfasser S. 218 über die sogenannte nationale Komödie sagt. »Was ist das,« schreibt er im ersten Briefe an Amalia von Sorben, »eine nationale Komödie? Was sie bey dem Anfange der Kunst in verschiedenen Zeiten und Ländern war, das weiß ich; was sie in dem heutigen Europa bey dem jetzigen Zustande der Kultur und der Sitten seyn soll, davon habe ich keinen Begriff. Eine lokale Komödie mag es noch hie und da geben; eine nationale, besonders eine sogenannte feine oder höhere nationale Komödie gibt es in dem gebildeten Europa nirgends mehr. Unsere Sitten, unsere Denkart, unsere Thorheiten und Vorurtheile sind europäisch; also kann auch unsere Komödie, welche uns den Spiegel dieser Sitten, Vorurtheile und Thorheiten vorhalten soll, nur eine europäische seyn. Einige unbedeutende Abweichungen in der äußern Form, in der mehreren oder minderen Freyheit des Scenenwechsels, in dem Gebrauche der Prosa oder des Verses und den verschiedenen Arten desselben machen keinen Unterschied, welcher der Rede werth wäre. In der Hauptsache selbst hat die Form der Komödie auf allen Bühnen Europas ungefähr einerley Zuschnitt und Farbe, wie die Kleidung, worin sie gewöhnlich gespielt wird, überall denselben Zuschnitt hat. Die allgemeine Kultur hat die Eigenthümlichkeiten der ehmaligen Nationalbühne auch da, wo es solche Bühnen gab, nach und nach verwischt; in der Komödie noch ungleich mehr als in der Tragödie, und in der feinern, höhern Komödie zuerst und am meisten. Der Clown in England, der Grazioso in Spanien, der Arlequin in Frankreich haben ihre Jacken ausgezogen; selbst die italienische Maskenkomödie vermag sich kaum noch hier und da durch das Lokal-Interesse und durch die Erinnerung des Volkes an eine gewohnte Belustigung vergangener Zeiten zu erhalten. Und nun vollends wir Deutsche, wie sollten wir zu einer nationalen Komödie kommen? wir, die wir nie eine Nationalbühne, ja kaum eigene Anfänge der Kunst hatten, die wir unsere stehenden Theater nicht eher erhielten, als zu einer Zeit, wo es auch in dem übrigen Europa keine ganz selbstständige Nationalbühne mehr gab? In der That, die Verlegenheit der Herren, ihr Projekt zur Ausführung zu bringen, ist begreiflicher, als das Projekt selbst. Der Gedanke, in einem verfeinerten Zeitalter zu den rohen Anfängen der Kunst zurückzukehren, oder vielmehr — weil unsere Bühne keine solchen Anfänge hatte — die Kunst selbst ganz von vorne anzufangen, um eine ursprünglich deutsche Komödie zu erhalten — dieser Gedanke ist doch gar zu abgeschmackt« Ref. meint, daß sich das wirkliche Ansinnen mancher, mitunter gepriesener Schöngeister an dramatische Schriftsteller, so wie der Verfasser in den letzten Zeilen

geäußert, zu verfahren, leicht nachweisen ließe. — Außerdem erhalten die dramaturgischen Briefe schätzbare Beyträge zur Kunstgeschichte. Der großen Meister vergangener und gegenwärtiger Zeit, welcher Nation sie angehören mögen, ist allenthalben mit der gerechtesten und wärmsten Anerkennung gedacht, besonders Lessing's und Göthe's, von dessen dramatischem Wirken vorzüglich der sechste Brief S. 338 mehr Wahres und Eigenthümliches aussagt, als manche Bände, die über diesen Meister geschrieben wurden.

Der vierte Theil enthält Fortsetzungen der kritischen und satyrischen Streifzüge, und endet mit der Schlußrede zum ersten Jahrgange des Sonntagblattes, woraus sie wieder größtentheils entlehnt sind. Der Verfasser geht in diesem Bande noch schärfer, als in dem vorigen, den Thorheiten und Verkehrtheiten der Zeit, in der er schrieb, zu Leibe, und gebraucht, nach der Beschaffenheit derselben, je nachdem es noth thut, die Waffen der Ironie oder des Ernstes. Persönlichkeit ist nirgends zu finden, außer wenn die Person der Repräsentant einer Gattung ist, wie z. B. Herr Platt. Da zu den Irrthümern jener Zeit vorzüglich das Uebertreiben der sogenannten Deutschthümlichkeit und Volksthümlichkeit gehörte, dessen nachtheilige Folgen für ernsteres Kunststreben, besonders für die Basis aller künstlerischen Produktion und Kritik, das klassische Studium, der Verfasser voraussah, so ist es leicht erklärbar, wie derselbe vom gerechten Unwillen, die deutsche, kaum mündig gewordene Kunst auf Abwege gebracht zu sehen, erfüllt, strenger als nothwendig, und als vielleicht unter andern Verhältnissen selbst zu entschuldigen, jener Tendenz im Allgemeinen und im Besondern entgegentritt.

Die in dem gedachten Bande enthaltenen dramaturgischen Briefe setzen die Untersuchungen und Erkenntnisse, welche der Verfasser im vorhergehenden begonnen, auf gleich lobenswerthe Weise fort. Im siebenten Briefe, S. 65, wird der vom Verfasser schon früher gerügte, der dramatischen Dichtkunst so nachtheilige Irrthum wieder zur Sprache gebracht, nämlich daß der dramatische Dichter keine Rücksicht auf die Darstellung seines Werks auf der Bühne zu nehmen habe. Das Unrichtige und Unzulässige jener Behauptung wird theoretisch und in Beyspielen genügend gezeigt. Der achte Brief handelt vom sogenannten feineren Lustspiele; der neunte von der Art, wie der Dichter in der Tragödie Handlung und wie er Charaktere zu berücksichtigen habe. Beyde Briefe erscheinen, so wie der zehnte und eilfte, als Widerlegungen unrichtiger Ansichten, die, von Verhältnissen begünstigt, durchzugreifen drohten. — Der zwölfte Brief, S. 238, enthält ein wahres und kräftiges Wort über die Marotte, Shakespeare's Werke, ohne Berücksichtigung der

Verhältnisse seiner Zeit, mit genauer Nachbildung ihrer oft zufälligen Form und mit allen Mängeln und Auswüchsen geben zu wollen, welche die Kritik des Tages für Schönheiten erklärt. »Wer,« ruft der, von der Betrachtung Shakespeareſcher Genialität zur wärmsten und aufrichtigsten Verehrung gebrachte Verfasser S. 245 aus, »wer im Shakespeare alles vortrefflich findet, hat das Vortrefflichste an ihm nie erkannt; wer keine Augen für seine wirklichen Fehler hat, dem ist auch der wahre Sinn für seine Schönheiten nicht eröffnet. Einem Verliebten ist es erlaubt, selbst in der Ungestaltheit seiner Geliebten noch Reize zu entdecken; aber Verliebte sind schlechte Kunstrichter, und ich zweifle, ob man für die faselnden Bewunderer des Shakespeare die Entschuldigung anführen könne, sie seyen in diesen außerordentlichen Geist verliebt. Es ist nicht Shakespeare's Genie — von dem sie zum Theil keine Ahnung haben — es sind ihre eigenen Grillen und Einbildungen, wovon sie bezaubert sind; ihr Eigendünkel findet sich in dem Götzendienste geschmeichelt, der uns ihre Idole als Gegenstände der Anbetung unterschiebt.«

So wird denn, wie wir hoffen, diese kurze Uebersicht hinreichend, wie die vorliegenden Schriften zu den vorzüglichsten Erscheinungen unserer Zeit gehören, dargethan, und in Erinnerung gebracht haben, wie der Verfasser derselben, der sich in neuester Zeit durch die bekannten genialen Bearbeitungen des Leben ein Traum, der Arzt seiner Ehre und Donna Diana bleibende Verdienste als dramatischer Dichter erworben; auch zu den ersten und vorzüglichsten Meistern gehöre, welche nach Lessing eine eigentliche wissenschaftliche und Kunstkritik im Vaterlande begründen und aufbauen halfen. In der gegenwärtigen Zeit, in welcher sich die der Lohenstein's und Hofmanswaldau's mit ihren poetischen Verbrüderungen und Gevatterschaften wieder erneuert, wo man einer gewissen Nation oder Sekte angehören muß, um gelobt zu werden; wo die Kritik entweder in den Händen unreifer Jünglinge oder erwerblustiger Zeitungsführer liegt, oder einzelner arroganter Stimmführer, die sich durch Drohungen aller Art in Respekt zu halten suchen, und dabey nur die Todten leben lassen, die Lebenden aber gern todt machen möchten, in diesen erneuerten Zeiten jener Dunse, welche der Verfasser S. 107 so bezeichnend schildert, sind die letzten zwey Theile dieser Schriften als eine starke, aber unumgänglich nöthige Arzney anzusehen, der die ersten zwey zur erfreulichen Erholung von dem bittern Beyschmacke derselben beygegeben sind.

Wir sehen der Mittheilung der Fortsetzung der gesammelten Schriften des Verfassers mit der lebhaftesten Erwartung entgegen.

3.

Anzeige-Blatt

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

Nro. L.

Verzeichniß perſiſcher, mit germaniſchen, namentlich in der gothiſchen, däniſchen, holländiſchen, ſchwediſchen, engliſchen, griechiſchen, lateiniſchen, deutſchen Sprache, und auch den Mundarten der letzten, in der alemaniſchen und öſterreichiſchen, verwandter Wörter.

(Fortſetzung.)

Ba.

314. Ba, cum, bey, e. by, auch die Ableitungsſylbe be.
315. Bauſch, cucumer, seminis causa relicta, Pauſch (Ferh. I. B. 168).
316. Bab, pater, Papa (Burhani katii, S. 118).
317. Babudſch, ſtatt Papudſch, calceus, franz. babouche, Babuſch.
318. Babute, vas aqua plenum, Butte.
319. Babus, calceus, franz. babouche, Babuſch.
320. Badſch, vectigal, Batzen, e. wages.
321. Badſche ſtatt Patſche, pedes pecoris, Patſche, e. paw.
322. Badſchname, cognomen, Spitzname.
323. Bach, legatus, Anbacht, franz. Ambassadeur.
324. Bach, via (aquae), Bach. Der Begriff des deutſchen Thalwegs findet ſich wieder in der perſiſchen Benennung der Flüſſe, welche Rud heiſſen, das engl. Road.
325. Bacheſen, fabricator parietis, die erſte Hälfte des Worts iſt das deutſche Bach im landſchaftlichen Bachſtall, welches die Zaunpfoſten bedeutet (das däniſche Baggesén).
326. Bad, ventus, Wetter, auch nach der gemeinen Volksausſprache es waht ſtatt es weht.
327. Bad, verbum, nuntium (Ferh. I. B. 155, Z. 30), Botſchaft, e. to bode.
328. Badbar, flabellum, öſterreichiſch Waderl.
329. Badban, velum, ital. bandiera, Banner.
330. Badian, marathrum, herba, Badian.
331. Badber, flabellum, Fächer, mundartlich Waderl.
332. Badbes, zephyrus, Weſtwind aus Bad, Wind (das engl. Wether), und Bes, Weſt, wie Piſch, Oſt.
333. Badbor, Boreas, Boreas (Burhani katii, B. 121).
334. Badbiſen, flabellum, öſterreichiſch Waderl.
335. Badpiſch, Eurus, Oſtwind, der Gegenſatz von Badbes, Weſtwind. Bes heißt hinten und piſch vorne. Badbes (Weſtwind) heißt alſo eigentlich der hintere und Badpiſch (Oſtwind) der vordere Wind.

336. Badre, confusio seu tarditas linguae, das landsch. Tschatra patra (fehlt im Siebenmeer und Meninski, steht aber im Burhani katii S. 123, Z. 1).
337. Badseher, Bezoar, Bezoar.
338. Badset oder Badest, arbor odorifera, beduft, landschaftlich statt beduftet.
339. Badser, flabellum, Fächer, Waderl, eigentlich Pfnurre, auf österreichisch Dranl (Höfer I. Thl. S. 163).
340. Badesrah, flabellum, Fächer, mundartlich Waderl.
341. Badsirenk, flabellum, Fächer, mundartlich Waderl.
342. Badsordin, ventus favorabilis, fortunatus, zusammengesetzt aus Bad, Wind, und Fordin, Fortuna.
343. Baseru, apium hortense, Peterſilie.
344. Bar, feretrum, Bahre.
345. Bar, merces, Waare.
346. Bar, ferens, e. bearing, das deutsche bar, als Bildungssylbe, wie fruchtbar.
347. Baran, pluvia, e. rain, Regen.
348. Barbud, inventor barbiti, Barbiton, scheint Eins zu seyn mit dem lateinischen barritus. aber nicht mit dem altgermanischen Bardiet, das unten unter bar vorkömmt.
349. Bargah, solium, Parket.
350. Baregi, equus, Mähre.
351. Baru, circumvallatio, das griechische περι und das englische borrough.
352. Barwas oder Parwas, calceus, barfuß.
353. Bare, scaphus, das griechische βαρις, Barke, Fähre.
354. Bare, jumentum, Mähre.
355. Bare, murus, statt Baru, Wehre.
356. Barchaime, depositum mercium, domus vectigalium, Waarenheimat.
357. Bare, veritas, das Wahre; diese Bedeutung fehlt im Siebenmeer und Meninski, steht aber ausdrücklich im Ferh. Sch. I. B. 191, Z. 15. Hakk, welches auf arabisch die Wahrheit bedeutet, und daher auch der Name Gottes ist, wie
358. Bar, Deus, der Wahre, daher Bar Choda, der wahre Gott.
359. Bari, utinam, o wär' es! Wares, daher das landschaftliche der Waringer und der Hättinger.
360. Bas statt Badsch, vectigal, Batzen.
361. Bas, retro, a tergo, e. back.
362. Bas, falco, daher die Falkenbeize, und das englische buzzard, franz. busard.
363. Bas, ludens, fabricans, das Participium von Basiden, das landschaftliche Baseln, welches einen älteren germanischen Ursprung hat, als die Stadt Basel; davon stammt das Wort
364. Basar, forum, Basar, auch neuerdings eingebürgert.
365. Based, ludit, παιζεται.
366. Base, orgia, jocus, Spaß.
367. Basadsch, obstetrix, österreichisch Besennerin, d. i. Gehülfin der Hebamme; das persische Sadsch findet sich auch im französischen Sage-femme.
368. Baskerdiden, reverti, zurückkehren; bas ist das engl. back, kerdiden, kehren.

369. Baſrend, fascia, das landſchaftliche Fatſche oder Faſche, die Bänder, worin Kinder eingewickelt werden, fehlt im Meninski und Siebenmeer, ſteht aber im Burhani katii S. 127 vorletzte Zeile.
370. Baſrenk, fascia, ligatura infantis, Faſche.
371. Baſende, lusor, Baſſer (ſiehe oben Baſ).
372. Baſi, lusus, Baize, und das franz. baiser.
373. Baſiden, ludere, baſeln, baiser.
374. Baſidſche, jocus, Spaß.
375. Baſiar, seminator, Beſäer.
376. Baſch, vectigal, alimentum, Baßen, e. wages, wie Badſch.
377. Bas oder Pas, excubiae, paſſen, auch fürbaß.
378. Baſtar, spurius, ignotus, Baſtard. Dieſe Bedeutung fehlt gänzlich im Meninski und Siebenmeer, ſteht aber im Burhani katii S. 128 und im Ferh. Sch. I. B. 161 mit ausführlicher Erläuterung der gewöhnlichen perſiſchen Redensart: Baſtar u Biſtar, gleichſam als ſagte man im Engliſchen bastard and dastard.
379. Baſtan, antiquus, e. pass'd.
380. Basu, baculus, das franzöſiſche baston (baton), im Kartenſpiel Baſtoni.
381. Baſten, texere, weben, mit den abgeleiteten
382. Baſed, texit, webet;
383. Baſkiar, textor, Weber;
384. Baſende, texens, webend.
385. Baſdem, dein, postea, aſten.
386. Bagher, tumor, e. buggar.
387. Balade, equus fortis, e. palfrey.
388. Balande, volvens, volutans, wälzend.
389. Bal, salus, Wohl.
390. Bal, utensilia, Ballen.
391. Bala oder Balai, equus, e. palfrey.
392. Balachane, pars superior domus, Balkon. Dieſes franzöſiſch ſcheinende Wort iſt nicht zuerſt durch franzöſiſche Reiſende aus Perſien nach Europa gekommen, ſondern ſchon früher im Germaniſchen aus dem Perſiſchen da geweſen; e. balcony.
393. Balar, fulcimentum, Pfeiler.
394. Balan, volvens, wälzend, und Ball, der eigentliche deutſche Walzer.
395. Baliſcht, pulvinar, Polſter.
396. Baligh, poculum, uter vini, Balg.
397. Balkane, trabes, Balke, auch fenestra cancellata, Fenſterbalken.
398. Balwaje, hirundo, Schwalbe.
399. Bale, vas, saccus, Ballen.
400. Baliden, crescere, bene se habere, wohl ſeyn.
401. Balin, pulvinar, Polſter.
402. Bam, tectum, e. beam, Baum, das noch in der gemeinen Ausſprache nicht anders als das perſiſche Bam lautet.
403. Bam, diluculum, aurora radians, e. beam.
404. Bamüs, otiosus, müßig.
405. Bamſchad, nomen musici, vielleicht der Urſprung des öſterreichiſchen Spitznamen Bamſchabl.
406. Ban, dominus, Ban und Bann; das Wort iſt perſiſchen und nicht ſlaviſchen Urſprungs, und heißt eigentlich Hüter, daher

Derban, der Thorhüter, das deutsche Trabant, Tschoban, der Herdenhüter oder Hirte, Τζουπανος.
407. Ban, Myrobolane, Myrobolane.
408. Bank, clamor, sonus, e. to bang, bang.
409. Bawer, verax, bewährt.
410. Bawerdschi, oeconomus, Bauer (das dschi ist Bildungssylbe).
411. Baweriden, fidem habere, bewähren, fehlt im Meninski, steht aber im Ferh. Sch. I. B. 181.
412. Bahem, unacum, beysamm.
413. Beba, psittacus, Papagey, Paperl.
414. Beba, cibus farinaceus, Pappe.
415. Bebaga, psittacus, Papagey.
416. Biber, piper, Pfeffer.
417. But, idolum, Woban.
418. Butkede, d. i. Woban's Gaden, heißt ein Götzentempel, aus welchem durch das Mittel der Portugiesen Pagode entstanden ist.
419. Butkede, fanum idoli, Pagode.
420. Bete, cotis, Wetzstein.
421. Betfus oder Betfos, ambitus oris, Foze, im gemeinen Leben noch wie Gosche für Mund gebräuchlich.
422. Betia, pectus, Busen, fehlt im Meninski.
423. Bedsch, der Name Wiens bey den Türken und Persern, findet sich in dem altpersischen Wedsch, welches als Orts- oder Landsname im Sendawesta mehrmals bey Iran wedsch und im Ulphilas als weihs (vicus) vorkömmt, übereinstimmend mit dem Namen der persischen Stadt Watsch oder Batsch, welche Champollion auf dem Siegesdenkmale der persischen Eroberungen des Sesostris zu Thebä fand (Ferussac bul. hist. Oct. 1829, p. 257).
424. Badschs, nasus mollis, eine Badschnase.
425. Bedschem, ordinatus, e. pitched.
426. Betschwak, traductio, interpretatio, bezwecken.
427. Bedschul oder Beschul, os humeri, Schulter, fehlt im Meninski, im Siebenmeer I. 189 letzte Z.
428. Betschwah, quod traductum, bezweckt.
429. Bach, spurcities ex oculo manans, Bach.
430. Buchara, confluxus scientiarum, Bokareis, beym Ulphylas ein Gelehrter, Schriftkundiger, Buchgelehrter, Buch.
431. Bachtak, galea, Pickelhaube.
432. Bachdschiriden, volutare, das österreichische bachdschirli oder vielmehr bagdschirli, in der Bedeutung für zierlich oder sich anmuthig bewegend.
433. Bachastu, confessio, Beichte.
434. Bed, malus, e. bad, böse.
435. Bed, panniculus, trita res, Bette.
436. Bednam, malum nomen, e. bad name, böser Name.
437. Bedak, iracundus, e bad ake.
438. Büdbüdek, upupa, Widhopf.
439. Bedter, pejus, bitter.
440. Bedachschani oder Bedachschi, rubinus ex monte Bedakschan, e. ballass, Ballaß.
441. Bedfos, ambitus oris, Foze.
442. Bed, Veda, liber sacer Indorum, im Gothischen wita, er weiß, Witz, wissen.

443. Bedram, contumax, e. bad roaming.
444. Bedram, locus quietus, consessus amoenus, e. bedroom.
445 Bedre, crumena, Börſe.
446. Bedeſch, carbunculus pestilentialis, Petetſchen.
447. Bedruſch, transitus, Podroſch für Paß in Rußland und den angrenzenden Provinzen, dort von Po und Droga abgeleitet.
448. Budus, preces, Bitte, fehlt im Meninski, Siebenmeer und Burhan, ſteht aber im Ferh. Sch. I. B. 127, erſte Zeile.
449. Beſle, nugae, Späßle.
450. Ber, pectus, Bruſt, in der Ueberſetzung des Tatians Kap. 159: Barme: In barme thes Heilantes, d. i. im Buſen des Heilandes.
451. Ber, fructus, Beere, beym Tatian unberenti, unfruchtbar.
452. Ber, supra, ὑπερ, über.
453. Beraber, aequaliter, Paar und Paar.
454. Beraſiden oder Bűraſiden, ornate, decenter vivere, praſſen.
455. Berat, diploma, Brevet, Brief.
456. Beraſed, ornate, decenter vivit, er praßt.
457. Beraſun, metallum, ex ferro et argento mixtum, quo gladius in capsula firmatur, und nicht, wie es im Meninski ſteht, vaginae extremitas ferro vel argento munita, e. brass.
458. Bűrader, frater, Bruder.
459. Beraſer, luxus, Praſſer.
460. Berengar, ala dextra exercitus, der deutſche Name Berengar heißt alſo urſprünglich einer, der auf dem rechten Flügel ſteht, und zugleich die natürlichſte Ableitung der Währinger.
461. Berati, ductores sponsi ad sponsam, Brautführer.
462. Ber an, supra illum, über jenen.
463. Bűrah, luxus ornatus, Pracht.
464. Berk, procul hinc apage, fort.
465. Bertſchiden oder Berdſchiden, colligere fructus, brocken.
466. Berchiden, morari, brauchen.
467. Berber, tonsor, Barbier, e. barber.
468. Berber, Barbarus, Barbar.
469. Bűrdſch (auch arabiſch), turris, πυργος, Burg.
470. Berbend, ligamen pectoris, Bruſtband.
471. Bertſchiden, percutere, e. to parch.
472. Berd oder Bard, vox pellentis in pugna, Bardiet, Barde. Eines der für die Verwandtſchaft der perſiſchen und deutſchen Sprache wichtigſten Wörter, weil es aus der älteſten Zeit urkundlich erhalten, ganz unverändert in beyden Sprachen noch fortlebt. Bard war das Schlachtgeſchrey der alten Germanen, ſo wie das der alten Erſen Hurrah, welches ſo viel als there they are bedeutet. Die Bedeutung von Bard iſt aber procul esto, aufgeſchaut! daher die Waffe der Wachen und Krieger, welche dient, den Feind zu entfernen,
473. Bard, apage, Hellebarde.
474. Bard oder Berd, auch Pard oder Perd, aenigma, verbum absconditum, Wort.
475. Bűrd, aenigma, wie das Vorhergehende, aber zugleich die dritte Perſon der halbvergangenen Zeit des Zeitworts bürden (portavit, Bürde, Würde.
476. Berd oder Bard, mystax, Bart. Dieſe Bedeutung fehlt im

Meninski und Siebenmeer, steht aber im Burhani katii S. 151 vorletzte Zeile. Man sieht hier aus diesen verschiedenen, im Persischen noch bis heute erhaltenen Bedeutungen eines und desselben Wurzelwortes Berd, wie sich dasselbe bey der Fortbildung der Sprache in Bardiet, Barde, Bürde, Würde, Wort, Bart und Hellebarde verzweigt hat.

477. Berda, clamor confusus pugnantium, clamor proelii, Wer da!
478. Berdaberd, vox propellentis in bello, ist nichts, als das wiederholte Berd, Bardiet.
479. Bürdbar, bajulans anus, lenta peractio negotii, Würdenträger, zusammengesetzt aus Bürd, Würde und bar, e. bearing. So im Italienischen Bailo.
480. Bürden, portare, e to bear, niederdeutsch bären.
481. Bürde, portatus, Würde, Bürde.
482. Bürde, vestis striata, Borte.
483. Bürs, procerus, altus, Bursche.
484. Büres, cupressus, Cypresse, fehlt im Meninski und Siebenmeer, steht aber im Ferh. Sch. B. 215, Z. 3 ausdrücklich als die Frucht der Waldcypresse.
485. Bersem, im Sendavesta Anquetil du Perron's Barsom, frondes ab ignicolis tempore precium agitatae, Besen.
486. Berüschte, tostus, geröstet.
487. Bürüschten, in furno coquere, rösten.
488. Burgh, claustrum aquae, Burg, im Franz. heißen die Wasserbehälter noch heute chateau d'eau.
489. Berghab, locus depressus, ubi aqua confluit, bergab.
490. Berkuk, malum armeniacum, Aprikose.
491. Berg, folium plantae, e. bark, Borke.
492. Berk, propositum, instrumentum, Werk.
493. Berek oder Berk, pannus ex pillis camelinis, Werg.
494. Bergiah statt Bargiah, atrium, aula, das gothische Bairgahein, daher beym Ulphilas: Jah in allai Bairgahein Judaias, et in omnibus regionibus Judaeas.
495. Bergiriften, comprehendere, begreifen.
496. Berkris, autumnus, wörtlich Laubabfall von Berk oder Berg (e. bark), und ris, das deutsche rieseln, also die Jahreszeit, wo das Laub rieselt.
497. Bermah, terebra, Bohrer.
498. Bermasiden, scrutari, mustern.
499. Bermedschiden, palpare, zermatschen.
500. Bermesiden, arripere, vermessen.
501. Berna, verna, puer, filius, g. Barn (s. Wachters Glossarium).
502. Berna, juvenis, angels. bearn.
503. Bernas, homo ineptus, Barnes (in Schmidt's westerwäldischem Idiotikon ein angesehener Mann).
504. Bernak und Bernaw wie Berna, vernus, g. Barn.
505. Berenbur, lusus constans ex orbiculo, qui trajecto funeeoque adducto et remisso movetur in orbem, Pfnurre.
506. Berendschen, metacarpium, armilla, beringt.
507. Bürnisch, ardor stomachi, e. burning.
508. Bernek, incursus impetus, e. brink.

509. Biring ſtatt Pirink, splendor ornatus, Pruuk.
510. Buru ſtatt Abru, supercilium, e. brow.
511. Burunus, princeps, belli dux, Prinz.
512. Beruſchan ſtatt Peruſchan, populus, der Volksname der Preußen.
513. Burun, foris extra, vorne.
514. Bere, agnus pullus dorcadis, Farre, und das goth. Bere.
515. Berhichten, bonos mores docere, abrichten.
516. Berhichte, bene educatus, abgerichtet.
517. Berhemen, Brachmanus, Brahmane.
518. Berhun, peripheria, Peripherie.
519. Berid, veredus, Pferd-Bereiter,
520. Büriden, abscindere, e. to bord.
521. Birig, racemus, e. sprig.
522. Berine, foramen omnis generis, fehlt im Meninski, ſteht im Siebenmeer I. B. 228, Z. 2, das franz. périnée.
523. Beſ, vestis elegans, byssus, Putz.
524. Buſ, susurrus apium, e. buzz, fehlt im Meninski und Siebenmeer, ſteht aber im Ferh. ausführlich I. B. 103.
525. Beſan ſtatt Weſan, flans, wehend.
526. Beſle, augae, Späßle.
527. Buſuk, intueri, beſehen, ſteht nur im Siebenmeer Bd. I. B. 185 in der zweyten Bedeutung des Worts.
528. Beſe, peccatum, malum, Böſes.
529. Beſekiar, malefactor, Böſethäter.
530. Beſiden für weſiden, flare, wehen.
531. Beſcherni, magnificentia, perfectio, Beſcherung.
532. Beſchul ſtatt Peſchul, talus, Sohle.
533. Beſchul ſtatt Pedſchul, astragalus, Schulterbein.
534. Beſchwal, echo, Echo, Widerſchall, daher auch in der übertragenen Bedeutung Dolmetſch ſtatt Bedſchwak.
535. Bus, veru, Spieß.
536. Bes ſtatt Pes, postea, Weſt, baß.
537. Besadſch, malum, Böſes.
538. Besbas, vaniloquium, Wiſchwaſch, Spaß.
539. Beſt, ligavit, feſt, Baſt.
540. Biſtan, mamilla, g. Piz (ſiehe Wachters Gloſſarium).
541. Biſter, pulvinar, Polſter.
542. Beſchter, Genius Persarum respondens angelo Michaeli, Beßter (Ferh. Sch. B. I. 163).
543. Biſturden, fodere, das chirurgiſche Werkzeug, franz. Bistouri.
544. Baſtinadſch, pastinachium, Paſtinak.
545. Büsed, corallum, e. beads.
546. Besaghde, paratus, beſagt.
547. Besend, sufficiens, paſſend.
548. Besidſchiden, ornare, e. beseech.
549. Besuden, inquinare, beſudeln.
550. Beſchar, sparsio pecuniae, Beſcherung.
551. Biſchtalem, helluo, Schlemmer.
552. Beſchtek, discus parvus, Beſteck.
553. Beſchul, in negotiis expertus, Beſcheller.
554. Buſchuden, lavare, waſchen.
555. Beſcheghal, arbor, in cujus tuberculis culices nidificant, und

nicht, wie es im Meninski steht, tentorium contra culices, der Gelsenbaum (Persea); die Gelse heißt Pesche und ghal die Knopper, welche im Deutschen bey den Eichen als Gallapfel bekannt ist.

556. Bagha, scortum sodomiticum, e. buggar.
557. Baghiltak, cassis, Pickelhaube.
558. Bagdsche, hortus, g. bagms, beym Ulphilas der Baum.
559. Buks, buxus, Bux.
560. Bek, supellex domestica, Gepäcke.
561. Bek und lek, elegantia, e. buck.
562. Bekem, mutus, beklemmt.
663 Begüm, regina, g. Begyne. Siehe Schilters Glossarium.
564. Bekmaf, mustum, die zweyte Hälfte, Most.
565. Bigir, arripe, Begier.
566. Belabe, scortum, e. a blabe.
567. Belabe, labes, e. blab.
568. Bul, stultus, e. bull.
569. Bul, multus, viel, πολυ.
570. Belabe, convitiari, plappern, fehlt im Meninski, steht aber im Burhani katii S. 65.
571. Belaf, sine causa, ohne Anlaß.
572. Belade, stultus, blöde.
573. Bülbül, luscinia, babeln.
574. Beled, dux viae, auf arabisch aber urbs, civitas, in der zweyten Hälfte von Weih bild (der Stadt).
575. Belsan. balsamum, Balsam.
576. Bulghander, homo sine religione, g. Abolgi (Zorn), beym Notker Ps. XXXVI. 8: La dina abolgi sin.
577. Bulut, oculus prominens, Stierauge, e. bullock.
578. Bülgüfd, donum, e. gift.
579. Bulkame, nicht wie es im Meninski steht modo haec, modo illa cupiens, sondern (Ferh. I. B. 220) qui multum voti compos factus, willkommen.
580. Belwasche, lagena, Flasche.
581. Belwaje, hirundo, Schwalbe.
582. Bem, vox hominis gravissima, Bassus, Baß-Pommer.
583. Bun, fundus, Bahn, Bein, niederdeutsch Bön.
584. Buun, faba, Bohne.
585. Benbel, pomum acidum, e. pineapple, fehlt im Siebenmeer und im Meninski, steht aber im Burhani katii S. 165.
586. Bendsch, Hyoscyamus, Bingenkraut, das Nepenthe Homer's (Ni ist der koptische Plural); die Wirkungen, welche das Opium aus Bendsch noch heute hervorbringt, sind die dem Nepenthe zugeschriebenen.
587. Bend, ligamen, nodus, Band, Bund, e. bond.
588. Bendrug, obturaculum aquae, Trog.
589. Bende, ligatus, servus, verbundener, daher das altdeutsche Bonde für Bauer.
590. Bengiah, sarcina, das landschaftliche Pinkl.
591. Bunlad, fundamentum, Bundeslade.
592. Bengere, cantilena qua infantibus somnum conciliare solent, Bankertsang.
593. Binif, nunquam, nie.

594. Bub, stratum, ornatus, Puppe.
595. Bubu, upupa, Widhopf.
596. Bubek, virgo nubilis, Bübin, fehlt im Meninski und Siebenmeer, steht aber im Ferh. Sch. 216 Bl.
597. Budsch, superbia, Putz.
598. Bud, fuit, g. buta, er wohnte, im Notker CXXII. Ps. 1.
599. Buschek, felis, e. puss.
600. Bute, arbor, quae non crescit in stipitem, sed statim a radice in ramos diffunditur, Botzen, βοτανη.
601. Bud, Buda, Bot, Gebot
602. Bubirdek, luscinia parva, e. bird, fehlt in den übrigen Wörterbüchern, steht im Siebenmeer I. Thl. 187.
603. Bore, Borax, Borax.
604. Buschne, calix rosae nondum explicitus, Botzen.
605. Bus, osculum, landschaftlich Bußerl.
606. Bews, vespa, Wespe.
607. Buk, lituus, Pauke.
608. Boklamun, Chamaeleon, Chamäleon.
609. Buk, fomes, e. poker, Pocher.
610. Bul, rostrum avis, e. bill.
611. Bun, finis, e. boon.
612. Bund, homo superbus, bunt; fehlt in den übrigen Wörterbüchern, im Siebenmeer I. 157 vorvorl. Z.
613. Bui, natura, φυσις, Physik.
614. Buburd, luscinia, Nachtigall, e. bird; im Siebenmeer I. 157.
615. Buje, nomen familiae Buje, die Bojer.
616. Bihud, incurius, e. unheeded.
617. Bihter, melius, e. better, besser; beym Tatian bither und bitherbi, bieder.
618. Behme, strenuus, Böhme (Ferh. I. 221).
619. Behischt oder Behescht, paradisus, das Fest.
620. Behramen, rubinus, Rubin.
621. Behreme, terebra, Bohrer.
622. Behar, ver, bloß zusammengezogen.
623. Behi, optimum, das Beste.
624. Behin, optimus, der Beste.
625. Behmen, nomen Artaxerxis Longimani, hier findet sich zuerst das persische men im lateinischen manus wieder; Behmen heißt aber auch die Urvernunft, der primus homo der Kabalisten, und in dieser Beziehung ist Behmen als der beste Mann zu verstehen.
626. Bidschade, corallium, e. jade.
627. Bichten oder Pichten, contorquere, biegen.
628. Bid, salix, Weide.
629. Bid, Veda, liber Indorum, wissen, Witz.
630. Bichastu, confessio, g. bigicht, Beicht.
631. Bidester, castor, Biber.
632. Bidberk, folium salicis, Weidenborke.
633. Bidak, pedes, Pion (im Schahspiel).
634. Bir, fulmen, e. fire, πυρ, Feuer.
635. Birad, senex, impotens, ohne (Bi ohne) Rath.
636. Bidar, vigil, Wächter.

637. Biſ, cribrum, umgekehrt Sieb.
638. Biſar, pertaesus, Bizarr.
639. Biſche, purus, weiſe.
640. Biſtar, bis dicens, Bieſter.
641. Biſche, sylva densa, Gebüſche, Büſche.
642. Bigiah, matutino tempore, franz. bivouac, urſprünglich im Perſiſchen die Morgenwache.
643. Bimar, aegrotari, wimmern.
644. Bil, gladius, Beil, findet ſich in dieſer Bedeutung in den Wörterbüchern nicht, lebt aber im perſiſchen Sprichworte: Chob schüd ki *bil* nebud (ſ. Roebuck's proverbs, p. 209).
645. Bil, pilum, Pfeiler.
646. Bilek, sagitta, Pfeil.
647. Bile, sagitta, Pfeil.
648. Biend, sunt, ſie ſind.
649. Biruſedſch, Cyanus, Turcois, Türkis.
650. Biwe, vidua, g. widowo, Witwe.
651. Biyüde, veritas, Bitte, fehlt im Meninski in dieſer Bedeutung, ſteht im Siebenmeer I. 237.

Pa.

652. Pa, pes, Fuß.
653. Pabend, ligamen pedis, Fußband.
654. Pabus, osculum pedis, Fußkuß (Bußerl).
655. Papuſch, indumentum pedis, Pabuſch, franz. Babouches.
656. Patini, scutella, in der Sendſprache Patene, fehlt in den andern Wörterbüchern, ſteht aber im Siebenmeer I. 303.
657. Patſche, pedes verbecini, Patſche.
658. Patſchle, calopodium quo incedunt super nives et glaciem, die Winter-Ueberſchuhe, im Oeſterreichiſchen noch Batſchen genannt.
659. Patſchiden, lente progredi, patſchen, landſchaftlich im Koth patſchen (Siebenmeer I. 275).
660. Patſchal, textoris scrobs, Pedal der Weber.
661. Patſchname, nomen inditum, Spitzname (fehlt im Meninski, ſteht aber im Ferh. Sch. I. Bl. 246).
662. Pad, custos, observator, e. pad, Pad.
663. Padſehr, Bezoar, Bezoar. Die Grundbedeutung iſt Gifthut, ſo wie Padiſchah Hut des Schahs.
664. Pade, baculus quo agitatur grex, et pascua, e. path, Pfad.
665. Padjab, lavacrum, Bad, fehlt im Meninski, im Siebenmeer I. 244.
666. Padam, oratorium, Betort, am iſt Ableitungsſylbe.
667. Par, annus praeteritus, was war.
668. Parsal, annus practeritus, περυσι, das deutſche ferne und Firne.
669. Paru, femina, e. parrot, bey den Türken heißen noch heute alle Fräulein Tutu, d. i. Papagey.
670. Paru, pala, e. barrow.
671. Parendſchen, periscelis, Fußring.
672. Parendſch, aurantium malum, Orange.
673. Parendſch, honorarium, quod poctis datur, ſteht nur im Ferh. Sch. I. 225; e. to prance, Barſchaft.

674. Pari, decidui fructus, e. parings.
675. Pariden (im Siebenmeer I. 275 letzte Z.), to pare, als fliegen verwandt mit dem dänischen farr, Feder.
676. Pasadsch, obstetrix, österr. Besennerin.
677. Pasehr und Pasiar, Bezoar, Bezoar.
678. Pas, custodia excubiae, Paß.
679. Pasad, abstinere a nugis, ein passater Mensch (im Burhani katii S. 188).
680. Pasech, responsum, Besagtes.
681. Pasiden, conservare, passen.
682. Paschiden, spargere, verpaschen.
683. Paghend, carminatum gossypium, Spagat.
684. Pal, palus, Pfahl.
685. Pala, parippus, e. palfrey.
686. Palad, parippus, e. palfrey, Paladin.
687. Palade, parippus, e. palfrey, Paladin.
688. Palar, trabs superna domus, fulcimentum, Pfeiler.
689. Palarenk, acinaces indicus, landschaftlich Ballasch für Säbel.
690. Palas, stratum ex lana, quod vestibulo subjicitur, Pallast, Ballast.
691. Palan, clitella, Palankin.
692. Palaheng, manubrium capistri, Halfter.
693. Palajiden, percolare, läutern.
694. Palischt, pulvinar, Polster.
695. Palgane, fenestra cancellata, Balken.
696. Palu, pustula, Beule.
697. Palwase, angor, landschaftlich Balawatsch.
698. Palwaje, hirundo, Schwalbe.
699. Paluseh, falsus, falsch.
700. Palis, hortus, Pales, die Gartengöttin.
701. Panis, panis sacchari albi, Panis-Brief und der geläuterte Zucker Fanis.
702. Pajab, fundus aquae, Weiher.
703. Pajest, firmus, fest.
704. Pajeste, firmus, fest, beständig.
705. Pai, pes, πους, Fuß; daher Pai Schah, der Fuß des Schah, zusammengezogen Pascha. Wiewohl einige dieses als zusammengezogen aus Padischah, d. i. die Hut des Schahs, erklären, so ist doch die erste Ableitung die richtigere, durch die sinnbildliche alte persische Vorstellungsweise bestätigt, vermöge welcher, wie wir aus Xenophon wissen, die ersten Staatsbeamten die Augen, Ohren, Arme und Füße des Königs genannt wurden.
706. Pet oder Pat, gluten, Paste.
707. Pedsch, mons, Berg, fehlt in dieser Bedeutung im Meninski, im Siebenmeer I. 247 vorl. Z. Zugleich merkwürdig als der Name Wiens im Türkischen und Persischen statt Bedsch; slaw. Petsch, Felsenwand, daher auch Pesth.
708. Petiare, principium mali, das Böse.
709. Puchten, coquere, kochen, pochen.
710. Puchte, gekocht, gepocht.
711. Pachtschuden oder Pachdschiden, calcitrare, pochen.
712. Peder, pater, Vater.
713. Per, penna, e. feather. Feder, d. Fjaer; slawisch pero.

714. Piraſchiden, diffundere, spargere, brauſen.
715. Peraku, mons, Berg, ein zuſammengeſetztes Wort, deſſen zweyte Hälfte kuh unter K vorkommen wird.
716. Perkiar, circulus, περι, g. umbiring im Ottfrid.
717. Perdſchin, paries, sepes, Zaun.
718. Perdachten, tendere aliquo, betrachten.
719. Purd, aenigma, Wort.
720. Perde, tonus musicus, Barde, Bardiet.
721. Pereſtar, cultor, Prieſter.
722. Pergale, panniculus, Perkal.
723. Pergene oder Perkene, territorium tributarium, Pferch, Park, fehlt in dieſer Bedeutung im Meninski, ſteht aber im Siebenmeer I. 297, und iſt übrigens aus den engliſchen Reiſebeſchreibungen in Indien bekannt genug, als Pergunnah (ſiehe Rouſſeau's Dictionary, p. 184).
724. Permah, terebra, Bohrer.
725. Perend, undulata gladii facies, Brand, e. to brandish.
726. Pirink, splendor gladii, Prunk.
727. Pirink oder Pirindſch, aes mixtum, Bronce.
728. Perwaſe, ignis, franz. vermuthlich germaniſchen Urſprungs braise.
729. Perwerden, educare, e. to breed, brüten.
730. Perwerde, educatus, e. bred.
731. Perweſ, fimbria, franz. fraise oder in deutſcher landſchaftlicher Mundart Kres.
732. Perweſ, valde viridis, Praſer.
733. Peruſchan, nomen populi, Volksname der Preußen oder die Burſchenſchaft.
734. Perwiſ, piscis, friſch.
735. Perwiſch oder Ferwiſch, neglectus, verwüſtet, fehlt im Meninski, im Ferh. Sch. I. B. 234 vorl. Z.
736. Pere, circulus venatorius, περι, Bereich.
737. Peri, Genius muliebris, e. Fairy.
738. Periſ, clamor, Preis.
739. Periſchan, vastatus, verwüſtet.
740. Peſch, via angusta inter montes, Paß.
741. Peſchmürden, deflorescere, beſchmieren, e. besmear.
742. Peſchmürde, inquinatus, beſchmiert, in Tatian's Evangelienharmonie Kap. 196 v. 7 Bismarota.
743. Peſchuh, scrutator, investigator, Beſucher.
744. Peſchuhende, explorator, Beſuchender.
745. Peſchuhiden, investigari, unterſuchen.
746. Pesaniden, irrigare, wäſſern.
747. Pesawiden, contrectare, beſäuen.
748. Pes, postea, Weſt, in dem Badbes der Weſtwind, wie Badpiſch der Oſtwind heißt.
749. Piſter, pulvinar, Polſter.
750. Piſtan, mammae, Biez, Piez.
751. Pusergan, puer scortum, nicht nur in den germaniſchen Sprachen.
752. Pesanten, spargere, verſenden, in der Sendſprache (Siebenmeer I. 281).
753. Pesendere, spurius, beſondere.
754. Puſcht, fulcrum, Pfoſte.

755. Puſchtwan, fulcrum, Büſte.
756. Puſchte, colliculus, bustum, im öſterr. Puſchte, vom ſlaw. *pustim*, desero, desertum.
757. Puſchteleng, nugae, zuſammengeſetzt aus leng, lahm, und puſchte, lahme Poſſen.
758. Puſchek, felis, e. puss.
759. Peſchiſe, squama piscis, Fiſch.
760. Peſch, juba, fimbria, Buſch, Pauſch.
761. Peſche, culex, Persea, Gelſe und Perſea.
762. Puf, flatus, e. puff.
763. Pufiden, extinguere flatu, e. to puff.
764. Pek, puella mammis sororiantibus, e. Peg, Peggy, fehlt im Meninski, im Ferh. Sch. I. B. 236.
765. Pek, thraso, das ital. becco (im Burh. katii S. 209).
766. Puk, malleus, e. poker, Pocher.
767. Pekmal, subula sutorum, Schuſterahl.
768. Pekend, panis, im Dialekte von Chuareſm, das phrygiſche βεκκος beym Herodot; backend, Bäcker, Gebäcke.
769. Pal oder Pel, pila, globus lusus juvenilis (Burhani katii S. 211), Ballen.
770. Pel, pallidus, e. pale (Ferh. Sch. B. 238).
771. Palani, gradarius equus, Palankin.
772. Pilaw, oryza cocta, Pilaw.
773. Pilpil, piper, Pfeffer.
774. Pilk, palpebra, Blick.
775. Pelken, vectis, Balken.
776. Palme, lanx librae, πάλμα, vom Zittern der Wage πάλλειν.
777. Pulwan, sepes horti, Planke.
778. Peluſ, mantila, franz. pelouse.
779. Pelid, stolidus, blöde.
780. Penam, amuletum contra oculi fascinum, e. to benumb, im Sendaveſta Anquetil's penom.
781. Pembe, bombyx.
782. Pendſch, quinque, e. pence, gewöhnlich als Plural ſtatt pennies.
783. Pendſchnuſch, potus ex quinque essentiis confectus (Ferh. Sch. B. 234), e. punch, Panſch.
784. Pendſchiden, in frusta concidere (Ferh. Sch. B. 243 vorl. Z.. e. pinch, das öſterr. penzen.
785. Pentſchiſch (Ferh. Sch. I. B. 234), Penzerey.
786. Pentſchere, fenestra, Fenſter.
787. Pend, consilium, Bund.
788. Pindaſchten, putare, wähnen.
789. Pindar, qui putat, Πινδαρος, Wähner, Pindar.
790. Pindariden, existimare, ponderare.
791. Pup, upupa, Widhopf, Schopf des Vogels.
792. Pubek, virgo, Bübin, Puppe.
793. Putab, scopus sagittariorum, e. butt.
794. Pute, crucibulum, d. potte, pot, Butte.
795. Putſch, nugae, Poſſen.
796. Pud, stamen, fomes, Futter.
797. Puſ, ambitus oris, Foze.
798. Puſiſch, excusatio, Buße.
799. Puk, flatus, Pauke.

800. Pul, pons, Pfuhl, πυλη, Bohle.
801. Pul, obolus, ſ. Fjall, φολλις.
802. Puja, equus gradarius, e. Puney.
803. Piale, phiola, Phiole, φιαλη.
804. Pei ber pei, successive, e. by the by.
805. Pei, propter, wegen.
806. Pei, pes, Fuß, πους.
807. Piade, pedes, Pion, ſ. pedden, e. path.
808. Piaſ, cepa, Zwiebel.
809. Pitſch, flecterc, Bug, beug, bieg.
810. Pitſchiden, flecti, biegen, e. to pitch.
811. Pitſchidde, creptus, e. pitchd (tent).
812. Pitſchapitſch, convolutus in gyrum, Bug an Bug.
813. Pitſchend, ligamentum capitis, biegend.
814. Pich, humor oculi, Pech.
815. Pir, senex, e. Pear.
816. Pirai, parans, bereitend.
817. Piraſten, parare, ornare, bereiten.
818. Peiraſten, amputare superfluum in arbore, e. to pare.
819. Piraiſch, ornatus, Preis, e. praise.
820. Piraje, ornamentum, Bereitung.
821. Pirſe, crumena in qua aliquid ligatur, Börſe; fehlt im Meninski, ſteht aber im Ferh. Sch. I. Bl. 262.
822. Pirar, annus elapsus, vorn Jahr, περυσι (voriges Jahr).
823. Piruſe, lapis cyanus, Türkis.
824. Pirhend, camisia, Hemd; das Pir iſt hier das griechiſche περι, wie in den gleichbedeutenden Pirahen und Pirehen.
825. Peiſeden, vestigium sequi, Pauſen, durchpauſen.
826. Piſi, lepra, Beißendes, biſſig.
827. Piſch, anterior pars, oriens, Oſt, daher Piſchbad, Oſtwind.
828. Piſchab, urina, Piſſe; landſchaftlich wiſcherln.
829. Piſche, occupatio, opus, Beſchäftigung.
830. Piſchiar, vas urinae, Pißtopf.
831. Piſe, cinericius, weiß.
832. Peigun, conditio, Beginn.
833. Peik, cursor nuncius, Page.
834. Peikan, cuspis ferrea, Picke.
835. Pilek, sagitta, Pfeil.
836. Pil ſtatt Fil, Elephas, Elephant.
837. Pilewer, circumforaneus, e. peddlar (ſiehe dieſes Wort eben ſo überſetzt in Roebuck's Sammlung von Sprichwörtern I. 202).
838. Pileſte, ebur, Elfenbein, von Pil, Elephant.
839. Peima, mensurator, Meſſer (die zweyte Hälfte des perſiſchen Worts iſt das deutſche meſſen, das ſchwediſche maeta).
840. Pine, cutis indurata pedis vel manus, Finne, fehlt im Meninski, ſteht aber im Siebenmeer I. 302).
841. Peiman, pignus, Pfand.
842. Peimane, poculum, Becher. Die erſte Hälfte des perſiſchen und deutſchen Wortes dasſelbe, die zweyte Hälfte Ableitungsſylbe.
843. Peiweſte, colligatus, conjunctus, feſt, befeſtigt.
844. Piwaſte, propugnaculum, Baſtey, Feſte.
845. Peiweſten, involvere, befeſtigen, g. biwindan.

846. Pihwerde, cursor, Buhurd, das altdeutsche Buhurden.
847. Pieh, pinguis, fett.
848. Peh, exclamatio, Pah.

Ta.

849. Ta, usque ad, e. to, zu, da, daß.
850. Tab, vires, potentia, tapfer.
851. Tab, ignis, calor, e. thaw, und als Ortsname in Teplitz, wie das persische Teb in dem Namen der Stadt Tebris, d. i. warm rieselnd.
852. Tapal, alta statura, e. tall, auch das landschaftliche Tappel, für einen dummen Menschen.
853. Tabe, patella, sartago, Topf.
854. Tabiden, fervere, e. thaw, thauen.
855. Tata, blaesus, das landschaftliche alter Tatel.
856. Tatarig, palumbes, Turteltaube.
857. Tajed, fervet, es thauet.
858. Tadsch, corona, Decke.
859. Tadschik, natio quae nec Arabica, nec Turcica, nomen regionis quae non intra fines Arabiae vel Magnae Tartariae continetur, d. i. Deutschland (das ursprüngliche asiatische und die Deutschen, nämlich die Δαδικοι Herodot's). Dieses Tadschik ist keineswegs zu vermischen mit Tasi, welches arabisch bedeutet. Tasi heißen die in Persien eingebürgerten Araber, und nicht Tadschik, wie es durch Verwirrung im Siebenmeer (I. 325) beym Worte Tadschik gesagt ist.
860. Tacht, festinanter incedit, er trachtet.
861. Tachten, festinanter incedere, trachten.
862. Tachte, festinans, trachtend.
863. Tar, vertex, tiara, Tiare.
864. Tar, chorda instrumenti musici, daher Sitar, dreysaitig, die Guitarre.
865. Tar, cincinnus, Haar.
866. Tare, cincinni, Haare.
867. Tare, involucrum ex tela aut gossypio, die Tara, d. i. der Abzug von dem Waarengewichte für das Gefäß.
868. Tara, astrum, e. star.
869. Tarek, vertex, tiara, Tiare.
870. Tarik, obscurus, e. dark, das landschaftliche tarkeln oder torkeln, im Finstern herumtappen; auch im Altdeutschen Tarchinan, das englische to darken, verfinstern.
871. Tarin, resina ex arbore manans, Theer.
872. Tasiden, domare, das österr. tasi machen.
873. Tasi, nomen Arabum, gleichsam die Tasigen, d. i. Unterjochten.
874. Tas, catinus, Tasse.
875. Tak, sarmentum vitis, Stecke (tacco zum Billiard).
876. Taguſch, aquae immergi, tauchen, fehlt im Meninski, steht aber im Ferh. Sch. I. Bl. 279.
877. Tasten, curvare, texere, Tafft.
878. Taste, genus telae sericae, Tafft.
879. Tasschek, tinea, Schabe.
880. Tal, discus aeneus, Teller.

881. Tal, iſt auch das deutſche Zahl, holländ. taal (die wirkende Kraft der Talismane liegt in Zahlen) und das deutſche Thal; wie das folgende zeigt.
882. Tal, amuletum quod feminis indicis die conjugii appenditur, Talisman (ſiehe die Beſchreibung indiſcher Hochzeitsgebräuche).
883. Talab, locus ubi aqua confluit, thalab (wie oben bergab).
884. Talar, domus splendida, Saal.
885. Talumal, dissipatus, das franz. pêle-mêle.
886. Tanem, possum, ich kann. Das perſiſche m iſt bloß das Affixum der erſten Perſon, die im Deutſchen als ich vorausſteht.
887. Taw, aestus, calor, e. thaw, Thau.
888. Tah, plica, fach. Dutah, duplex, zweyfach.
889. Teb, aestus, Tepliz; beym Kero Tibsn.
890. Tebandſch, pellex, mit weggeworfenem T, woraus der Artikel the, der, die, das, ward, the wench.
891. Tebiden, tremere, toben.
892. Tepiden, sese agitare, zappeln.
893. Tübet, Tibetum regio, daher das franz. duvet.
894. Tepenk, juvenis fortis, mit weggeworfenem Te der Penk.
895. Tepu, poenitentia, mit weggew. Te, die Buße.
896. Tepſide, calefactus, e. dipsy.
897. Tepe, ornamentum capitis (Siebenmeer I. 343), toupe.
898. Tocht, filia, Tochter.
899. Tochter ſtatt Dochter, filia, Tochter, Θυγατηρ.
900. Turab, terra, Torf.
901. Terab, emano, effluo, traufe (Eingetrauftes).
902. Terabed, stillat, emanat, es traufet.
903. Teradſch, rumor, Tratſch (im Siebenmeer I. 311).
904. Traſch, rasura, segmentum, e. trash.
905. Tiraſchiden, radere, scalpere, e. to trash.
906. Terawiden, stillare, manare, traufen.
907. Turb, raphanus, e. turnip.
908. Terbend, ligamen vulneris, Verband (Siebenm. I. 318).
909. Turd oder Terd, subtilis, tener, zart, Torte.
910. Terfend, fraus, dolus, treffend, oder wenn vielleicht das ter nichts anderes als der Artikel der iſt, der Fund.
911. Tirenk, ornamentum, e. trinket.
912. Terengiden, tinnire, dröhnen.
913. Trengatreng, sonus sagittarum, Gedröhne.
914. Terendſchiden, constringere, premere, drängen.
915. Terendſchide, afflictus, bedrängt.
916. Terendſchid, habena equi constricta, Trenſe.
917. Turündſch, malum aureum, Orange.
918. Teriak, theriaca, Theriak.
919. Teriden, trahere, e. to draw.
920. Türit, panis intritus frustulatim in jusculum aut lac, Triett (auch eine arabiſche Speiſe).
921. Teriwe, via difficilis, trübe.
922. Teſiden, extrahere, e. to teeze (Siebenmeer I. 336).
923. Tes, alapa, Tetſche.
924. Teſchlich, tapes, Teppich.
925. Teſ, vapor, Duft.
926. Teft, calor, vapor, Duft.

927. Teſſiden, calefacere, bullire, ſieden. Im Deutſchen iſt das Teſ (warm) weggeworfen, und bloß das siden erhalten worden.
928. Teſu, phui, Pfui.
929. Tek, fundus putei aut lacus, Teich.
930. Teg, fundus putei aut lacus, Teich.
931. Tek, dactylus, Dattel. Dieſe ſehr merkwürdige Bedeutung des Wortes fehlt unter den ſechzehn im Meninski angeführten, findet ſich aber im Ferh. Sch. I. B. 283 als die fünfte Bedeutung mit dem ausdrücklichen Zuſatze, daß dieſelbe aus den Sendſchriften entnommen ſey.
932. Tikme, aureo filo picta res, geſtickt.
933. Tike, frustum rei fractae, Stücke.
934. Tekke, coenobium, Decke.
935. Tekin, strenuus, audax, nach weggeworfenem Te. als Artikel te-kin, der Kühne.
936. Tel, collis altus, e. tall.
937. Telala cantilena, Trallala, im Siebenmeer I. 307.
938. Telmiſ, interpres, Dolmetſch, gilt zwar für arabiſch oder hebräiſch, ſcheint aber eigentlich perſiſchen Urſprungs zu ſeyn, und in der erſten Sylbe das engliſche tell zu enthalten; das reine perſiſche Wort für Dolmetſch, nämlich Tilmatſch, folgt unten. Schon beym Xenophon findet ſich der perſiſche Dolmetſch Τολμιδης (expeditio Cyri lib. V: ἐκέλευσε Τολμίδην τον κηρυκα).
939. Telk, auri folium, Talk.
940. Tilink, pulsatio tympani, klingen.
941. Tulunk, petere, desiderare, e. to long.
942. Tulungi, mendicus, e. a lounger, Lumpe.
943. Teluk, scopus, das Loch mit weggeworfenem Te als Artikel.
944. Telume, gemma floris, Blume.
945. Tele, rete avium, Vogelſtelle.
946. Tem, suffusio, caligo oculi, e. dim, dumm.
947. Timir, defectus oculi, e. dim, dämmern.
948. Temgha, ectypus, Stämpel.
949. Temende, blacsus, e. tammering, ſtammelnd.
950. Tun, thunnus, Thonfiſch.
951. Ten, corpus, Thon; im Arabiſchen Tin, e. than.
952. Tenbagu, folium tabaci, Tabak; ſcheint ſchon früher als die Entdeckung Amerika's im Perſiſchen in der Bedeutung des Metalls Tombak vorhanden geweſen zu ſeyn.
953. Tenbel, piger, das landſchaftliche Tampel.
954. Tambur, cymbalum, Tambor (Siebenmeer I. 317).
955. Tente, tentorium, e. tent.
956. Tendſchiden, tendere, dehnen.
957. Tendſchide, tensus, gedehnt.
958. Tend, dispersus, distractus, Tand.
959. Tunder, tonitru, e. thunder, Donner.
960. Tendiden, sonum edere, tönen.
961. Tundiden, tonare, donnern.
962. Tenſiden, sese agitare, tanzen.
963. Teneſte, tela araneae, das Dünnſte.
964. Tenk, angustus, oberöſterr. für links.
965. Tenk, iracundus, e. angry.
966. Tunk, lagena angusti colli, Tunche.

967. Tunk, gracilis, jung.
968. Tinkar, species salis, Tinkel.
969. Tenkatenk, redactio in angustum, eng auf eng.
970. Tenkbar, nomen Dei, dankbar.
971. Tenkdeſt, angustae manus, engtatzig.
972. Tenknai, angustia, Enge.
973. Teneke, lamina ex ferro albo, e. tin, Zinn.
974. Tenuden, torquere, tendere, dehnen.
975. Tenn, potentia, Ton, wie das franz. donner du *ton*.
976. Tu, tu, du.
977. Tu, flos lactis, Topfen.
978. Tu, velum, pannus, Tuch.
979. Tuwan, potentia, Ton, Tüchtigkeit.
980. Tiwasi, tapes, Tapete.
981. Tuwana, potens, tüchtig.
982. Tubal, scoria ferri, mit weggeworfenem Tu als Artikel die Feile, verwandt mit Tubalkain.
983. Tuban, femorale ex corio, Topanke.
984. Tute, verruca, Zitze, landſchaftlich Tute.
985 Tuchten, trahere, Docht ziehen.
986. Tuchedſch, clamor altus, jucheien, jauchzen.
987. Tur, strenuus athleta, Turner, Turnierer.
988. Tur, convivium, tractatio hospitis, Abenteuer.
989. Turan, regio Barbara Scythica, Tyrann.
990. Tura, taurus, Stier, im Send (Siebenmeer I. 308).
991. Turenkan, vivificans, der Name von Roland's Schwert Durindana.
992. Turiden, pudore suffundi, bethören.
993. Tugh, signum militare, Zug.
994. Tuf, echo, clamor, muſikaliſcher Tuſch.
995. Tufiden, fehlt im Meninski, ſteht aber im Ferh. Sch. B. 308, sonare, toſen, Getöſe.
996. Tunge, nox, dunkel.
997. Tok, manipulus crinium, franz. toque; fehlt im Meninski, ſteht aber im Ferh. Sch. B. 306, letzte Zeile.
998. Tuk, oculus, mit weggeworfenem T als Artikel, das Aug, fehlt im Meninski, ſteht aber im Ferh. Sch. B. 307.
999. Tuh, velum, pannus, Tuch.
1000. Tehal, cavea, mit weggeworfenem Te als Artikel die Höhle, e. the hole, fehlt im Meninski, ſteht aber im Siebenm. S. 332, und im Burhani katii S 258.
1001. Tehmiſche, nomen sylvae in limitibus Persiae, mit weggeworfenem teh als Artikel (the) das Mais oder Maß; öſterr. Wald.
1002. Tehui, phui, Pfui.
1003. Tib, attonitus, e. dipsy.
1004. Tib und ſchib, attonitus et perculsns, tief und ſchief.
1005. Tir, Mercurius, der altdeutſche Gott Thyr.
1006. Tir, turbidus, trübe.
1007. Tir, trabs, sagitta, altdeutſch Tir, Speer, daher der Tierlibaum (Cornus mas Linn). Siehe Stalder's Idiotikon.
1008. Tire, turbidus, trübe.
1009. Tiſi, vapor, aestus, Hitze.

1010. Tiſch oder Tuſch, aestus, calor, Hitze, fehlt im Meninski, ſteht aber im Ferh. Sch. B. 280.
1011. Tig, gladius, Degen.
1012. Tighal, nidus, Tiegel; im Siebenmeer I. 332.
1013. Tilmatſchi, interpres, Dolmetſch, welches im Altdeutſchen Tullmatſch lautete, ganz wie das perſiſche (Siebenmeer I. 353), daher auch das im Altdeutſchen ſo oft vorkommende Talman, das engliſche Teller.
1014. Timadſch, scopus, mit weggeworfenem Ti als Artikel, das engl. the match.
1015. Tina, argilla, Thon, in der Sendſprache (Siebenmeer I. 103).
1016. Tine, tela araneae, das Dünne.
1017. Tihu, stagnum, Teich (Siebenm. I. 341).

Dſchim.

1018. Dſchablus, mendicans, das öſterr. Dſchappel.
1019. Dſchachsuk und Dſchachſug, falx, die zweyte Hälfte suk oder sug iſt das deutſche Sichel oder Soch (Pflugſchare).
1020. Dſchadu, saga, strix, e. jade.
1021. Dſcharub, scopae, die zweyte Hälfte im engl. rubbish.
1022. Dſchaſcht, cibus, prandium, Koſt, Gaſt.
1023. Dſchaf, siccus, aridus, e. chaff.
1024. Dſchaliſch, principium coitus, geil.
1025. Dſchali, nomen arboris, rubus, öſterr. tſchali gehn ſtatt verlieren (im Gebüſche, im Walde).
1026. Dſchale, ratis, Schale.
1027. Dſchaſchnegir, praegustator, wörtlich Koſtgreifer.
1028. Dſchamunten, venire, kommen; im Send. Siebenm. II. 19.
1029. Dſchame, lagena, e. a jam.
1030. Dſchanunten, esse, ſeyn; im Send Siebenm. II. 20.
1031. Dſchan, daemon, e. giant, γιγας, Genius.
1032. Dſcheba, tributum, Gabe, Abgabe.
1033. Dſchibs, Gypsum, Gyps.
1034. Dſchibsin, ex gypso factum, gypſern.
1035. Dſcheſch, vitrum, Glas.
1036. Dſchabladſch, vir magnus inutilis; ſiehe oben Dſchablus, das adſch iſt vergrößernd mit Verachtung, wie das ital. accio.
1037. Dſchubbe, tunica, Joppe, ſchweizeriſch Tſchöpli.
1038. Dſchete, Getae, die Geten.
1039. Dſchachſchir, caligae, d. Buxer, αναξυριδες.
1040. Dſcher, fissus, e. jarring (Ferh. Sch. I. B. 315).
1041. Dſchetr, tentorium, Zelt.
1042. Dſcherb, victor, ſ. djerf, e. garb, ital. garbo.
1043. Dſcherd, niger, ſchwarz.
1044. Dſcheriſt, stridor dentium, zerreißt.
1045. Dſcherke, circulus hominum aut animalium, Zirkel.
1046. Dſcherre, species vasis, e. a jar, franz. jarre.
1047. Dſchürebas, falco sacer, Geyerfalk, ιραξ.
1048. Dſchirid, telum missile, Gerte.
1049. Dſchuriſ, bellicosus, kriegeriſch (Ferh. Sch. I. 325).
1050. Dſchüſ, merops, scutella, Schüſſel.
1051. Dſchüſdſchüſ, susurrus aquae bullientis, Geziſch.
1052. Dſchüſten, investigare, koſten.

1053. Dſcheſten, saltare, assilire, e. to jest, jostle.
1054. Dſchugh, jugum, Joch.
1055. Dſchaghale und Dſchighale, voces avium, Cicade.
1056. Dſchaghare, radix herbae, Zigarre. Zigarren wurden in Perſien ſchon vor der Einführung des Tabaks aus Amerika geraucht, wie ſchon die Thraker ein narkotiſches Kraut rauchten (Plutarch de fluviis III. 3). Ferh. Sch. I. B. 321.
1057. Dſchefer, membrana, mysticis nummeris conscripta, Ziffer.
1058. Dſchüften, incurvari, inflecti, e. to shift.
1059. Dſchekadſchek, sonus gladiorum, Zikzak.
1060. Dſchikidſchiki, ecstasis coitus, Entzücken. Siebenm. II. 32.
1061. Dſchinn, genius.
1062. Dſchünbiden, huc illuc motitari, e. to jump.
1063. Dſchünbende, sese agitans, e. jumping.
1064. Dſchenber, circulus dolii, g. Zimber. S. Schilter.
1065. Dſchenk, bellum, altercatio, Zank.
1066. Dſchungal, scopus, Ziel.
1067. Dſchemeſt, amethystus, Amethyſt.
1068. Dſchil, manubrium, Stiel. Fehlt im Meninski, ſteht aber im Ferh. Sch. I. B. 323.
1069. Dſchulab, julapium, Julep.
1070. Dſchelb, clamor, ululatus, e. to yelp (Siebenm. II. 4).
1071. Dſcheladſchel, tintinnabula, Schellen, Tſchinellen.
1072. Dſchu, jugum, Joch.
1073. Dſchiwar, vicinus, g. Gebur; in Notkers Pſalmenüberſetzung LXXXVIII. 42: Er ist uuorden iteuuiz sinen *geburen*, er iſt zum Schimpf geworden ſeinen Nachbarn.
1074. Dſchowan, juvenis, Junge.
1075. Dſchoban, custos armenti, Τζουπανος, Zupan, der Ban von Kroatien (mit Wegwerfung der erſten Sylbe zu).
1076. Dſchoch, pannus, das altdeutſche Zeuch.
1077. Dſchudſch Madſchudſch, Gog et Magog, Gog u. Magog.
1078. Dſchudſchem, truncus arboris, wörtlich Korn ſtamm (von Dſchu, Korn, und Dſchem, Stamm), fehlt im Meninski, ſteht aber im Ferh. Sch. I. 326.
1079. Dſchewſen, fascinator, e. gipsy, Zigeuner.
1080. Dſchuſchiden, bullire, ſieden (die zweyte Hälfte des Worts).
1081. Dſchunt, species navis, das öſterr. Dſchinakl.
1082. Dſchune, sol, altdeutſch die Sune.
1083. Dſchewise, domus in prato, Wieſe.
1084. Dſchujiden, quaerere, ſuchen.
1085. Dſchujende, quaerens, ſuchend.
1086. Dſchib, tunica, Joppe.
1087. Dſchikdſchik, stridor avium, Gequick, Gezwitſcher; fehlt im Meninski, ſteht aber im Siebenmeer II. 17 und im Burhani katii S. 282.
1088. Dſchuſunten, eligere, fr. choisir, ein Sendwort, Burh. katii.
1089. Dſchudan, juvenis, Junge, in der Sendſprache Burh. katii.
1090. Dſchin, cor, genius, Sinn, Burh. katii.

(Die Fortſetzung folgt.)

* * *

ب

٣١٤ با ٣١٥ باوش ٣١٦ باب ٣١٧ بابوج ٣١٨ بابوته ٣١٩ بابوس
٣٢٠ باج ٣٢١ باجه ٣٢٢ باجنامه ٣٢٣ باخ ٣٢٤ باخ ٣٢٥ باخون ٣٢٦ باد
٣٢٧ باد ٣٢٨ بادبار ٣٢٩ بادبان ٣٣٠ بادیان ٣٣١ بادبر ٣٣٢ بادبنس
٣٣٣ بادبور ٣٣٤ بادبزن ٣٣٥ بادپیش ٣٣٦ بادزه ٣٣٧ بادزهر
٣٣٨ بادفت ٣٣٩ بادفر ٣٤٠ بادافزه ٣٤١ بادفرنگ ٣٤٢ بادفوردین
٣٤٣ بازرو ٣٤٤ بار ٣٤٥ بار ٣٤٦ بار ٣٤٧ باران ٣٤٨ باربد ٣٤٩ بارگاه
٣٥٠ بارکي ٣٥١ بارو ٣٥٢ بارداز ٣٥٣ باره ٣٥٤ باره ٣٥٥ باره ٣٥٦ بارخیمه
٣٥٧ باره ٣٥٨ بار ٣٥٩ باري ٣٦٠ باز ٣٦١ باز ٣٦٢ باز ٣٦٣ باز
٣٦٤ بازار ٣٦٥ بازد ٣٦٦ بازه ٣٦٧ بازاج ٣٦٨ بازگردیدن ٣٦٩ بازرند
٣٧٠ بازرنگ ٣٧١ بازن ٣٧٢ بازي ٣٧٣ بازیدن ٣٧٤ بازیچه ٣٧٥ بازیار
٣٧٦ باژ ٣٧٧ باس ٣٧٨ باستار ٣٧٩ باستان ٣٨٠ باسو ٣٨١ باشتن
٣٨٢ باشد ٣٨٣ باشکار ٣٨٤ باشن ٣٨٥ باشدم ٣٨٦ باغر ٣٨٧ باداده

۳۸۸ بالان ۳۸۹ بال ۳۹۰ بال ۳۹۱ بالا ۳۹۲ بالاخانه ۳۹۳ بالار
۳۹۴ بالان ۳۹۵ بالشت ۳۹۶ بالغ ۳۹۷ بالکانه ۳۹۸ بالوایه ۳۹۹ باله
۴۰۰ بالیدن ۴۰۱ بالین ۴۰۲ بام ۴۰۳ بام ۴۰۴ بامس ۴۰۵ بامشاد
۴۰۶ بان ۴۰۷ بان ۴۰۸ بانگ ۴۰۹ باور ۴۱۰ باورچي ۴۱۱ باوريدن
۴۱۲ باهم ۴۱۳ با ۴۱۴ با ۴۱۵ ببغا ۴۱۶ ببر ۴۱۷ بت ۴۱۸ بتکده
۴۱۹ بتکده ۴۲۰ بته ۴۲۱ بتفوز ۴۲۲ بتيا ۴۲۳ بج ۴۲۴ بجس ۴۲۵ بجم
۴۲۶ بجواک ۴۲۷ بجول ۴۲۸ بجواه ۴۲۹ بخ ۴۳۰ بخارا ۴۳۱ بخناق
۴۳۲ بخيريدن ۴۳۳ بختو ۴۳۴ بد ۴۳۵ بد ۴۳۶ بدنام ۴۳۷ بداک
۴۳۸ بدبدک ۴۳۹ بدتر ۴۴۰ بدخشاني ۴۴۱ بدفوز ۴۴۲ بد ۴۴۳ بدرام
۴۴۴ بدرام ۴۴۵ بدره ۴۴۶ بدژ ۴۴۷ بدروش ۴۴۸ بدوس ۴۴۹ بذله
۴۵۰ بر ۴۵۱ بر ۴۵۲ بر ۴۵۳ برابر ۴۵۴ برازيدن ۴۵۵ برات ۴۵۶ برازد
۴۵۷ برازون ۴۵۸ برادر ۴۵۹ برازر ۴۶۰ برنغار ۴۶۱ براتي ۴۶۲ برآن
۴۶۳ براه ۴۶۴ برک ۴۶۵ برچيدن ۴۶۶ برخيدن ۴۶۷ بربر ۴۶۸ بربر
۴۶۹ برج ۴۷۰ بربند ۴۷۱ برچيدن ۴۷۲ برد ۴۷۳ برد ۴۷۴ برد ۴۷۵ برد
۴۷۶ برد ۴۷۷ بردا ۴۷۸ بردابرد ۴۷۹ بردبار ۴۸۰ بردن ۴۸۱ برده
۴۸۲ برده ۴۸۳ برز ۴۸۴ برس ۴۸۵ برسم ۴۸۶ برشته ۴۸۷ برشتن
۴۸۸ برغ ۴۸۹ برغاب ۴۹۰ برقوق ۴۹۱ برک ۴۹۲ برک ۴۹۳ برک
۴۹۴ برگاه ۴۹۵ برگرفتن ۴۹۶ برگ ريز ۴۹۷ برماه ۴۹۸ برماسيدن
۴۹۹ برمجيدن ۵۰۰ برمسيدن ۵۰۱ برناس ۵۰۲ برنا ۵۰۳ برنا ۵۰۴ برناک

٥٠٥ برنبور ٥٠٦ برنجن ٥٠٧ برنش ٥٠٨ برنک ٥٠٩ برنگ ٥١٠ برو
٥١١ بورونس ٥١٢ بروشان ٥١٣ برون ٥١٤ بره ٥١٥ برمیختن ٥١٦ برمیخته
٥١٧ برمن ٥١٨ برہون ٥١٩ برید ٥٢٠ بریدن ٥٢١ بریغ ٥٢٢ بریه
٥٢٣ بز ٥٢٤ بز ٥٢٥ بزان ٥٢٦ بزله ٥٢٧ بزوک ٥٢٨ بزه ٥٢٩ بزه‌کار
٥٣٠ بزیدن ٥٣١ بژرنی ٥٣٢ بژول ٥٣٣ بژول ٥٣٤ بژول ٥٣٥ بس
٥٣٦ بس ٥٣٧ بساج ٥٣٨ بساس ٥٣٩ بست ٥٤٠ بستان
٥٤١ بستر ٥٤٢ بشتر ٥٤٣ بیستوردن ٥٤٤ بستاج ٥٤٥ بسد
٥٤٦ بسغده ٥٤٧ بسند ٥٤٨ بسیجیدن ٥٤٩ بسودن ٥٥٠ بشار
٥٥١ بشتالم ٥٥٢ بشتک ٥٥٣ بشول ٥٥٤ بشودن ٥٥٥ بشغال
٥٥٦ بغال ٥٥٧ بغلتاق ٥٥٨ باغجه ٥٥٩ بقس ٥٦٠ بک ٥٦١ بک‌ولک
٥٦٢ بگم ٥٦٣ بکم ٥٦٤ بکاز ٥٦٥ بکیز ٥٦٦ بلابه ٥٦٧ بلابه
٥٦٨ بول ٥٦٩ بول ٥٧٠ بلابه ٥٧١ بلاز ٥٧٢ بلاده ٥٧٣ بلبل
٥٧٤ بلد ٥٧٥ بلسان ٥٧٦ بلغدر ٥٧٧ بلک ٥٧٨ بلکفر ٥٧٩ بلکامه
٥٨٠ بلواشه ٥٨١ بلوایه ٥٨٢ بم ٥٨٣ بم ٥٨٤ بن ٥٨٥ بنبل
٥٨٦ بنج ٥٨٧ بند ٥٨٨ بندروغ ٥٨٩ بنن ٥٩٠ بنگاه ٥٩١ بنلاد
٥٩٢ بنگژه ٥٩٣ بنیر ٥٩٤ بوب ٥٩٥ بوبو ٥٩٦ بوبک ٥٩٧ بوج
٥٩٨ بود ٥٩٩ بوشک ٦٠٠ بوته ٦٠١ بود ٦٠٢ بوبروک ٦٠٣ بوره
٦٠٤ بوژنه ٦٠٥ بوس ٦٠٦ بوس ٦٠٧ بوق ٦٠٨ بوقلمون
٦٠٩ بوک ٦١٠ بول ٦١١ بون ٦١٢ بوند ٦١٣ بوي ٦١٤ بوبرو ٦١٥ بویه

۱۱۶ بیهوده ۱۱۷ بیهتر ۱۱۸ بهمه ۱۱۹ بهشت ۱۲۰ بهرامن ۱۲۱ بهرمه
۱۲۲ بهار ۱۲۳ بهي ۱۲۴ بهین ۱۲۵ بهمن ۱۲۶ بیجده ۱۲۷ بیختن
۱۲۸ بید ۱۲۹ بید ۱۳۰ بیخستو ۱۳۱ بیدستر ۱۳۲ بیدبرگ ۱۳۳ بیدق
۱۳۴ بیر ۱۳۵ بیراد ۱۳۶ بیدار ۱۳۷ بیژه ۱۳۸ بستر ۱۳۹ بیشته
۱۴۰ بیتسار ۱۴۱ بیشه ۱۴۲ بیگاه ۱۴۳ بیمار ۱۴۴ بیل ۱۴۵ بیل
۱۴۶ بیلک ۱۴۷ بیله ۱۴۸ بیند ۱۴۹ بیروزج ۱۵۰ بیوه ۱۵۱ بیهده

پ

۱۵۲ پا ۱۵۳ پابند ۱۵۴ پابوس ۱۵۵ پاپوش ۱۵۶ پاتیني ۱۵۷ پاچه
۱۵۸ پاچله ۱۵۹ پاچیدن ۱۶۰ پاچال ۱۶۱ پاچنامه ۱۶۲ پاد ۱۶۳ پادزهر
۱۶۴ پاده ۱۶۵ پادیاب ۱۶۶ پادام ۱۶۷ پار ۱۶۸ پارسال ۱۶۹ پارو ۱۷۰ پارو
۱۷۱ پارنجن ۱۷۲ پارنج ۱۷۳ پارنج ۱۷۴ پاري ۱۷۵ پاریدن ۱۷۶ پازاج
۱۷۷ پازهر ۱۷۸ پاس ۱۷۹ پاساد ۱۸۰ پاسخ ۱۸۱ پاسیدن ۱۸۲ پاشیدن
۱۸۳ پاعند ۱۸۴ پال ۱۸۵ پالا ۱۸۶ پالاد ۱۸۷ پالاده ۱۸۸ پالار ۱۸۹ پالاریک
۱۹۰ پالاس ۱۹۱ پالان ۱۹۲ پالاهنگ ۱۹۳ پالاییدن ۱۹۴ پالست
۱۹۵ پالکانه ۱۹۶ پالو ۱۹۷ پالوانه ۱۹۸ پالوایه ۱۹۹ پالوش ۲۰۰ پالیز
۲۰۱ پانیز ۲۰۲ پایاب ۲۰۳ پایست ۲۰۴ پایسته ۲۰۵ پای ۲۰۶ پت
۲۰۷ پج ۲۰۸ پتیاره ۲۰۹ پختن ۲۱۰ پخته ۲۱۱ پخچودن ۲۱۲ پدر

٧١٣ پر ٧١٤ پراشيدن ٧١٥ پراكو ٧١٦ پركار ٧١٧ پرچين ٧١٨ پرداختن
٧١٩ پرد ٧٢٠ پرده ٧٢١ پرستار ٧٢٢ پركاله ٧٢٣ پركنه ٧٢٤ پرماه ٧٢٥ پرند
٧٢٦ پرنگ ٧٢٧ پرنگ ٧٢٨ پروازه ٧٢٩ پروردن ٧٣٠ پروزده ٧٣١ پروز
٧٣٢ پروز ٧٣٣ پروشان ٧٣٤ پرويز ٧٣٥ پرويش ٧٣٦ پره ٧٣٧ پري
٧٣٨ پريز ٧٣٩ پريشان ٧٤٠ پژ ٧٤١ پژمردن ٧٤٢ پژمرده
٧٤٣ پژوه ٧٤٤ پژوهش ٧٤٥ پژوهيدن ٧٤٦ پسانيدن ٧٤٧ پساويدن
٧٤٨ پس ٧٤٩ پستر ٧٥٠ پستان ٧٥١ پسركان ٧٥٢ پسانتن
٧٥٣ پسنده ٧٥٤ پشت ٧٥٥ پتوان ٧٥٦ پشته ٧٥٧ پشتلك
٧٥٨ پشك ٧٥٩ پشيزه ٧٦٠ پش ٧٦١ پشه ٧٦٢ پف
٧٦٣ پفيدن ٧٦٤ پك ٧٦٥ پك ٧٦٦ پك ٧٦٧ پكال ٧٦٨ پكند
٧٦٩ پل ٧٧٠ پل ٧٧١ پلاني ٧٧٢ پلاو ٧٧٣ پلپل ٧٧٤ پلك
٧٧٥ پلكن ٧٧٦ پلمه ٧٧٧ پلوان ٧٧٨ پلوز ٧٧٩ پليد ٧٨٠ پنام
٧٨١ پنبه ٧٨٢ پنج ٧٨٣ پنجنوش ٧٨٤ پنجيدن ٧٨٥ پنجيش
٧٨٦ پنجره ٧٨٧ پند ٧٨٨ پنداشتن ٧٨٩ پندار ٧٩٠ پنداريدن
٧٩١ پوپ ٧٩٢ پوپك ٧٩٣ پوتاب ٧٩٤ پوته ٧٩٥ پوچ ٧٩٦ پود
٧٩٧ پوز ٧٩٨ پوزش ٧٩٩ پوك ٨٠٠ پول ٨٠١ پول ٨٠٢ پويا
٨٠٣ پياله ٨٠٤ پي بر پي ٨٠٥ پي ٨٠٦ پي ٨٠٧ پياده ٨٠٨ پياز ٨٠٩ پيچ
٨١٠ پيچيدن ٨١١ پيچيده ٨١٢ پيچاپيچ ٨١٣ پيچند ٨١٤ پيخ ٨١٥ پير
٨١٦ پيراي ٨١٧ پيراستن ٨١٨ پيراستن ٨١٩ پيرايش ٨٢٠ پيرايه

٨٢١ پیرزه ٨٢٢ پیرار ٨٢٣ پیروزه ٨٢٤ پیرهند ٨٢٥ پی زدن ٨٢٦ پیس
٨٢٧ پیش ٨٢٨ پیشاب ٨٢٩ پیشه ٨٣٠ پیشیار ٨٣١ پیه
٨٣٢ پیغون ٨٣٣ پیک ٨٣٤ پیکان ٨٣٥ پیلک ٨٣٦ پیل ٨٣٧ پیلور
٨٣٨ پیلسته ٨٣٩ پیما ٨٤٠ پینه ٨٤١ پیمان ٨٤٢ پیمانه ٨٤٣ پیوسته
٨٤٤ پیوانسته ٨٤٥ پیوستن ٨٤٦ پیهورده ٨٤٧ پیه ٨٤٨ په

ت

٨٤٩ تا ٨٥٠ تاب ٨٥١ تاب ٨٥٢ تاپال ٨٥٣ تابه ٨٥٤ تابیدن ٨٥٥ تاتا
٨٥٦ تاتاریک ٨٥٧ تاید ٨٥٨ تاج ٨٥٩ تاجیک ٨٦٠ تاخت ٨٦١ تاختن
٨٦٢ تاخته ٨٦٣ تار ٨٦٤ تار ٨٦٥ تار ٨٦٦ تاره ٨٦٧ تاره ٨٦٨ تاره
٨٦٩ تارک ٨٧٠ تارک ٨٧١ تاربن ٨٧٢ تازیدن ٨٧٣ تازي
٨٧٤ تاس ٨٧٥ تاک ٨٧٦ تاکوش ٨٧٧ تافتن ٨٧٨ تافته
٨٧٩ تافشک ٨٨٠ تال ٨٨١ تال ٨٨٢ تال ٨٨٣ تالاب ٨٨٤ تالار
٨٨٥ تال‌ومال ٨٨٦ تام ٨٨٧ تاو ٨٨٨ تاه ٨٨٩ تب ٨٩٠ تمانج
٨٩١ تبیدن ٨٩٢ تبیدن ٨٩٣ تبت ٨٩٤ تپنک ٨٩٥ تپو ٨٩٦ تپسین
٨٩٧ تپه ٨٩٨ تخت ٨٩٩ تختر ٩٠٠ تراب ٩٠١ تراب ٩٠٢ ترابد
٩٠٣ تراج ٩٠٤ تراش ٩٠٥ تراشیدن ٩٠٦ تراویدن ٩٠٧ ترب ٩٠٨ تربند
٩٠٩ ترد ٩١٠ ترخند ٩١١ ترنک ٩١٢ ترنکیدن ٩١٣ ترنکاترنک ٩١٤ ترنجیدن

٩١٥ ترنجين ٩١٦ ترنجبد ٩١٧ ترنج ٩١٨ ترياك ٩١٩ تريدن ٩٢٠ تريت
٩٢١ تريوه ٩٢٢ تزيدن ٩٢٣ تس ٩٢٤ تشليح ٩٢٥ تف ٩٢٦ تفت
٩٢٧ تفسيدن ٩٢٨ تفو ٩٢٩ تك ٩٣٠ تك ٩٣١ تك ٩٣٢ تكه
٩٣٣ تكه ٩٣٤ تكّه ٩٣٥ تكين ٩٣٦ تل ٩٣٧ تلالا ٩٣٨ تلميز
٩٣٧ تلك ٩٣٨ تلنك ٩٣٩ تلنك ٩٤٠ تلنكي ٩٤١ تلوك
٩٤٢ تلومه ٩٤٣ تله ٩٤٤ تم ٩٤٥ تشليح ٩٤٦ تم ٩٤٧ تمر ٩٤٨ تمغا
٩٤٩ تمن ٩٥٠ تن ٩٥١ تن ٩٥٢ تنباكو ٩٥٣ تنبل ٩٥٤ تنبور
٩٥٥ تنته ٩٥٦ تنجيدن ٩٥٧ تنجيده ٩٥٨ تند ٩٥٩ تندر ٩٦٠ تنديدن
٩٦١ تنديدن ٩٦٢ تنسيدن ٩٦٣ تنسته ٩٦٤ تنك ٩٦٥ تنك ٩٦٦ تنك
٩٦٧ تنك ٩٦٨ تنكار ٩٦٩ تنكاتنك ٩٧٠ تنكبار ٩٧١ تنكدوست
٩٧٢ تنكناي ٩٧٣ تنكه ٩٧٤ تنودن ٩٧٥ تنو ٩٧٦ تو ٩٧٧ تو ٩٧٨ تو
٩٧٩ توان ٩٨٠ تواسي ٩٨١ توانا ٩٨٢ توبال ٩٨٣ توبان ٩٨٤ توته
٩٨٥ توختن ٩٨٦ توخج ٩٨٧ توز ٩٨٨ تور ٩٨٩ توران ٩٩٠ تورا
٩٩١ تورنكان ٩٩٢ توريدن ٩٩٣ توغ ٩٩٤ توف ٩٩٥ توفيدن
٩٩٦ تونكه ٩٩٧ توك ٩٩٨ توك ٩٩٩ توه ١٠٠٠ تهال ١٠٠١ تهميشه
١٠٠٢ تهوي ١٠٠٣ تيب ١٠٠٤ تيب‌وشيب ١٠٠٥ تير ١٠٠٦ تير
١٠٠٧ تير ١٠٠٨ تيره ١٠٠٩ تيري ١٠١٠ تيش ١٠١١ تيغ ١٠١٢ تيغال
١٠١٣ تيل‌ماجي ١٠١٤ تياج ١٠١٥ تينا ١٠١٦ تينه ١٠١٧ تيهو

ج

۱۰۱۸ جابلوس ۱۰۱۹ جاخسوک ۱۰۲۰ جادو ۱۰۲۱ جاروب ۱۰۲۲ جاشت
۱۰۲۳ جاف ۱۰۲۴ جالش ۱۰۲۵ جالي ۱۰۲۶ جاله ۱۰۲۷ جاشکیر
۱۰۲۸ جامونتن ۱۰۲۹ جامه ۱۰۳۰ جانونتن ۱۰۳۱ جان ۱۰۳۲ جبا
۱۰۳۳ جبس ۱۰۳۴ جبسین ۱۰۳۵ جش ۱۰۳۶ جبلاج ۱۰۳۷ جبّ
۱۰۳۸ جت ۱۰۳۹ جخشیر ۱۰۴۰ جر ۱۰۴۱ جتر ۱۰۴۲ جرب ۱۰۴۳ جرد
۱۰۴۴ جریست ۱۰۴۵ جرکه ۱۰۴۶ جرّه ۱۰۴۷ جرداز ۱۰۴۸ جرید
۱۰۴۹ جریز ۱۰۵۰ جز ۱۰۵۱ جزجز ۱۰۵۲ جستن ۱۰۵۳ جستن
۱۰۵۴ جغ ۱۰۵۵ جغاله ۱۰۵۶ جغاره ۱۰۵۷ جفر ۱۰۵۸ جفتن ۱۰۵۹ جکاجک
۱۰۶۰ جکي جکي ۱۰۶۱ جنّ ۱۰۶۲ جنبیدن ۱۰۶۳ جنبدن ۱۰۶۴ جنبر
۱۰۶۵ جنک ۱۰۶۶ جنکال ۱۰۶۷ جمست ۱۰۶۸ جیل ۱۰۶۹ جلاب
۱۰۷۰ جلب ۱۰۷۱ جلاجل ۱۰۷۲ جو ۱۰۷۳ جوار ۱۰۷۴ جوان
۱۰۷۵ جوبان ۱۰۷۶ جوخ ۱۰۷۷ جوار ۱۰۷۸ جوجم ۱۰۷۹ جوزن
۱۰۸۰ جوشیدن ۱۰۸۱ جونک ۱۰۸۲ جونه ۱۰۸۳ جویسه ۱۰۸۴ جوییدن
۱۰۸۵ جوین ۱۰۸۶ جیب ۱۰۸۷ جیک جیک ۱۰۸۸ جستن
۱۰۸۹ جودان ۱۰۹۰ جنّ

Der Sarkophag von Aquileja.

Auf dem Sarkophage, von dem Bd. XLVI dieser Jahrb. im Anzeigebl. die Rede, erscheint das Monogramm Christi mit so Fremdartigem, daß er nicht wohl für ein reinchristliches Denkmal gelten kann. Wie? Der Name, der die höchste Entsagung und Selbstaufopferung ausspricht, zwischen den heitern Sinnbildern gewandten und gewählten Lebensgenusses (denn das sind doch die beyden Vögel, deren jeder im Begriff, aus einem Körbchen Weinbeeren zu picken), und vollends über dieser Inschrift! Sie bedürfte einiger Berichtigung, aber gegen das DIXIT, das durch (sic) beanständet wird, wüßte ich nichts einzuwenden. Es ist ein ähnlicher Ausdruck, als bey Gruter unter andern DCCC, 10, SCRIBI IVSSIT vor NON. FVI. DEINDE FVI. NVNC. NON SVM, und übrigens als Perfektum des Briefstyls hier an seiner rechten Stelle. Was ist eine Inschrift dieser Art anders, als ein Brief an die Nachwelt? Gewiß auch forderte der gelehrte Hr. Herausgeber hier nicht etwa DICIT, und so wird sich das (sic) hieher nur verirrt haben, da es vielmehr hinter ATHENODORE CARISSIME gehörte, wie es Bd. XLVII Nr. 151 hinter SEVERE steht *). Der Schluß der Inschrift lautet im Abdrucke: QVID FACIS. AT (ad) SVPEROS (?). Fehlerhaftes ist hier freylich; aber liegt es in Verwechslung des D mit T, wozu das Fragzeichen? Der Sinn ist klar, sobald man nur unter Superos nicht die Götter, sondern mit Vellejus II. 485: Si decessisset (Pompeius) in Campania — quam apud *superos* habuerat magnitudinem, illibatam detulisset ad inferos,

*) Hier und da vermißt man es auch in den schätzbaren Proben, die Herr Direktor Steinbüchel in Bd. XII, XLV—XLVII dieser Jahrb. von dem Corpus Inscriptionum Imperii Austriaci mitgetheilt hat — einem Werke, das reiche Ernten geschichtlicher Aufklarungen und österreichischen Ruhmes verspricht. Ich gehe nur in seine wiederholt erklarte Absicht ein, durch Bekanntmachung jener Proben die Theilnahme anzuregen, Verhandlungen und dadurch Berichtigung oder Erläuterung des Textes zu veranlassen, indem ich einige ungesunde oder bisher noch unerklärte Stellen nachweise, und mit Vorschlägen begleite, die ihren Zweck erreicht haben, wenn sie durch glücklichere verdrängt werden. Bd. XII. 18: OCARTA, buchstäblich Ovarta, aber wohl Quarto, wie Nr 38? Das folgende COICX: coniux; in einer früheren Zeit hätte man gewiß nicht den Namen der Mutter hinter ET ausgelassen. 31: CONDIDIT. HIC. MISERI. MATER. DVO. FVNERA. PATRIS. Weder Sinn noch Sylbenmaß dulden dieß PATRIS, ich lese partus. Unten ist QVI richtig cui oder quoi, wie Nr. 93, wo nach LETIFER ein A ausgefallen. — Bd XLV. 1, AFINIO: Asinio? 14, DVLCIS. SVAE: dulcissimae? 25, OR. CI: ornamento civitatis? — Bd. XLVI. 61, METISSARVS. TICI. FILI: Matissa, Rustici filii. 70, ALIIO: A. Licinio? — Bd. XLVII. 150: ET (st); warum sollte jenes nicht richtig seyn? Es geht voran: NON LONGO — also brevi et erudeli tempore; CONIVXERVNT: coniunxerunt; SVBOLEMQVE. MEMINERIT. SORS: subolem, quae meminerit sortis? CONTINGIT: contigit? SIC SE: sic sua? Bey Allem dem bleibt des Barbarischen noch so viel übrig, daß dies Denkmal nur einer späteren Zeit angehören kann. 174. Clara genus, et pulchra genas, et plena pudoris, wäre in einem Kodex eine annehmbare Emendation, nicht nur weil dann genus und genas syntaktisch besser übereinstimmten, sondern auch logisch richtiger die Vorzüge der Frau durch et verbunden wären; da indeß gerade die zwey ersten, Geburt und Schönheit, eher Stolz als Bescheidenheit erzeugen, so ist auch sed nicht unlogisch. Und selbst wenn auf dem Stein GENASET stände, mit T am Ende, wäre die Sache noch nicht völlig aus, da auch SET geschrieben seyn könnte für SED. — 207, FIDVS: sidus? — 228. RECE (re-ζήσης?) SES. sehr sinnreich, obwohl zu IN PACE mehr REQVIESCES zu stimmen scheint.

die Lebendigen im Gegensatze der Todten versteht, und ad durch inter erklärt, wie in Virg. Aen. VI. 481: Hi multum fleti *ad* superos, und in der Inschrift B. XII. 93: Quam Fors *ad* superos noluit esse diu. Ich darf aber nicht unbemerkt lassen, daß die Götter und mit ihnen ein milderer Sinn der fraglichen Stelle zu retten sind: wenn man, den Fehler in der nicht seltenen Vertauschung des C mit G und in Versetzung des AT suchend, FACIS AT. liest: FATIGAS, wie in Tac. H. I. 29: Sacris intentus *(Galba)* fatigabat alieni iam imperii deos, oder in Sil. VI. 72: dum nocte dieque fatigas Numina, dum cunctis supplex advolveris aris. Indeß bedarf diese immer gewaltsame Vermuthung der zweyten, daß der Steinmetz entweder ein des Lateins unkundiger Ausländer oder gedankenlos genug gewesen, sich mehr um die Ausarbeitung der einzelnen Buchstaben, als um den Wortverstand der Inschrift zu kümmern. Was sagt nun diese? »Im Grabe bewährt sich würdiger Lebenswandel« (durch unparteyische Anerkennung der Nachwelt — ein dem Römer geläufiger Gedanke, seit Horaz mit ergreifender Wahrheit sang: Od. III 24, Virtutem incolumem odimus, sublatam ex oculis quaerimus, invidi; — und Ep. II. 1: Urit enim fulgore suo, qui praegravat artes, Infra se positas: extinctus amabitur idem). Valentinian hat sich und Athenodoren, »seiner geliebten Gattin, das ewige Haus erbaut. Seine Worte an »den Leser sind: Hast du Reichthümer? Genieße. Kannst du es nicht, »schenke. Kannst du auch das nicht, wozu lebst du? oder: wozu die »Götter bestürmen (um Glück, worauf du dich nicht verstehst?).

Ehre der menschenfreundlichen Gesinnung dieses Valentinians, aber war er ein Christ? Ich gebe die Lesart FATIGAS und mit ihr die Götter Preis; es genügt, daß das Grab hier, wie in andern, offenbar nicht christlichen Inschriften, z. B. DCCCC. 13 bey Gruter ein »ewiges Haus« genannt wird — ganz in jenem Geiste epikurischer Philosophie, den auch das oben angeführte Non fui — non sum athmet, und dem fremd die Hoffnung zukünftigen Lebens, zu der die bekannten Formeln: Transiit, Migravit ad dominum, Dormit — Requiescit in Pace, Fideliter Pausanti, In spe resurrectionis requieseit, und ähnliche (selbst das bloße depositus est) auf christlichen Grabsteinen aufrichten. Wahrlich, wäre der Sarkophag bloß für Valentinian bestimmt gewesen, man müßte geradezu behaupten, das Monogramm sey entweder verkannt oder zwischen diese Vögel, deren Beziehung auf die Genußlehre der Inschrift unverkennbar, später eingehauen worden — etwa um das Denkmal vor Zerstörung zu retten: aber bey der Eröffnung im Jahre 1774 fand man dieses, wie die Inschrift erwarten ließ, zweytheilig, und in dem untern Fache »eine Flasche mit vertrocknetem Blute« (irgend eines Märtyrers) und gleichfalls dem Monogramm Christi, neben den Ueberresten, unstreitig Athenodorens, die auch das äußerlich eingehauene allein angeht. Ihr Gemahl, ein, wie die Inschrift andeutet, reicher — ja, wie mit Jan Rutgers (Lect. Vens 12) schon aus dem Marmorstoffe des Grabmals gefolgert werden kann, vornehmer, übrigens wohlwollender und im Leben vielleicht verkannter Mann, aber nichts weniger als ein Christ, war durch seine Philosophie nicht gehindert, mit einer Christin seine Tage, und was er sein »ewiges Haus« nannte, zu theilen. Daß ihre Glaubensgenossen das letztere geschehen ließen, deutet auf eine Zeit, wo das Uebergewicht des Christenthums im Abendlande noch nicht entschieden war. Ich finde sie unter der Regierung der zwey ersten Valentiniane, die der ältere

im J. 364 damit anfing, daß er, wie er l. X de malefic. et mathematic von sich rühmt, allgemeine Glaubensfreyheit (religionum libertatem) verordnete, nicht ohne bald darauf (X. l. I de fide catholica) die Christen ausdrücklich in Schutz zu nehmen: während der jüngere nur erst Katechumenos war, als er 394 ermordet wurde. Beyde hatten sich mehrmal in diesem Aquileja, vorzugsweise, wie Rom selbst, die »Stadt« genannt, aufgehalten; aber nicht ohne Mißgriff hat man in dem dortigen Sarkophage des gleichnamigen Epikuräers (im besten Sinne des Wortes) ihre Asche, und trotz dem DONA der Inschrift und der Berufung auf das Urtheil der Nachwelt — Schätze gesucht.

J. G. Meinert.

Ein Beytrag zur altdeutschen Baukunst.

Die alte Säule bey Wiener-Neustadt.

Die erste Veranlassung zu diesem Aufsatze gab das über eine ehrenvolle Aufforderung Seiner Excellenz, des u. ö. Herrn Landmarschalls Grafen von Goëß im May 1829 zum Behufe ihrer nothwendigen Restaurirung abgegebene Gutachten; der Zweck der weiteren Ausführung und Drucklegung desselben aber ist der Wunsch, einen Beweis aufzustellen, daß Oesterreich eben so reich an Kunstwerken aller Art, wie an Gaben der Natur sey, und ohne die hier ausgesprochene Meinung für apodiktische Wahrheit ausgeben zu wollen, wünscht der Verfasser nichts so sehr, als Veranlassung zu deren Entdeckung, sey es durch Auffindung in Archiven oder durch Vergleichung mit ähnlichen Monumenten, geben zu können.

Eine wiederholt genaue Besichtigung der merkwürdigen Säule bey Wiener-Neustadt gab folgende Resultate: Die Säule selbst ist eine der vortrefflichsten Arbeiten der echt deutschen Bildhauerey und Baukunst, sie mißt etwa zwölf Klafter in der Höhe (also ein um das Sechsfache verjüngter Stephansthurm); sie läßt sich in vier Räume mit Figuren und in fünf architektonische eintheilen. Es schien diese Eintheilung Grundsatz zu seyn; der Stephansthurm, der Thurm des Domes zu Köln, jener des Münsters von Straßburg haben ebenfalls die Eintheilung in fünf architektonische Räume. Das Architektonische an der Säule übertrifft an Schönheit der Auffassung, wie der Erfindung, und an Erhabenheit der Ausführung die Produkte ähnlicher Art; denn mit einer großen Kühnheit entwickelt sich die sechseckige Pyramide, und strebt wie aus einem Blumenkelche in die Luft; es ist dieses kühne Emporsteigen ein Symbol des religiösen Aufschwunges, welcher der Periode der muthmaßlichen Erbauung derselben eigen ist.

Im ersten, über der Erde etwa zwey Klafter erhöhten, mit Figuren gezierten Felde sind Heiligenbilder: drey männliche, drey weibliche; sie sind gut ausgearbeitet, mit schönen, breitgefalteten Gewändern; übrigens sehr beschädigt. Eine der weiblichen Gestalten ist die h. Maria mit dem Christuskinde (dieser Umstand verdient zur Erklärung der Säule Aufmerksamkeit), dann die h. Katharina mit dem Rade, dann eine Heilige (Scholastika?), welche eine Taube hält; eine männliche sieht an Würde der Haltung wie Christus aus, ist aber mit einem Felle bekleidet, folglich der h. Johannes; die zwey übrigen, eine alte und eine jugendliche Figur, sind zu sehr beschädigt, um erkannt

zu werden. Bey diesem Felde sind rückwärts der Statue an der Pyramide in Nischen von Säulen zwey Reliefs eingeschoben, welche die Vorstellungen enthalten: Christus am Oelberge und die Geißelung Christi; diese Reliefs sind aus verschiedenen Zeiten, und gehören nicht jener der Säule selbst an. Die Geißelung dürfte älter, Christus am Oelberge jünger seyn, beyde stehen an Kunstwerth der Säule weit nach. Sie wurde 1587 auf Kosten der Stadt restaurirt, und da wahrscheinlich das jüngere Relief eingeschoben, welches sehr viele Aehnlichkeit mit den Reliefs der Spinnerin am Kreuze auf dem Wienerberge hat, deren Erbauung vermuthlich in die zweyte Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts fällt. Bey dem ersten Felde sind weder Schildhälter oder Engel sichtbar, noch Spuren von deren Dageweseyn; bloß zwey Steinmetzzeichen und der österreichische Bindenschild. — Im zweyten Felde kommen vier historische Büsten, zwey männliche und zwey weibliche, und zwey Wappen vor. An den Gesimsen nach außen waren vor den Büsten Figuren angebracht, die ich für Schildhälter ansehe, drey bärtige mit Kronen sind theilweise noch erhalten, einer rollt einen Schriftstreifen auf; auf den Siegeln kommen ähnliche Gestalten oft vor. — Im dritten Felde stauden zwölf vortrefflich gearbeitete Apostel; wie die, obschon kleiner, jedoch ähnlich ausgeführten an der Kanzel bey St. Stephan. Alle Apostel, die noch erhalten sind, tragen Nimben. Sieben stehen, mehr oder minder beschädigt, noch an ihren Plätzen. Simon (an der Säge zu erkennen) ist gut erhalten, ein prächtiger Kopf! — Im vierten Felde öffnet sich die Pyramide, und schließt ein nach Osten (also nach Ungern) gerichtetes sitzendes fürstliches Paar ein, außer welcher die Schildhälter ruhten, von denen nur einer noch erhalten ist. Die männliche Gestalt hält in der linken, auf den Fuß gestützten Hand die Weltkugel, die rechte ist nach oben (als ob sie einen Zepter gehalten hätte) gewendet; die weibliche Figur sitzt rechts, beyde haben Kronen auf den Häuptern, ihre Blicke sind himmelwärts gehoben. Ueber diesem Paare schließt sich die sechseckige Pyramide, steigt in die Luft, und durch einen vielfach größeren Raum getrennt, schwebt über den Fürsten hoch empor das Symbol des Christenthums — das Kreuz.

Auf den ersten Anblick, wie bey näherer Betrachtung, überzeugt sich der Beschauende mit einer Art ungezweifelter Sicherheit, die in solchen Fällen nicht oft ist, daß die Erbauer des majestätischen Domes von St. Stephan auch diese Säule errichtet, und daß die nämlichen Hände auch an ihr gearbeitet haben. Der gleiche kühne und fromme Geist, der im Dome zu St. Stephan in den großartigsten Verhältnissen überall hervortritt, hat auch dieses kleinere Werk ausgeführt, er ist nicht weniger auch darin zu erkennen; die Vergleichung der Säule mit St. Stephan ist eben so richtig, wie jene des Grabmals Eleonorens von Portugal zu Neustadt mit dem prächtigen ihres Gemahls Friedrich IV. zu Wien. Das fürstliche Paar gleicht dergestalt den Bildsäulen Rudolph's IV. und seiner Gemahlin, die im Stephansdome viermal vorkommen, daß es mich dünkt, sie seyen nicht zu verkennen, und kaum mit andern zu verwechseln. Der Kopf des Fürsten ist auffallend jener auf dem Grabmale Rudolph's IV., das Kinn ist unverkennbar. Es darf niemand wundern, daß dieser Fürst den Reichsapfel in der Hand hält, auch dieß macht ihn zu Rudolph IV., und nicht zu Albrecht III. oder Leopold III., und bezeichnet die Periode der Erbauung aufs genaueste; da Rudolph IV. um das Jahr 1359, 1360 sich diese Attribute beylegte; — seine Gemahlin, als Tochter eines

Kaisers, sitzt ihm zur Rechten; wieder ein Umstand, der sonst auf Niemand in dieser Periode passen dürfte, und der so deutlich auch auf der Hauptfronte von St. Stephan beym Riesenthore beobachtet wurde, auf welcher Katharina rechts von Rudolph steht, denn bekanntermaßen nennt der Heraldiker, Numismate, Architekt, Maler rechts nicht, was dem Beschauer rechts ist, sondern dem angeschauten Werke: Für die Kunst sowohl, als für die Geschichte, für das Kostüm wie für die Art ihrer Stellung halte ich diese zwey Figuren für äußerst merkwürdig; selbst der stolze Buonarotti hat seinem Lorenzo, Herzog von Urbino, in der berühmten Octogon-Kapelle delle pietre preziose zu Florenz kaum eine edlere Haltung gegeben, als hier jene des Herzogs von Oesterreich ist; — diese ist durchaus deutsch, ohne viel vom Römischen angenommen zu haben. Es erinnert die Haltung der männlichen Gestalt auf der Säule an diejenige, welche die Kaiser (genau gesprochen Könige) Rudolph I., Albrecht I., Friedrich III., die Herzoge Otto und Rudolph IV. auf den Glasfenstern haben, die ehemals in der Bartholomäuskapelle bey St. Stephan, nun über den Eingangspforten bey dem ausgebauten und unausgebauten Thurme angebracht sind. Eine sehr ähnliche Stellung haben auch der Landgraf von Thüringen und seine Gemahlin im manessischen Kodex aus dem vierzehnten Jahrhunderte beym Kriege auf der Wartburg, welcher von Zürich nach Paris [1]) gekommen ist; eine solche Kaiser Friedrich II. auf dem Thore zu Kapua und Robert von Anjou mit seiner Gemahlin zu Neapel [2]). Eine ähnliche K. Albrecht II. auf einer silbernen Bulle v. J. 1437 im kaiserl. Münzkabinett, dann auch Albrecht und Elisabeth, welche die Niederlande beherrschten, auf ihren Münzen. Wie obige Monumente einander ähnlich sind, so sind auch die auf dem Grabmale Rudolph's IV. und Katharina's auf der rechten Seite bey St. Stephan acht trauernd angebrachten Canonici [3]), deßgleichen die Mönche in der Minoritenkirche auf dem Grabmale Blanca's, Gemahlin Rudolph's, Königs von Böhmen, des Sohnes K. Albrecht I. [4]), ganz ähnlich denen auf den angeführten Gräbern zu Neapel und dem des Oliver Ingham zu Norfolk [5]). Auf der Säule dünkt uns die sitzende weibliche Gestalt als Katharina unverkennbar. Die Schildhälter, welche außer der Pyramide angebracht waren, und von denen einer erübrigt, erinnern lebhaft an jene in der Kirche zu St. Stephan, an die prächtigen Siegel Rudolph's IV., besonders an seine Fußsiegel, an so viele Engelsfiguren, welche Schilde trugen, z. B. beym Grabmal zu Schrewsbury [6]), daß kaum ein Anlaß zum Zweifeln ist, wenn man den Zusammenhang der Künste überdenkt, und erwägt, welche rege Thätigkeit der Bau von St. Stephan in Wien und in der Umgegend hervorbrachte, und wie viele Künstler und Arbeiter er bildete. Diese Bildnisse gleichen fast einer Wiederholung derselben Rudolph's und Katharina's an beyden Eingangsthüren bey St. Stephan von den Seiten des Riesenthores, an einer derselben umgeben weibliche, an der andern männliche Heilige das fürstliche Paar.

1) Histoire de l'Acad. des Inscr. et Belles Lettres T. XL. p. 154.

2) D'Agincourt. Histoire de l'Art par les Monumens. T. II. p. 57. Tab. XXVII. n. 4. Tab. XXX, XXXI.

3) Gerbert. Monumenta Augustae Domus Austriacae Taphographia, V. XV.

4) l. c. Tab. XI. (leider nicht mehr vorhanden).

5) Views of the most interesting chrurches of Great Britain. T. I. Lond. 1824.

6) l. c. T. II.

Die Namen der Apostel konnten nach ähnlichen in der Stephanskirche, welche besser erhalten sind, bestimmt werden; sie machen eine schöne Wirkung, welche nur von vollendeter Kunst hervorgebracht wird.

Weiter unten stehen die vier Porträtbüsten mit ihren leider weggerissenen Schildhältern, von denen nur einer, ein bärtiger, an Ort und Stelle noch zu sehen ist, aber auch dieser ohne Schild. Diese Büsten sind ohne Zweifel Porträte, und dürften jene Kaiser Karl IV. und seiner Gemahlin Margaretha Blanka, Tochter Karls von Valois, Königs von Frankreich, seyn. So schwer es bey der äußersten Seltenheit authentischer Bildnisse aus dieser Zeit ist, diese Namen auszusprechen, so glaube ich doch, nach den einzig sicheren Anhaltspunkten aus dieser Zeit, den Münzen und Siegeln, den Kopf mit dem gespaltenen Barte Karl IV. zu nennen; der daneben stehende Frauenkopf ist dann ohnehin genannt, er gehört der Mutter Katharinen's. Der zweyte männliche alte Kopf dürfte jener Albrecht's II., des Weisen, seyn, eines Fürsten, der durch seine Rechtlichkeit so oft der Schiedsrichter zwischen Luxenburg und Bayern, ein Vater seiner Unterthanen war, wie damals kein anderer; die Frau neben ihm ist dann Johanna von Pfirt. Auch diese Benennungen sind bey dem gänzlichen Mangel an Monumenten dieser Art nicht leicht — denn obschon Albrecht II. in seinen schönen Münzen eben so vor denen seiner Vorfahren und Nachfolger hervorragt, wie Kaiser Friedrich II. vor den seinen, so gibt es doch auf Münzen oder Siegeln kein Porträt von ihm; die Stammbäume sind unzuverläßig, als aus viel späterer Zeit, und selbst Herrgott hat in seinen sehr lehrreichen, der österreichischen Literatur hohe Ehre machenden Monumentis Augustae Domus Austriacae in der Pinacotheca kein anderes Bildniß gegeben, als ein Glasgemälde, wovon unten gesprochen werden wird — es können daher nur Schlußgründe entscheiden, und diese geben obige Benennungen an die Hand. An die Brüder Rudolph's, an Albrecht III. und Leopold III., ist wohl nicht leicht zu denken; denn die Kostüme der Porträte sind verschieden; das Alter dieser Fürsten paßt nicht zu dem in den Bildnissen ausgedrückten; — es können wohl auch nicht Bürger- und Baumeister seyn, denn deren Wappen sind seitwärts angehangen, und nicht von Schildhältern vorgetragen, wie hier der Fall war.

An den übrigen Seiten sind zwey Wappen angebracht, deren Erklärung ich den fleißigen Nachsuchungen des Hrn. Ferdinand Böheim im Neustädter Archive verdanke: eines derselben, das mit dem hölzernen Gefäße, gehört Wolfart von Schwarzensee, Bürgermeister von Neustadt, der im Jahre 1394 starb, und im J. 1390 einer Urkunde ein mit diesem Wappen übereinstimmendes Siegel angehängt hatte; das zweyte mit dem Halbmonde und Stern gehört dem »maister Michel, unserer gnädigen Herren der Hertzog zu Oesterreich ꝛc. Paumeister,« wie es urkundlich heißt, und welcher im Jahre 1399 sein Siegel an eine Urkunde hängte, wie er es an die Säule geheftet hatte. Die Erlaubniß, das Baumeistersiegel an die Säule hängen zu dürfen, wird um so begreiflicher, wenn man bedenkt, daß Pilgram (wie man ihn gewöhnlich zu nennen pflegt) seine ganze Büste an dem Kanzelfuße bey St. Stephan anbringen durfte, und es so meisterhaft gethan hat; — es ist mir jedoch aus oben angeführten Gründen nicht wahrscheinlich, daß eine dieser Büsten die des Baumeisters seyn könnte; denn obschon die Einführungsart bey den Bildnissen und ihr Styl an die Büste Pilgram's erinnert, so zeigt die Vergleichung ebenfalls, daß jene nur fürstlichen

Personen angehört haben; die Baumeister pflegten ihr Bild als Basis, bescheiden und sinnvoll zugleich, anzubringen; in St. Stephan an dem Fuße der Kanzel, an dem Fuße der Orgel.

Ich glaube daher mit historischer Wahrscheinlichkeit sagen zu dürfen, die Säule von Wiener-Neustadt enthält außer achtzehn (dreyzehn sind noch vorhanden) nicht ganz in Lebensgröße gearbeiteten Statuen als Hauptbildsäulen Rudolph IV. mit seiner Gemahlin; die Büsten Karl IV und seiner ersten Gemahlin; die Wappen des Bürgermeisters Schwarzensee und des Baumeisters Michael von Neustadt. Es sind dieß historische Vereinigungspunkte, die sich selten auf einem solchen Monumente auffinden werden, und welche sich so natürlich, wie von selbst, geben; — der Zeitpunkt der Erbauung fällt demnach in die Jahre 1360 — 1390; näher den Sechzigern als den Neunzigern; — die Veranlassung dazu: die Anwesenheit Rudolph's im J. 1360 zu Neustadt, welcher Stadt der Erzherzog sein besonderes Wohlgefallen bezeigte, ihr Privilegien ertheilte. — Ob nun Rudolph IV. selbst, oder die Stadt, zum Andenken an dies Ereigniß die Säule errichtete, wird bis zur etwaigen Auffindung einer dießfälligen Urkunde wohl unentschieden bleiben. Erwähnt gleich die Urkunde des Privilegiums dieses Monumentes nicht, was auch nicht natürlich wäre, weil die Säule in memoriam hujus beneficii errichtet zu seyn scheint; so glaube ich wiederholen zu müssen, die Hauptvorstellung sey ein fürstliches Paar, weil das Individuelle des Porträts zu deutlich ausgesprochen ist, um einer andern Vermuthung Raum zu geben. Dieses Individuelle ist es auch insbesondere, worauf sich unsere Hypothese stützt, daß die zwey Hauptstatuen Bildsäulen von Wesen menschlicher und nicht höherer Art vorstellen, und daß wir bey der etwa entstehenden Betrachtung: ob der Gegenstand der Säule rein religiös oder rein historisch sey, glauben, daß er halb religiös und halb historisch sey. Um diese Vermuthung zu begründen, sey eine weitere Ausführung erlaubt. Der Gebrauch historischer Bilder ist überdieß auch so alt, daß, mit Ausschluß der griechischen und römischen, eine kurze Uebersicht der vorzüglichsten und auf unsern Gegenstand Bezug habenden nicht ohne Interesse seyn dürfte.

Sehr merkwürdig ist zuerst eine Aehnlichkeit unserer Säule mit einem Mosaikbilde in der Kirche des h. Grabes zu Jerusalem, auf welcher Mosaik die zwölf Apostel, Kaiser Konstantin, Helena und andere Porträte vorgestellt waren [1]). Daß auch im vierzehnten Jahrhundert, der Ursprungszeit unseres Monumentes, Bildsäulen von Menschen gemacht wurden, zeigt auf das deutlichste und unumstößlichste der Dom von St. Stephan, in welchem Rudolph IV. und Katharina viermal vorkommen; es widersprechen der etwaigen Vermuthung, in diesem Jahrhunderte hätte die Skulptur bloß mit religiösen, keineswegs aber mit weltlichen Gegenständen sich beschäftigt, nebst vielen andern die Basreliefs der Notre-Dame Kirche zu Paris an der Seite des rothen Thores, mit welcher das fünfte ökumenische Koncilium; die Versammlung der Bischöfe, welche Papst Urban IV. im Jahre 1264 berief, vorkommen; ferner das Grabmal Peters v. Aspelt (1305 — 1320) im Dome zu Mainz mit den Kaisern und Königen Heinrich VII., Ludwig v. Bayern und Johann v. Böhmen [2]). In der Ka-

1) Chateaubriand: Itinéraire de Paris à Jérusalem, T. II. p. 197.

2) Moller: Denkmäler der deutschen Baukunst. Darmstadt, 1821. Fol. XLV.

thedrale zu Wells in England aus der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, sind nebst der Erschaffung des Menschen und anderen religiösen Gegenständen Reihen von Bildsäulen über Lebensgröße von Königen, Königinnen, Heiligen, Bischöfen, Edlen und Wohlthätern der Kirche in Nischen angebracht [1]). Es schien mir, im Allgemeinen gesprochen, eben so viel, als ob durch eine ähnliche Vermuthung behauptet würde, in den Jahrhunderten der herrschenden gothischen, sächsischen, germanischen Architektur seyen nur Gotteshäuser gebaut worden. Viele Schlösser, Burgen auf Felsenstirnen hingesetzt, viele Wohnungen, Häuser zum öffentlichen und Privatgebrauche bestimmt, als zu großen Rathsversammlungen, waren in eben diesem Style gebaut, und enthielten nach ihrem Gebrauche ähnliche Statuen So waren höchst wahrscheinlich im Rathhause zu Löwen in den Niederlanden die mehr als hundert Bildsäulen nicht alle religioser Beziehung, so auch auf dem Justizpallaste und Brunnen zu Rouen. Von der Religion, als dem Höchsten hat immer das Höchste in der Kunst ausgehen müssen in allen Zeiten und bey allen Völkern. Jedoch auch die großen Staatsverhältnisse haben die Kunst in ihrer vielfachen Bedeutung in Anspruch genommen. Nicht bloß im vierzehnten, sondern schon im dreyzehnten Jahrh. und noch früher war die, der menschlichen Natur angeborne Neigung, großen Männern Bildsäulen zu errichten, um sie unsterblich unter den Menschen zu machen, ausgeführet.

Nach der Völkerwanderung, dem großen Anfange der Geschichte des Mittelalters, hat Karl der Große, dieser Befestiger der Nationen, die Ehre der Bildsäulen erhalten, so zu Genf, wo er, Tag haltend, die Franken sammelte, um das Reich der Longobarden zu stürzen. Durch Karl's Wiederherstellung des weströmischen Reichs und seiner Würde wurden eine Menge in Rom und Byzanz herrschender Ideen, besonders auch solche, welche den äußeren Kultus betreffen, eingeführt. Diese wurden dann durch häufige Familienverbindungen des sächsischen Kaiserhauses und der Babenberger mit dem byzantinischen Hofe vielfach erweitert Schon seit Karl's Zeit stammt das Reichswappen, der von Rom's Legionen entlehnte Adler; seit dieser Zeit werden Bildsäulen der Fürsten zu Pferd, zu Fuß und sitzend angetroffen.

Um nicht bey älteren Monumenten von Italien und Frankreich zu lange zu verweilen, führen wir nur die an, welche uns näher liegen. Straßburg hat nach byzantinischem Gebrauche, welcher Konstantin den Großen wegen seines, dem Christenthume verliehenen Schutzes als Reiterstatue vor die Kirche stellte, über dem Haupteingange auf dem Thurme des Frauenmünsters im J. 1291 die Statuen der vorzüglichsten Beschirmer des Christenthums nach Konstantin; Clodovaus I., Dagobert's I. und Rudolph's I. zu Pferde aus dem Gesteine des Thurmes aushauen lassen, und über letztere mit ehernen Buchstaben RUDOL. DE HABS. REX. ROM. geschrieben. Vor dem Kölner Dome hätten, nach Boisserée, die Reiterstatuen Konstantin's, Karl's des Großen, Friedrich's I., Wilhelm's von Holland aufgestellt werden sollen.

Nebst der Bildsäule zu Pferd in Straßburg führt Schöpflin [2]) vom Kaiser Rudolph I. noch eine zweyte sitzende in ganzer Gestalt als zu Basel befindlich an, und eine dritte, ein Kniestück, in seinem eigenen Besitze. Nicht nur Kaisern, sondern Privatmännern wurden im dreyzehnten Jahrhunderte Statuen errichtet, wie dieß

1) Flaxmann: Lectures on Sculpture. London 1829, p. 14.
2) Alsatia illustr. T. II, p. 511.

Schöpflin beweist, indem er sagt: die Straßburger hätten solchen Männern, die sich im Kampfe ausgezeichnet, Statuen gesetzt, und zwar in den Gässen und auf öffentlichen Plätzen, wie früher schon die Statue Otto's I und seiner zwey Gemahlinnen auf dem Platze zu Magdeburg um das Jahr 973 errichtet wurden [1]). Ja auch in den Kirchen wurden die Bildsäulen der Gründer aufgestellt, wie in Tuln auf beyden Seiten des Altars auf Säulen die Statuen Kaiser Rudolph's und seiner Gemahlin Anna, des Herzogs Albrecht und seiner Gemahlin Elisabeth [2]). In Toulouse acht Statuen der Grafen und Gräfinnen von Toulouse, eine auf dem dortigen Kapitole [3]). Zu Rochlitz in Sachsen stehen sogar auf dem Hauptaltare die Bildsäulen Kaiser Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde [4]). In Mauerkirchen in Oberösterreich stehen die Bildsäulen aus dem zehnten Jahrh. vermuthlich Heinrich's von Bayern und Ratho's von Andechs zu Pferd aus gebranntem Gyps an den Seiten des Altars, wahrscheinlich die ältesten Monumente der Art in Deutschland. Folglich findet man im Mittelalter den Gebrauch menschlicher Bildnisse auf eine Weise, wie sie jetzt kaum angetroffen wird.

Die zwey Hauptstatuen auf der Neustädter Säule scheinen auch aus dem Grunde ohne Zweifel historisch und nicht religiös zu seyn, weil keine religiösen, wohl aber politische Attribute sichtbar sind. Kein Nimbus, sondern Kronen. Auch aus diesem Grunde glauben wir dem Gedanken nicht Raum geben zu dürfen, die zwey Hauptgestalten seyen: Christus die Maria krönend. In dieser höchsten Handlung erscheint aber Maria in ihrer ganzen Haltung jene rein christliche Tugend ausdrückend, die Demuth. Auf der Säule ist jedoch keine Unterordnung sichtbar. Bey den Krönungen Mariens kniet die Mutter Gottes vor ihrem Sohne, dem Weltrichter, der die Mutter über alle Glorie der Himmlischen erhebt, und sie kront mit dem Diadem der Heiligkeit, wie auf dem Gemälde des Johann v. Fiesole; oder die Gottesmutter sitzt neben Christus, demuthsvoll ihr Haupt neigend, um die Krone zu empfangen, wie auf der Vorderseite des Hochaltars im Dome zu Köln, den Konrad von Hochsteden zu bauen begann, wie über der Eingangsthür bey St. Stephan (dem Singerthore), wie auf einem sehr ausgezeichneten Kupferstiche des Martin Schön [5]), wie in den Kirchen von Freyburg und Mainz, wie in Neustadt bey dem aus Holz geschnitzten Altare (der an einen ähnlichen zu St. Wolfgang in Oberösterreich erinnert), wie im Kodex des Titurel in der k. k. Hofbibliothek und auf den Münzen des Ottavio Farnese; — oder Maria kniet zwischen Gott Vater und Gott Sohne, oben schwebt der heilige Geist und mehrere Engel; diese letzte Vorstellung ist die gewöhnlichere. Auf der Neustädter Säule ist keine von diesen Andeutungen zu bemerken. Bey den Krönungen Mariens scheint die demuthsvolle Haltung der Mutter Gottes so sehr Grundtypus gewesen zu seyn, daß sie die mittelmäßigsten byzantinischen Arbeiten sowohl, als

1) Alsatia illust. T. II. p. 308.

2) Herrgott und Heer: Monumenta Augustae Domus Austriacae (Pinacotheca), T. III. P. I. Tab. XIV. n. 1. Tab. XVI. n 3. T. III. P. II, p. 2, 14. und Tab. XVII. n. 14. wo sie nur noch zu sehen, weil die Originalien selbst durch Unwissenheit und Zerstörungswuth vernichtet wurden.

3) Laborde: Monumens de la France. 27ème livr.

4) Stieglitz: Kirche der heil. Kunegunde zu Rochlitz. Leipzig, 1829. S. 6.

5) Ad. Bartsch: Peintre-Graveur. n. 71.

der Triumph der christlichen Kunst, die Disputa di S. Sacramento, in welcher der Fürst der Maler in der heiligsten und zugleich anmuthreichsten Weise die Gottesmutter rechts an die Seite des etwas erhöhten Christus setzte und den Johannes links, über Christus Gott Vater, unten der heilige Geist. So hat auch Michael-Angelo sich diesem Grundtypus gefügt, und in der Sextina im jüngsten Gerichte, wie früher die Gebrüder Orgagna in dem des Campo Santo zu Pisa jene ehrfurchtsvolle Haltung beobachtet.

In einem anderen Momente wäre diese Vorstellung wohl nicht im Geiste der ernsthaften und großartigen Auffassung aller künstlerischen Formen des Christenthums in jener Zeit. Sollte dieses, als auf der Erde Statt findend, gedacht werden, so läßt sich ein Nebeneinandersitzen Christi und Mariä wohl annehmen; es ist solches im idyllischen Geiste neuerer Zeiten, und wäre vielleicht eine der schönsten Darstellungen für ein Relief von Thorwaldsen. — Aber mit Kronen auf den Häuptern, gerade vor sich hinsehend, nur etwas gegen den Himmel gewendet, wie die Herrscher unserer Erde, die männliche Gestalt ehe älter als die weibliche, schienen uns nicht im Geiste der h. Schrift und des Christenthums, denn die Bibel überläßt die Gottesmutter nach dem Opfertode des göttlichen Mittlers ihren demuthsvollen Betrachtungen, nachdem Christus dieselbe dem Johannes übergab: »Sieh — deine Mutter,« dann erscheint Maria nur wieder mit der himmlischen Glorie umgeben. So dachten die Byzantiner, so die großen Maler der niederrheinischen Schule des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts; selbst in den köstlich gemalten Gebetbüchern jener Zeiten, wie im hortulus animae, erscheint sie nicht anders. Nur ein kölnischer Meister hat ein wunderschönes Bild gemalt, Christus mit der Kaiserkrone auf dem Haupte, die Gottesmutter krönend, die demuthsvoll ihm zur Linken sitzt. So wird Gott Vater manchmal mit der dreyfachen (päpstlichen) Krone abgebildet, wie in dem wunderschönen Gebetbuche Karl V. In diesem steht Gott Vater, mit der dreyfachen Krone auf dem Haupte, Christus gegenüber, zwischen beyden kniet die Mutter Gottes, von Gott Vater und Sohn wird eine Krone auf das Haupt der Maria gesetzt; im gothischen Rahmen um das Bild herum ist eine Krönung, wie in der Stephanskirche (unten kömmt die Mutter Gottes, wie bemerkt, schon in der ersten Reihe mit dem Christuskinde vor, sollte sie oben wiederholt worden seyn?)

Einen anderen Beweis für das Historische unserer Bildsäule leiten wir auch aus den byzantinischen Münzen, diesen nicht unwichtigen Zeugen altchristlicher Kunstvorstellung, her. Auf diesen sehen wir die Kaiser Leo IV. (Chazarus) und Konstantinus VI. wie auf unserer Säule neben einander sitzen. Auf einer andern stehen sie, und auf der Rückseite von beyden befindet sich das Brustbild Christi mit dem Nimbus. Der Kaiser Johannes Zimisces krönt die mit einem Nimbus umgebene Mutter Gottes mit einem Diadem, auf welchem ein Kreuz angebracht ist *). Christus kömmt auf byzantinischen Münzen öfters sitzend

*) Auf den nämlichen Münzen ist die Hand Gottes aus den Wolken zu sehen, welche sich durchs Mittelalter in die neue Zeit hinein so oft findet, unter andern auch auf den ältesten böhmischen Münzen und auf denen Englands (dem, was über die ersteren in der Monatschrift des böhmischen Museums 1818 gesagt, und mit St. unterzeichnet ist, kann kein Numismate seine völlige Beystimmung versagen). Wie sehr byzantinische Kunst auf die alte deutsche einwirkte, zeigt unter andern Christus über dem Riesen-

vor, aber allein, oder stehend den Imperator krönend, — oder zwischen zwey Imperatoren herabschwebend, sie krönend, oder auch den Kaiser und die Kaiserin, wie Romanus IV. und Eudocia. Christus ist aber immer mit dem Nimbus umgeben, häufig ist auch das Kreuz sichtbar, und in der ganzen Haltung selbst ist auch auf den schlechteren byzantinischen Münzen etwas, was Ihn vor jeder andern Gestalt unterscheidet. In der ersten frommen Zeit waren die idealen Köpfe und Figuren immer nach einem Typus gearbeitet, der sie vor allen anderen bestimmt auszeichnete. Wer den Charakter der Apostel bey dem Grabmale Kaiser Friedrich's IV. betrachtet, wird überzeugt seyn, daß es kaum möglich wäre, sie für Porträte zu halten, sie sind die festgesetzten Ideale der Apostel. Wer hingegen den Kopf Pilgram's ansieht, wird ihn nie für den eines Heiligen halten. Auf der Neustädter Säule scheint uns das Wesen des Porträts und des Ideals nicht schwer zu unterscheiden. In der ersten historischen Abtheilung glauben wir Heilige, in der zweyten Porträte, in der dritten Heilige (die Apostel), in der vierten Porträte sehen zu müssen. Die Namen allein, besonders der vier Porträte in der zweyten Reihe, aber auch die der Heiligen in der ersten, könnten einer verschiedenen Deutung unterliegen.

Sonst sind noch auf der Säule bemerkenswerth: das Wappen Oesterreichs, der weiße Balken im rothen Felde, mit Sorgfalt auf den Rosetten angebracht (diejenigen, die daher vermuthen, diese Säule könnte als Markungssäule zwischen den Grenzen von Steyermark und Oesterreich gedient haben, weil im Theilungsvertrage zwischen Albrecht III. und Leopold III. im J. 1379 die Neustadt zu Steyermark geschlagen wurde, und sie also das Weichbild der (steyerischen) Stadt anzeigen, dürften in dem Umstande, daß auf der Säule wohl der österreichische Bindenschild, der steyerische Panther nie vorkommt, eine Widerlegung ihrer Meinung finden) — dann mehrere Steinmetzzeichen, wie ähnliche genug in St. Stephan zu sehen sind. In der untersten Abtheilung ein Wappen mit der Jahrzahl 1472 *), wahrscheinlich das Jahr einer Restaurirung und vielleicht der Einschiebung des Reliefs mit Christus auf dem Oelberge. Im vierzehnten Jahrhunderte war die Vorstellung des leidenden Christus seltener, man dachte sich Christus als Weltüberwinder — Welterlöser — als den Erstandenen, wie dieß meist die niederrheinische Schule. Später erst wieder, bey neuerdings beginnenden Leiden der Christenheit, wie früher beym kämpfenden, oft leidenden Anfange, fängt die Vorstellung des leidenden, duldenden, irdischen Schmerz überwindenden Christus an, wie Albrecht Dürer und besonders Raphael in der berühmten Kreuztragung zu Madrid den wahren Urtypus des leidenden Gottmenschen niedergelegt hat, nach diesen fangen die Vorstellungen an häufiger zu werden.

Bergenstamm's Meinung, ein Ritter hätte mit seinem Schwerte

---

thore zu St. Stephan in der Mitte des zwölften Jahrhunderts (ein ihm ähnliches zu Arles) gearbeitet, das Gemälde zu Schleißheim aus dem sechsten Jahrhunderte, von Regensburg dahin gebracht; auf den Münzen des Romanus Lecapenus im zehnten Jahrhunderte, von 919—944, ist der Christuskopf, am Querholze des Kreuzes angebracht, sehr dem ähnlich, der auf dem Schweißtuche der h. Veronika in der Sammlung Boisserée so meisterhaft gemacht ist.

*) Das ∧ bedeutet die Zahl Sieben und nicht 5 (Fünf). Die Paginirung des Grundbuchs in Wiener-Neustadt ist immer, wenn 7 gesetzt werden soll, mit ∧ oder manchmal 7 gemacht, auf der Burg 1874 (1477) das Zahlzeichen 5 aber wie gewöhnlich.

bey der Uebergabe des Ladislaus Posthumus obiges Wappen eingeritzt, würde keine Erwähnung verdienen, wenn sie nicht einen Irrthum ausspräche — denn diese Uebergabe geschah 1452, auf der Säule aber steht 1472; diese Uebergabe fand bey der Säule Statt, wie dieß Aeneas Sylvius bezeugt, auch ein Umstand, welcher dieselbe merkwürdig macht. — Die aus dem Pflanzenreiche hergenommenen Verzierungen bestehen aus Bärenklau (Heracleum Linn.), das sonst auf ähnlichen Werken oft vorkommende Ackelei (Aquilegia Linn) habe ich nicht bemerkt.

Die Wiederherstellung dieser Säule betreffend, ginge meine Meinung dahin: — alles Architektonische kann und soll ergänzt werden; denn hier gibt es für den aufmerksamen Beobachter auf der Säule selbst Vergleichungspunkte genug, um keinen bedeutenden Fehlgriff zu thun, durch welche Restaurirung im Geiste des Alterthums das Alterthum selbst nichts verliert, es wird noch der Zweck der Errichtung nicht verfehlt, wie bey St. Stephan; solche ist bey dem Historischen unmöglich, dieß darf daher nicht ergänzt werden. Es ist zu bedauern, daß die Denksäule so sehr in Verfall gerieth, daß die Restaurirung des Historischen beynahe unmöglich geworden; es darf daher an den menschlichen Figuren nichts weiter geschehen, als was zu ihrer Befestigung nothwendig ist, und ja kein Meißel zu einer etwaigen Ueberarbeitung daran kommen.

In der Nähe von Wien haben mit unserer Säule Aehnlichkeit das »ewige Licht« in Klosterneuburg aus dem vierzehnten Jahrhunderte; es wurde 1381 gebaut, und die Spinnerin am Kreuze aus dem sechzehnten Jahrhunderte; beyden, und besonders letzterer, ist das Denkmal von W. Neustadt weit vorzuziehen. Aus allen uns bekannten Werken haben, der Beschreibung nach, mit unserem Denkmale jene thurmähnlichen Säulen, welche Philipp III., König von Frankreich, am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts errichtete, die auffallendste, größte Aehnlichkeit. Diese standen vor der Revolution auf dem Wege von Paris nach St. Denys, sie hatte der fromme Sohn Ludwigs des Heiligen an jeder Stelle setzen lassen, wo er mit der Leiche seines Vaters, des größten und edelsten Königs von Frankreich, auf dem Wege von Paris nach St. Denys ruhte. In diesen thurmähnlichen Säulen von vierzig Fuß Höhe (also wie unsere von zwölf Klaftern) waren die lebensgroßen Standbilder Ludwig's IX., des Grafen von Nevers, Bruder des Königs, seines ersten Sohnes, Philipp's III., und des sechsten Sohnes, Robert Grafen von Clermont. Die Säulen selbst vertraten daher in besseren Zeiten die Stelle jener kleinen Steinanhäufungen, die in roheren den Weg von Paris nach St. Denys bezeichneten, von welchen das in den Kreuzzügen so oft ruhmvoll erschallende: Mont Joye St. Denys, hergenommene Feldgeschrey von der einfachen Fahne des h. Dionysius auf das königliche Wappen überging, über dem es noch immer prangt. Der innere Sturm, der Frankreich so ungeheure Wunden geschlagen, suchte alle Denkmale, welche frühere Zeiten in das Gedächtniß des Volkes zurückrief, zu zerstören, und so verschwanden diese Säulen, von den Revolutionärs umgeworfen, und unzählige Werke des französischen Geistes, der National-Pietät; dem ungeachtet sind mehr als zwanzig Statuen der französischen Könige und Fürsten, bloß aus dem vierzehnten Jahrhunderte, den allgemeinen Bilderstürmen entgangen, und noch vorhanden *). So standen 28 kolossale Statuen von vierzehn

*) Alex. Lenoir: Histoire des Arts en France par les Monumens. Paris 1811 4. p. 244, n. 1.

Fuß Höhe vom König Childebert (welcher 558 starb) bis Philipp August (gestorben 1223) in der großen Gallerie über dem dreyfachen Haupteingange der Kirche Notre-Dame zu Paris und 36 Statuen französischer Könige auf dem Portal der Nordseite der Kirche St. Denys [1]). Beyde, die thurmähnlichen Säulen sowohl, als die Standbilder sprechen für den häufigen Gebrauch der Bilder im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte, und zeugen daher durch Aehnlichkeit für unsere Ansicht. Sehr ähnlich mit diesen französischen, unserem Monumente aber weit nachstehend, sind noch jene steinernen Kreuze von prächtiger Architektur, welche Eduard I., König von England (gest. 1307), seiner Gemahlin Eleonora da errichten ließ, wo immer der Leichenzug derselben auf dem Wege zur Westmünsterabtey ruhte; drey derselben sind noch erhalten in Northampton, Geddington und Waltham, und mit Statuen der Königin Eleonora geschmückt [2]). Ihre Statue auf dem Waltham-Kreuze sieht einer Himmelskönigin mehr ähnlich, als diese in der Kathedrale zu York (unter Eduard III. † 1376), welche man kaum für die Mutter des Heilandes halten würde, wäre sie nicht von anbetenden Engeln umgeben. Auch auf diesen Kreuzen sieht man noch andere Statuen, Wappen [3]).

Die Säule von Wiener-Neustadt, um in Kürze noch einmal alles zusammen zu fassen, was dieselbe merkwürdig macht, verdient den schönsten Denkmalen des vierzehnten Jahrhunderts an die Seite gesetzt zu werden, sie trägt als Hauptbild Rudolph IV., den Erbauer von St. Stephan, in kunstreicherer Haltung, als in diesem Dome selbst, welcher ohne Zweifel eines der größten Werke jenes erhabenen Styles ist, den man gewöhnlich den gothischen nennt, und der vorzüglich unter Kaiser Friedrich dem Rothbart seinen Ursprung nahm, sich unter Kaiser Friedrich II., Ludwig IX. (dem Heiligen), Heinrich III. von England, Rudolph von Habsburg entwickelte, und sich über ganz Europa verbreitete, dann durch das Wiederaufleben klassischer Literatur und Kunst mit den meisten übrigen nationalen Bestrebungen im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts verlosch. (Eine große Aehnlichkeit des gezierten gothischen Styles, bevor er aufhörte, zeigt die Pfarrkirche der Stadt Steyr, 1433 angefangen und 1503 geendigt, und die Kapelle der Gräfin Warwick in Gloresterſhire, welche 1439 starb [4]). Es steht überdieß unser Monument vor einer Stadt, die so oft bedeutend in der Geschichte der Monarchie erscheint. Die »allezeit getreue Neustadt« war schon den Babenbergern wichtig; aber ein höheres Interesse gewinnt sie unter dem weltbeherrschenden Zepter Habsburgs; denn nach Neustadt zog Ferdinand I., während in Wien seine Rechte von Empörern bestritten wurden, während die übrige Welt von Amerika bis nach Spanien, von den Säulen des Herkules über die Pyrenäen an den Rhein bis hinauf an den Kanal, und von da bis an die Eider Karl V. als Herrn erkannte. Wenige deutsche Städte der Monarchie werden so viele Werke des funfzehnten Jahrhunderts aufzuweisen haben, als die Neustadt, wo so viele Monumente stehen, welche die Eigenschaften des Kaiserhauses beurkunden; als: den frommen Sinn, mit

1) Alex. Lenoir: Atlas des Monumens, pl. XX, p. 33, 34; und auch Montfaucon: Monumens de la Monarchie française.

2) Flaxmann: Lectures on Sculpture. Lond. 1829, pl. 5, 6, p. 17.

3) The Mirror a London Journal, June 1829, p. 393.

4) Views of the most interesting churches of Great Britain. London 1825. T. II.

welchem Maximilian I. verordnete, in Neustadt unter den Stufen des Hochaltars begraben zu werden; — das fromme Gemüth der Kaiserin Theresia. In Neustadt, der Stadt Friedrichs IV., ließ dieser Kaiser viele Gebäude errichten, Münzen schlagen, bewohnte die Burg, wo er selbst steht, umgeben von den Symbolen seiner Macht, da war Maximilian I. geboren, sie ließ die Kaiserin Theresia zum Erziehungshause eines Theils der künftigen Vertheidiger des Vaterlandes umwandeln. Würde die Säule in einer Wüste gefunden, so hätte sie verdient, erhalten zu werden, um wie vielmehr erst vor dieser Stadt! Seit dem Jahre 1361 (dem wahrscheinlichen Gründungsjahre) haben ihrer die österreichischen Unruhen, die Belagerung des Mathias Corvinus, die Türken, die Franzosen, wenn nicht geschont, so hat sie doch ihren Unbilden Trotz geboten, und die dadurch verursachten Zerstörungen sind eigentlich Veranlassung zu so mancher verschiedenartigen Auslegung; es dürfte nicht schwer fallen, zu den gegebenen und angedeuteten noch viele hinzuzufügen; die Hauptsache bleibt zuverläßig unbestritten, daß sich diejenigen, die sich die Erhaltung der Säule angelegen seyn ließen, um vaterländische Kunst und Geschichte verdient gemacht haben.

Wir suchen in der weiten Welt oft unbedeutende Monumente auf, und das Nahe soll zerfallen? Wir bewahren die Ueberbleibsel vom schwermüthigen Aegypten, vom aufgeweckten, sinnvollen, kunstreichen, in jeder Darstellung unübertroffenen, aber oft frivolen Griechenland, vom zwar großartigen, aber, mit wenigen Ausnahmen, nur zu sehr gladiatorischen Rom, — jeder Nagel von Herkulanum oder Pompei dünkt uns des Aufbewahrens werth: und sollen Monumente, welche einheimisch und fleißig gearbeitet sind, und bedeutungsvoll zu dem Kunstfreunde, zu dem Geschichtsforscher, zu dem Pilger sprechen, kurz die von unsern Vorfahren herrühren, vaterländisch sind, nicht unsere lebhafteste Theilnahme erregen? Nur zu viel der vaterländischen Monumente sind schon zu Grunde gegangen! *)

*) Zu wünschen wäre es, über die Porträte Karl IV., der Margaretha Blanka, Albrecht's II. und Johanna's, die vielleicht auf diese Art nirgends bekannt sind, die unumstößlichsten Beweise aufzubringen. Die Zeichnungen, die ich durch gefällige Mittheilung aus dem Nachlasse meines Freundes und Kollegen, des den Wissenschaften zu früh entrissenen Primisser's, der Gemälde-Porträte Karl IV. in der Katharinenkapelle auf dem Karlsstein erhielt (Karl hält mit seiner Gemahlin Anna ein Kreuz, dann in der Anbetung des Heilands und der Mutter Gottes begriffen), bestärken mich zwar in meiner ausgesprochenen Meinung; doch da sie Gemälde- und nicht Steinporträte, in Karlsstein den ersten und hier den zweyten Rang einnehmen, Karl dort mit den Insignien der Kaiserwürde geschmückt, hier jedoch nur als Privatmann vorgestellt ist, so haben sie nicht den Grad der Unumstößlichkeit, der zu wünschen wäre. Mehr Aehnlichkeit die goldenen Bullen und die Majestätssiegel mit dem Bilde Karl's auf der Säule. In Oberösterreich sah ich im Stifte St. Florian, diesem vielleicht ältesten deutschen Kloster, eine schöne Glasmalerey Albrecht II. des Weisen mit seiner Gemahlin und vier Kindern betend, bedeutend jünger vorgestellt, als auf der Neustädter Säule, doch nichts gegen die Aehnlichkeit enthaltend; glücklicher Weise sind die Namen darüber geschrieben. Nach der Aufhebung Gamming's kam diese alte, Albrecht gleichzeitige, Glasmalerey nach Florian, wo sie sorgfältig, wie sie es der Wichtigkeit des Gegenstandes willen verdient, aufbewahrt wird. In dem schönen Werke der drey Gelehrten von St. Blasien, Herrgott, Heer und Abt Gerbert, ist sie schon mitgetheilt. Pinacotheca T. III. P. II. p 69—76. Tab. XXIII. Die Kinder nennt Heer Rudolph IV., Friedrich V., Katharina, Margaretha, und setzt die Verfertigung der Glasmalerey zwischen 1347 und 1349 — sonst ist in Gamming

Die edlen Stände von Oesterreich unter der Enns, kaum auf die Wichtigkeit der vor Wiener-Neustadt stehenden thurmähnlichen Säule aufmerksam gemacht, haben mit freywilligen Beyträgen für ihre Erhaltung und Restaurirung gesorgt, und auch auf diese Weise ihren so oft ruhmvoll bewährten Patriotismus bewiesen, und sie haben dadurch dem blühenden Oesterreich ein Monument erhalten, das an Architektur ausgezeichneter ist, als jene in England (welche in der Reformationszeit umgeworfen und beschädigt), und gewiß den französischen nichts nachsteht (welche in der Revolutionszeit ganz von der Erde vertilgt wurden). Es wird daher auch diese Säule einer der vielen Beweise seyn, daß beyde Umwälzungen Oesterreich wohl berühren, jedoch nicht erschüttern konnten.

Nicht minder wünschenswerth wäre es, wenn sich die Sorgfalt der Herren Stände auch auf die Erhaltung des ältesten Monumentes in unseren Gegenden, auf die des römischen Bogens bey Petronell (dem alten Carnuntum), erstreckte. So hoch in unseren Gegenden Geschichte hinaufreicht, älteren Namen als Carnuntum kennen wir keinen; er steht an der Spitze der Kultur unseres Volkes; Carnuntum war fünf Jahrhunderte hindurch der Hauptort des Handels an der Donau, den die celtischen Stämme mit den Völkern an der Ostsee unterhielten. — Als die römischen Waffen diese Stämme in dem Einen Sommer des Jahres 15 v. Chr. unterwarfen, schlug Tiberius sein Lager bey Carnuntum auf. Hier unterhandelte er mit Marbod, bezwang den pannonischen Aufruhr, erfocht sich die Ehre des Triumphes, auf welchen sich das schönste Werk der Steinschneidekunst, der große Kamée im kaiserl. Antikenkabinette, bezieht; des nämlichen Triumphes wegen wurde vielleicht auch der Bogen bey Petronell gebaut. Ob dieser Bogen ein Triumphbogen oder der eines Thores von Carnuntum sey, wird schwerlich genau auszumitteln seyn, ist aber fast gleich merkwürdig; ists ein Triumphbogen, so ist er vielleicht der einzige in Germanien; ists ein Thorbogen, so spricht er um so schöner für die Größe der einstigen Stadt. — Soll aber deßhalb, weil man über den Namen noch nicht einig ist, eines der ältesten Monumente, welches die Herrschaft der Römer an unserer Donau beweist, in welcher sich oft die römischen Adler spiegelten, nicht der Erhaltung werth seyn? und zwar bey den Ruinen einer Stadt, die schon 400 Jahre vor Christi Geburt wichtig war, die dann in der Zeit der vierhundertjährigen Dauer der römischen Regiegung bey uns durch 350 Jahre das Haupt derselben war, welches Rerierungsrath Dolliner durch ein Distichon:

Pannoniae urbs princeps Carnuntum jam diu aratur:
Vindorum oppidulum nunc caput imperii est.

---

kaum etwas zu finden, was dem Fleiße Herrgott's und Heer's entgangen wäre. Wie viele der vorzüglichsten Werke in der Glasmalerey sind nicht auch leider freventlich zerstört worden! Die Glasgemalde wirkten in dem Dunkel der gothischen Kirchen wie Lichter aus einer besseren Welt, mit Blumen des Paradieses geschmückt, in himmlische Gluthen getaucht; sie trugen mächtig bey, die Seele des Betenden dem Irdischen zu entrücken, und sie aufwärts zu tragen. In Italien, in Frankreich, hat dieser Kunstzweig, wie so viele andere, sich durch die Reste der römischen Technik gebildet, und aus der Mosaik, die da aus Glaspasten bestand, sich entwickelt, und sich auf den Schwingen des Christenthums Höherem zugewendet. Im achten Jahrhunderte wird die Glasmalerey schon in Deutschland gefunden, erhielt sich in Dürftigkeit fort, bis der deutsche Heros der Oelmalerey, Van Eyck, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts beyde Malerarten auf eine früher noch ungesehene Höhe brachte, bis sie dann im sechzehnten Jahrhunderte mit allen Künsten im Sturme der Religionsveränderung wieder zu sinken anfing, und sich nach und nach verlor.

glücklich ausdrückte, und so das alte Verhältniß Carnuntum's zu Vindobona anzeigte.

Mark Aurel schloß das zweyte Buch: »Ueber sich selbst,« in Carnuntum *), das Prätorium der römischen Legionen, die das

*) Τὰ ἐν Καρνούντῳ (geschrieben zu Carnuntum) sind die Worte des in vieler Hinsicht ausgezeichneten Imperators M. Aurel; sie geben den Ruinen Carnuntum's eine hohe wichtige Klassicität, deren sich die Reste von wenig römischen Städten zu erfreuen haben. Nächst diesen Worten ist außer der Trajans-Säule für den dazischen, jene des M. Aurel für den markomannisch-sarmatischen Krieg und hiermit für unsere Gegend und die Begrenzung der am linken Donauufer zur Zeit dieses Kaisers wohnenden Völker von größtem Interesse; kaum hat meines Wissens irgend ein Geschichtschreiber, selbst Muchar in seinem vortrefflichen Werke: Beyträge zur Geschichte des österr. Kaiserstaates. Grätz, 1825, 1826. I. u. II. Bd., der so merkwürdigen Kolumne M. Aurels erwähnt, und sie für die römische Geschichte und deren Kriege an der Donau benützt. Deßhalb folgen hier die einzelnen Bezeichnungen des Werkes (Bartolus et Bellorius. Columna Antoniniana Marci Aurelii Antonini rebus gestis insignis), welches über diese Säule erschienen ist. Auf den ersten 3 Blättern sind die Aufrisse der Säule gegeben, auf deren höchste Spitze die Statue des Apostel Paulus gesetzt ist, wie auf jene Trajans das Bild des Apostel Petrus; auf der 4. Tafel sind Block- und Wachhäuser römischer Soldaten an der Donau; die 5. Tafel zeigt den Danubius in einer Felsenhalle, mehrere Häuser, Tempel, den Hafen von Carnuntum, Schiffe mit Schilden, auf welchen ein Blitz; die Soldaten steigen vom erhöhteren Ufer aufs tiefere, wie noch heute das rechte Ufer viel höher als das linke; auf der 6ten die Schiffbrücke, auf welcher M. Aurel seine Legionen über die Donau führt; auf der 7ten redet M. A. auf dem l. Ufer die Legionen an, um sie vorwärts zu führen; 8te, röm. Lager auf Feindesboden; 9te, feindliche Hütten angezündet; 10te, die Heerführer der Markomannen bitten M. A um Frieden; 11te, am Marchflusse ist M. A. von plötzlich erscheinenden feindlichen Schleuderern bedroht; 12te, die March wird von Feinden, auf ein Knie gestemmt, mit Schilden eine Art Mauer bildend, vertheidigt; 14te, deutsche Bogenschützen, mit den Römern verbündet, greifen die Markomannen an; M. A. wird in engem Passe hart umschlossen, und auf der 15ten von Jupiter Pluvius (nur dieser ist in österr. Geschichten nachgestochen), der schirmend seine Rechte über die Römer ausstreckt, das durstende Herr der Römer erquickt, die Sarmaten von Blitzen erschlagen; mörderisch beginnt die Schlacht gegen die Quaden; auf der 16. T., die auf der 17ten fortdauert, Greise, welche, die Waffen wegwerfend, um Frieden bitten, werden niedergestoßen, Weiber mit den Haaren zu Boden gerissen, die Hütten angezündet; auf der 18ten erscheint M. A. und gewährt den Frieden. Aus dem Gefechte flieht auf der 19. T. ein König an den Gran? und streckt um Frieden flehend seine Hände gegen M. A. aus. M. A. wirft auf der 20sten dem Fürsten den gebrochenen Frieden vor. M. A greift auf der 21sten von Höhen herab die Quaden an; auf Schiffen eilen Römer und deutsche Hülfstruppen zu ihm. 22ste, Schlachten und auch 23ste, welche einen veränderten Boden bezeichnen. Auf der 24sten ein römisches Lager, in welchem M. A. das Zeichen gibt, auszumarschiren; auf der 25sten wird die Legio Fulminatrix über den Gran? geführt, sie ist immer dem Imperator zunächst; auf der 27sten berathen sich M. Aurel und Helvius Pertinax im Lager. Auf der 28sten erscheint M. A. in der Versammlung der Häuptlinge der Quaden, die über den Krieg gegen die Römer Rath halten; die meisten überrascht, flehen um Gnade, andere, welche die Flucht ergreifen wollen, werden niedergestoßen. Auf der 29sten ist ein römisches Gebäude, in welchem Barbaren gefangen; auf der 30sten verlassen Frauen angezündete Häuser, und in Sümpfen versteckte Sarmaten bitten M. A um Gnade. Eine Frau mit gekröntem Haupte erscheint auf der 31. T. unter Römern, welche Männer tödten, Thiere wegschleppen, Häuser anzünden, sie streckt ihre Hand gegen einen von einem Römer fortgerissenen Mann aus; auf der 32sten suchen die Römer mit Fackeln die in Sümpfen verborgenen Feinde auf, welche bey M. A um Gnade bitten. Auf der 33sten verlassen die Römer Kastelle, und fallen auf der 34sten in Wälder ein; nach großem Würgen befiehlt M. A. seinen Legaten, alle, die Widerstand leisten, auszurotten; nach großen letzten vergeblichen Anstrengungen bitten die Germanen, 35ste T., um Frieden. Auf der 36sten stürmen die Römer

rechte Donauufer bewachten, häufig der Fundort römischer Imperatorsstatuen, ist deutlich zu erkennen. Ist vielleicht hier, an einem von Bar-

ein feindliches Lager; auf der 37sten wird ein Siegeszeichen errichtet, und die Viktoria schreibt den Sieg im ersten markomannischen Kriege auf einen Schild; es redet M. A zu den Legionen über ihren Ruhm und den Abfall des Cassius (in Asien). Auf der 38. T. beginnt der im J. 178 n. Chr. von den Germanen wieder angefangene zweyte Krieg, mit einem aufgerichteten Siegeszeichen; deutsche Fürsten flehen mit ihren Kindern um Frieden und Schutz. 39ste, die in die Wälder geflüchteten Barbaren werden von römischer Kavallerie umgeben und gefangen. 40ste, germanische Volkerschaften, die sich an einem Flusse besprechen und Hülfe bringen. 41ste, die römische Reiterey umgibt einen Platz, auf welchem ein Fürst der Quaden gezwungen der Hinrichtung durch Kopfabschlagen der Seinigen zusieht, in der Ferne ihre Frauen (eine erschütternde Scene!). 42ste, Germanen bitten den M. A., neben welchem Commodus und ein Legat sitzen, um Frieden, und dann eine zweyte Niederlage der Germanen. 43ste, die deutsche Reiterey flieht vor der römischen. 44ste, Gefangene und Besiegte. 45ste, vor den sitzenden M. A. bringen die röm. Soldaten die abgehauenen Häupter seiner Feinde. Auf der 47. T. werden Gefangene vor den M. A. geschleppt, andere getödtet. Auf der 48sten verfolgt röm. Reiterey die deutsche in Wälder und Berge. Auf der 49sten werden gefangene Frauen und Vieh von röm. Soldaten hinweggeführt; ein reitender Germane stürzt mit verhängtem Zügel herbey. 50ste, M. A. opfert in Gegenwart der Feldzeichen von drey Legionen, und zieht in den Krieg. 51ste, Schlacht, wie auch 52ste, auf welcher germanische Hülfstruppen vorkommen. 53ste, M. A. schreitet über eine Schiffbrücke, auf den Gran geschlagen, und greift die Feinde an. 54ste, Schlacht und Gefangennehmung von Männern, Weibern und Kindern. 55ste, M. A. vor dem Lager, zu welchem Soldaten hinschiffen. 56ste, ein Theil Soldaten wirft Schanzen auf; andere redet M. A. an, einige setzen über eine Schiffbrücke; 57ste, Kaum sind die Römer über die Schiffbrücke, so machen sie Gefangene, und schleppen Männer, Frauen, Kinder und Vieh mit sich fort. Dann versammeln sich die Römer wieder 58ste, M. A. redet die Römer an, sie bringen gefangene Jünglinge und Männer aus einer Waldhütte vor ihn. 59ste, Gefecht bey dem Ursprunge eines Flusses, über welchen eine Schiffbrücke geschlagen. 60ste, Schlacht zwischen den römischen und germanischen Reitern. 61ste, die Römer schlagen Lager, und bringen auf Karren Waffen und Nahrungsmittel. 62ste, M. A. redet, zwischen Commodus und Pertinax stehend, die Legionen an, auf dem Schilde eines der ersten Soldaten ist ein Adler; auf dem zweyten eine Verzierung, dann bey einem andern ein geflügelter Blitz. 63ste, römisches Fußvolk verfolgt die germanische Reiterey; es nimmt in sumpfigen Gegenden verborgene Frauen gefangen. 64ste, die Römer reißen ein Gebäude nieder, und verfolgen die Germanen. 65ste, M. A. erscheint auf einer Erhöhung des Prätoriums, zu welchem ein Thor offen steht, und auf beyden Seiten Stiegen hinaufführen; die Soldaten zünden nebenstehende Hütten an. 66ste, das Fußvolk der Legio Fulminatrix dringt gegen den Feind vor, der in Wäldern versteckt ist. 67ste, die Soldaten der Legio Fulminatrix bringen gefangene Frauen mit ihren Kindern zum Lager, zu welchem von entgegengesetzter Seite M A. vordringt, und die wenigen noch kämpfenden Germanen einschließt. Auf der 68sten beschließt M. A. mit den Legaten, dem auf der 69. T. vorkommenden Lager zu Hülfe zu kommen; die röm. Soldaten gehen über eine Schiffbrücke, und beginnen die Schlacht so, daß die Germanen von zwey Seiten auf der 69sten angegriffen werden, und zwar sowohl von den über den Fluß geschrittenen, als auch von dem aus dem Lager ausgefallenen Soldaten. 70ste, zu einem Theil des befestigten Lagers, worin Nahrungsmittel, werden Schafe getrieben; M. A. befiehlt, Waffen auf Karren über eine Schiffbrücke zu bringen. 71ste, von der gehaltenen Versammlung der Germanen kommen welche zu M. A. um Frieden zu bitten. 72ste, ein steil absteigender Fluß, auf beyden Ufern befestigt. 73ste, M A gewährt den bittenden Germanen den Frieden; Männer, Frauen und Kinder kommen auf Schiffen herbey. 74ste, Romer geleiten reitende Germanen und fahrende Frauen, andere setzen über einen Fluß Auf der letzten 75. T. bittende Germanen und erbeutetes Vieh. — Wie anziehend für die alte Geschichte der Monarchie wären Gypsabgüsse der Säulen des Trajan und Markus Aurelius!

baren so oft zerstörten Orte, das so selten glückliche Loos der Nachgrabungen nicht zu versuchen, denn außer bey Verschüttungen, wie in Pompei, Herkulanum, hat die Hand des Menschen fast allenthalben des Menschen Werke zerstört (obschon auch hievon oft das Gegentheil, wie in Brescia); so ist es doch die Pflicht gebildeter Nachkommen, Reste einer Kultur zu erhalten, welche nur Barbaren zu vertilgen trachteten. Wie Schade, wenn auch noch die letzten geringen Spuren von der alten Größe Carnuntum's verschwinden! Die edlen Stände des Landes werden gerne das einzige Ueberbleibsel einer so uralten Stadt erhalten, so wie sie schon jene bey Neustadt vor dem Umsturze gerettet haben. Der Bogen bey Petronell und die Säule bey Neustadt sind, so zu sagen, lebendige Zeugen von der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge. In der celtischen und römischen Periode unserer Geschichte ist Carnuntum bedeutender als Vindobona, und erst in der Neige der römischen Herrschaft wurde Vindobona mächtiger als Carnuntum. Im Mittelalter wetteiferte Neustadt mit Wien um den Vorrang, besonders unter dem Babenberger Friedrich II., unter Habsburgs Kaisern Friedrich IV. und Ferdinand I. Carnuntum ist längst von der Erde vertilgt, Neustadt, wohl fortblühend, gehört zu den geringern Orten; Wien ist die erste der Städte des weitherrschenden Monarchen, und, im Interesse der Geschichte, so enge verbunden mit Adel und festem Besitzstande, werden die vorzüglichsten Geschlechter gewiß auch noch das älteste Monument des Landes erhalten, welches mit dem schon geretteten für jeden einen angenehmen Anblick gewährt, der aus Süd und Ost in die Hauptstadt des Kaiserthumes Oesterreich reiset.

J. C. Arneth.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

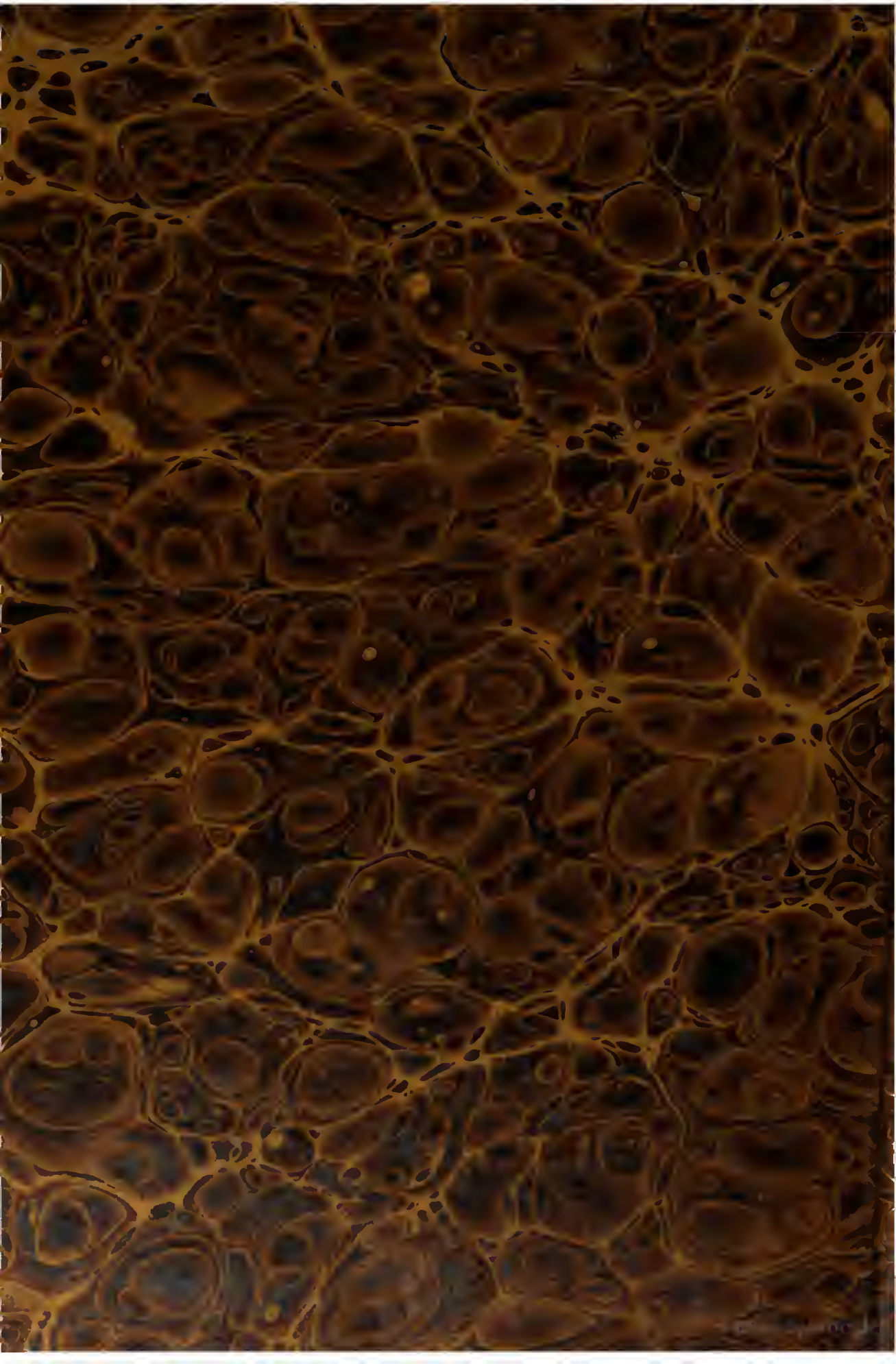
Druckfehler im XLIX. Bande.

Hauptblatt.

Seite 5, Zeile 3 v. u. siebenmal sieben lies sechsmal sieben.
» 7, » 9, und zwar das erste, von dem uns aber bisher nur der 39. Theil zu Gesicht gekommen; lies: und zwar Nr. 39, von dem uns aber bisher nur der erste Theil zu Gesicht gekommen.
» 8 » 8 v. u. Chifr lies Chifr.
» 17 » 26 Dschihannume lies Dschihannuma.
» 40 » 18 Dschûubusch lies Dschûnbusch.
» 40 » 16 v. u. Dusoghti lies Dusoghli.
» 41 » 28 Entychius lies Eutychius.

Anzeigeblatt.

Seite 24, Zeile 9 καινεξειν lies καινεζειν.
» 40 » 8 v. u. beutschen lies deutschen.
Im Titel des Verzeichnisses des Anzeigeblattes, wo es heißt: Verzeichniß verwandter Wörter, muß es heißen statt: auch den Mundarten der letzten; aus den Mundarten der letzten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google